Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die Königin.

Historischer Roman

von

Ludwig Storch.

Erster Band.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1858.

Erstes Buch:

In der Provinz.

1.

Zwei Geschäftsfreunde.

In einem gewölbten, nicht sehr lichten Zimmer dessen schmale vergitterte Fenster die unfreundliche Aussicht auf einen engen dumpfen und düstern Hof gewährten, und dessen einfache Ausstattung mit Schreibtischen und Repositorien voll großer dicker Handlungsbücher auf seine Bestimmung als Zahlstube eines Kaufmanns hinwies, befanden sich zwei Männer in einer dem Orte angemessenen Beschäftigung. Der eine von ihnen, ein langer hagerer gravitätischer Herr, auf dessen Gesichte sich der ganze Ernst seines Geschäftes abspiegelte, zählte auf den vor dem Fenster aufgestellten Zahltisch blanke Gold- und Silberstücke, indem er dabei öfter in ein aufgeschlagenes Buch auf dem danebenstehenden Schreibtische blickte; der andere, von Natur bedeutend kleiner und mit einem wohlhäbigen, beschränkten Gesichte, auf welchem selbst die Wichtigkeit des gegenwärtigen Geschäftes die Spuren einer herzlichen Gutmüthigkeit nicht hatte verwischen können, überzählte die schon berechneten Posten, indem auch er sich der

Hülfe eines Rechnungsbuches bediente, und strich dann die richtig befundenen Summen in einen großen ledernen Beutel ein.

Beide standen schon in höherem Mannesalter; während der Lange etwas hektisch aussah, zeigte der Körper des Andern eine Fülle guter, derber Gesundheit; Arbeit und geregelte Lebensweise schienen dieser eine erfreuliche Dauer verliehen zu haben. Man errieth im ersten Augenblick, daß man sich einer der an Leib und Seele tüchtigen, an Geist etwas schwachen ehrenhaften Naturen des goldenen Mittelstandes gegenüber befand, der die unerschütterlichen Grundpfeiler der Staaten bildet.

Die Abrechnung, bei welcher die beiden Geschäftsleute nur wenige Worte getauscht hatten, war beendigt, man hatte beiderseits die nöthigen Notizen in den Büchern gemacht und dieselben zugeklappt; während der wohlgenährte Kleine seinen Lederbeutel mit äußerster Sorgfalt verwahrte, sagte der lange Hagere, die Brille von der Nase nehmend, mit einem schwachen Lächeln: „Nun, werther Freund und Gevattersmann, so wäre denn wieder einmal unser Geschäft abgeschlossen und, wie ich denke, zu gegenseitiger Zufriedenheit."

„Gewiß, gewiß, mein lieber Champollion," erwiederte der Andre lebhaft, indem er den ledernen Geldbeutel in einen unscheinbaren groben Linnensack senkte, den er vom Boden aufgehoben hatte, und sein Rechnungsbuch unter den Arm nahm. „Das Geschäft blüht, und das muß uns für vieles andre Trübsal trösten."

„Es ist in der That merkwürdig, welchen Auf-

schwung der Handel in Luxusgegenständen genommen hat," bemerkte Herr Champollion. „Da fällt mir ein; vergesset ja nicht, werther Freund, sogleich nach euerer Heimkehr meine Bestellung in halbseidenen Stoffen ausführen zu lassen und sendet mir das Zeuch durch Fuhrgelegenheit. Meine Vorräthe in diesem Artikel sind, wie schon gesagt, merkwürdig geschmolzen, und die Nachfrage wird immer stärker."

„Ich komme wirklich in eine sonderbare Verlegenheit," erwiederte der Geschäftsfreund mit einem halb ängstlichen Lächeln. „Ganz dieselbe Sprache habe ich von meinen andern Kunden gehört. Man hat mich mit Bestellungen überhäuft, wie noch nie zuvor. Es ist das auf der einen Seite ein schmeichelhaftes Zeugniß für mich, indem man mein solides Fabrikat anerkennt, auf der andern gerathe ich dadurch in nicht geringe Noth, denn ich habe nicht Hände genug, um alle Bestellungen ausführen zu können. Aber verlasset euch auf mich, werther Freund und Landsmann, ihr sollt allen andern vorangehen. Das ist mir ein schlechter Spruch, den ich nie habe leiden können: im Handel gelte keine Freundschaft. Ich habe sie in meinem Geschäfte wohl gewahrt und bin gut dabei gefahren. Ich muß zusehen, daß ich noch einige geschickte Arbeiter auftreibe, und meine eigenen Bursche arbeiten gern für einige Zeit eine Stunde länger, wenn es die Ehre des Geschäfts gilt. Also euere werthen Aufträge werden ausgeführt, so wahr ich Valery heiße."

„Topp!" erwiederte Champollion und schlug in die

dargebotene Rechte des Seidenfabrikanten. „Immer der alte Zuverlässige! Kann mir wohl denken, daß die Seidenhändler euch arg zusetzen. Luxus und Hoffahrt nehmen tagtäglich zu; Alles will in Sammt und Seide prunken; und wer die echten Stoffe nicht bezahlen kann, täuscht sich selbst und Andre mit unechten, damit nur der Schein gewahrt werde. Die Verschwendung geht vom Hof aus, wo der unsinnigste Luxus getrieben wird; der Adel ruinirt sich, es dem Könige möglichst nachzuthun, und die Beamten und Bürger eifern wieder, es den adeligen Familien gleichzutreiben. Es ist ein wahres Wettrennen nach dem Abgrunde zu. Ich habe viele verständige Leute, vor deren Einsicht ich große Achtung hege, sagen gehört: Dieser Zustand sei eine große Calamität für unser Land und werde ihm eines Tages zum schweren Verderben gereichen. Mag sein, ich bekümmere mich nicht darum; mag die Verantwortung tragen, wer die Schuld auf sich ladet. Mich tröstet der Gedanke, daß unter den Verhältnissen, so schlecht sie auch sein mögen, viele fromme rechtschaffene Leute ihr gutes Auskommen finden.“ Dabei griff Herr Champollion in die Tasche seines kurzen Beinkleides, in welche er vorhin eben den Schlüssel zu seiner Kasse versenkt hatte.

„Gewiß,“ erwiederte Herr Valery und preßte unwillkürlich den Sack an seine Brust. „Gott segnet den Frommen ihre Güter. Können wir armen geknechteten niedergedrückten Leute der Sündhaftigkeit Einhalt thun? Schreit man nicht, wenn wir uns zu rühren wagen, sogleich in unser Ohr: Philister über dir? Aber der

Herr hat uns in unserem Jammer nicht ohne Trost gelassen. Wie gern vertilgten uns die Elenden! Doch sie können uns nicht entbehren, sie brauchen unsern Fleiß, unsere Emsigkeit und Geschicklichkeit zur Befriedigung ihrer Hoffart, sie müssen uns das Geld hingeben, welches sie dem armen Bauer und Bürger abgerungen; sie sind sogar unsere Schuldner."

„Ja, ja, ihr habt Recht, Valery," erwiederte Champollion mit ungewohnter Lebhaftigkeit und rieb sich erregt die langen magern Hände. „Das tröstet einen über Manches. Mögen die Frommen noch so heuchlerisch ihr Kreuz vor uns Ketzern schlagen und denken: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser! mögen die Vornehmen noch so verächtlich auf uns Canaille herabsehen: wir haben auch unsern Gott, der uns zu trösten und zu helfen weiß, und haben auch unsern Stolz, den wohlbegründeten, auf unsere Industrie, unser merkantiles Genie, unsern Spekulationsgeist, der uns jede Kränkung von Seiten eines adeligen Taugenichts verschmerzen läßt."

Ein junger Mensch trat in das Zimmer und lud die beiden Herren im Namen der Frau vom Hause zum Abendessen ein.

„Mein Gott," sagte Valery sich zusammenraffend. „Ich wollte ja in meinen Gasthof gehen und packen, damit ich morgen in aller Frühe die Rückreise antreten kann. Aber wo bleibt denn auch mein Theodore? Er müßte ja der Verabredung nach längst zurück sein."

„Beruhiget euch nur, Freund," erwiederte der Hausherr. „Ihr esset mit uns zu Nacht, unterdessen wird

Herr St. Julien schon zurückkommen. Vertrauet mir euere Baarschaft und euer Buch während der Zeit an; mein Bursche wird es euch in euer Logement tragen."

Herr Champollion nahm seinem Geschäftsfreund Beutel und Buch ab und stellte beides in ein Schränklein, welches er zuklappte; Valery fügte sich in das, was nicht zu ändern war.

„Ihr müsset den Abend hier bleiben; wir haben eueretwegen eine kleine Feierlichkeit veranstaltet," sagte der Hausherr mit etwas geheimnißvollem Tone. Ein Geräusch ließ sich im Nebenzimmer hören, und er flüsterte Herrn Valery etwas ins Ohr.

Der Ausdruck im Gesichte des wackern Fabrikanten, der so eben hohe Ueberraschung bekundet, zeigte eine feierliche Rührung; und er sagte, seinem Geschäftsfreunde die Hand drückend: „Meine Seele dürstet nach Gott, dem lebendigen Wasser. Wie dankbar bin ich euch, mein Freund und Bruder in Christo, daß ihr mir zu seinem Anschauen und Genusse verhelfen wollt!"

„Nun so kommt, Freund!"

Die beiden Männer verließen die Zahlstube, welche Herr Champollion hinter sich verschloß, und schritten durch ein größeres Zimmer, das ebenfalls mit Schreibtischen für die Geschäftsdiener und mit Realen für Bücher und Vorräthe versehen war, und an welches nach vorn zu der vielbesuchte Laden der Herren Champollion und Co. stieß.

Nachdem beide ihren Weg über einen geräumigen

Vorsaal genommen, öffnete der Wirth die Thür eines Zimmers und ersuchte seinen Gast einzutreten.

In der Mitte der hell erleuchteten Stube war an einem gedeckten Tische die Hausfrau, Madame Champollion, mit dem Zerlegen von Geflügel beschäftigt. An der einen Seite des Zimmers standen mehrere bescheiden aussehende Leute, offenbar die Diener des Geschäftes. Unter ihnen zeichnete sich einer sowohl durch sein vorgeschrittenes Alter, als durch ein sicheres würdevolles Wesen aus, welches merklich von dem timiden Benehmen der andern Diener, dem Principale, seiner Gattin und ihm selbst gegenüber, abstach. Mit diesem Manne, der ein kühnes geistreiches Gesicht zeigte, hatte sich Madame Champollion unterhalten. Jetzt wandte sie sich dem in Begleitung des Hausherrn eintretenden Gast- und Geschäftsfreunde zu.

„Nun, Herr Gevatter, bekommt man euch endlich einmal wieder zu Gesichte?“ fragte sie freundlich ihm die Hand zum Willkomm reichend. „Das vergißt vor lauter Geschäften Essen und Trinken, Frau und Hausstand. Nicht genug, daß ihr euch hartnäckig weigert, unser beständiger Gast zu sein, so lange ihr in Paris verweilt, man hat sogar die größte Noth, euch nur einmal an seinem Tische zu sehn. Und meiner Treu, ich habe so viele Fragen angesammelt nach euerer Familie, den guten Freunden in Alais, daß ihr Noth haben werdet, sie noch alle zu beantworten. Man hat euch aber auch in den vier Tagen, die ihr hier weilet, kaum ordentlich gesehen; geschweige daß ihr einem Rede gestanden.“

„Liebe Gevatterin," erwiederte Valery. „Mich scheltet, wie ihr wollt, nur dem Geschäfte laßt seine Ehre. Das muß uns das erste von allen menschlichen Dingen sein. Und was euere gütige Einladung betrifft, so kennt ihr meine Ansicht. Ihr Leute in Paris seid so beschränkt mit euerem Raume, daß es eine Sünde wäre, euch zur Last zu liegen; bei uns in der Provinz ist es anders; wir haben Stuben und Kammern in Ueberfluß; ich glaube, es könnten unvermuthet zwanzig liebe Gäste zu mir ins Haus kommen, meine Weiber brächten sie alle unter, ohne Belästigung für uns. Deshalb stellt ihr euch nur bald bei uns ein."

„Ach, ich sehne mich recht sehr aus der großen Stadt wieder einmal in unser herrliches Heimatland zu kommen!" seufzte die Hausfrau. „Als ich zum letztenmale dort weilte, war mein Pathchen Manon ein kleines Kind. Jetzt ist sie eine Jungfrau."

„Gut," sagte Champollion, „es wird hiermit abgemacht; meine Frau kömmt zur Hochzeit ihrer Pathe Manon, ich zu der meines Pathen Job. Wollt ihr uns also bald haben, so verheirathet euere Kinder bald."

„Es ist wahr, Herr Valery, ihr wohnt in einem schönen Lande," nahm jener von Allen so rücksichtsvoll behandelte greise Geschäftsdiener das Wort, der auch von dem Fabrikanten mit Achtung begrüßt worden war. „Wem schlägt im Norden nicht sehnsuchtsvoll das Herz, wenn er die Namen Provence und Languedoc hört? Mit diesen Klängen ist sogleich vor eines Jeden geistigem Auge ein Bild der Herrlichkeit Gottes in der Natur

hingezaubert. Der gütige Vater im Himmel hat dieses Land zu einem Garten der Wonne gesegnet; der Fluch der menschlichen Leidenschaften hat es in ein Land der Seufzer verwandelt."

Alle seufzten bei diesen mit kräftiger Stimme gesprochenen Worten.

„Ach, ihr habt nur allzu Recht, Herr Barrot!" sagte Valery traurig. „Ja, es ist ein schönes Land, Languedoc, aber es wohnen viele betrübte Leute darin, weil sie ihren Gott nicht verehren sollen, wie sie ihr Herz treibt, und wie ihre Väter gethan."

„Gott besser's!" nahm Champollion das Wort. „Sind wir doch hier zu Lande nicht besser daran, so zu sagen unter den Augen des Königs."

„Er siehet wohl mit den leiblichen Augen," bemerkte Barrot, „aber sein Herz ist blind."

„Euer Reisegefährte ist noch nicht zurückgekehrt, Herr Valery," sagte die Hausfrau; „er versprach zur bestimmten Stunde zu kommen, allein es scheint, als habe er eine unerwartete Abhaltung erfahren. Ich habe ihm Speise zurückgestellt. Ihr andern Herren kommt nun zu Tisch und vergällt euch nicht die Himmelsgabe durch solche Reden. Klaget, so viel ihr wollt, ihr werdet immer trauriger werden; versucht es mit Gott froh zu sein, und die Traurigkeit wird bald von euch weichen."

„Ihr habt recht und weise gesprochen, Frau Champollion," sagte Barrot. „Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Laßt uns versuchen, im Herrn froh zu sein!"

Man setzte sich. Valery und Barrot, der ein kurzes kräftiges Tischgebet sprach, erhielten die Ehrenplätze.

„Daß in euerer Familie alle gesund sind,“ nahm die Frau wieder das Wort, „habe ich euch glücklicherweise bei euerem ersten Eintritte in unser Haus abgelauscht. Aber die nähern Nachrichten fehlen mir noch. Was treibt euere gute Ehewirthin Ulrique? wie hat sie sich in ihr Schicksal gefunden? ich denke mir immer, es hat sie mehr angegriffen, als sie sich äußerlich merken läßt. Wie geht's meinem lieben Pathchen Manon? Ach, könnt' ich sie doch an mein Herz drücken! Wie gern hätt' ich sie zu mir genommen, das holde Kind! Aber wer kann euch verdenken, wenn ihr euch eines solchen Schatzes nicht entäußern wollt? Hat sich ihr noch kein Bürgerssohn in Alais werbend genaht? Sie hat das Alter und muß zur schönen Jungfrau erblüht sein. Macht Job noch keine Miene, euch eine Schnur ins Haus zu führen, der wackere Jüngling? Was macht Madeleine, was Pierre und die andern Söhne, die ich kenne und liebe, als wären sie mein eigen? Hat mir doch der liebe Gott meine eigenen Kinder genommen, so daß ich mein Herz an die Sprossen meiner Freunde hänge. Wie geht's dem jüngern Nachwuchs, den ich nicht kenne?“

„Wird euch nicht Angst, Freund Valery, bei dieser Fluth von Fragen, die über euer Haupt hereinstürzt?“ fragte Champollion lachend. „Ja fallt nur den Weibern erst in die Hände.“

„Wie sollte mir bange werden?“ erwiederte Valery. „Ist doch jede dieser Fragen ein sprechender Beweis von der Liebe und Theilnahme, welche ihr, werthe Frau, für mein Haus habt. Seht, da geht alles seinen ruhigen Gang fort; in der Provinz kennt man die Aufregung und Abwechslung im Leben nicht so, wie in der Hauptstadt. Die Frauen haben ihre bestimmten Geschäfte, die täglich wiederkehren und ihren Sinn vollkommen in Anspruch nehmen. Große Begebenheiten fallen unter uns stillen Leuten nicht vor; und wenn der König nicht geruht hätte, uns Soldaten über den Nacken zu schicken, um durch unsere Bekehrung seine Sünde zu büßen, oder unglückliche Leute, die nicht davon abstehen, ihren evangelischen Glauben auch äußerlich zu bekennen, vor die Gerichte stellen zu lassen, um sie in Kerker zu begraben oder auf die Galeeren zu schicken, würde unser Leben ganz still verfließen. Aber gerade die Quälereien, die unsere Glaubensgenossen erleiden müssen, verbittern es uns. Wir selbst sind Gott sei Dank davor sicher, da wir uns gleich euch zum Scheine bekehrt haben, aber es schmerzt uns doch alle diese abgedrungene Verleugnung gar sehr, und wenn wir eine Sünde begangen haben, so wälzen wir sie auf das Haupt desjenigen, der uns Gewalt angethan. Sonst befinden sich meine Frau und die Kinder alle wohl; daß André und Madeleine mich fast zu gleicher Zeit zum Großvater gemacht, habe ich euch damals schriftlich gemeldet. Job und Manon habe ich bis jetzt von dem, wonach ihr fragt, noch nichts abgemerkt. Auch

Blancs und Levaillants befinden sich in guten erwünschten Umständen und haben mich beauftragt, euch ihren freundlichen Gruß zu überbringen."

„Danke euch herzlich," erwiderte die Hausfrau.

„Wenn uns der liebe Gott nur gesund erhält," fuhr Herr Valery fort, „so läßt sich schon Manches ertragen. Es ist freilich gar zu traurig, daß wir armen Leute so viel ausstehen müssen."

„Sind wir in Paris besser daran? meint ihr, wir heimlichen Hugenotten säßen hier in einem Rosengarten?" fragte Champollion mit einem bekümmerten Blicke. „Der König hat einen alten Span auf die Bewohner seiner Hauptstadt; das schreibt sich noch aus seiner Jugend vom Kriege der Fronde her, wo er damals die Stadt mit dem Rücken ansehen mußte. So was können solche Herrn nie vergeben und vergessen, und ihr mögt euch denken, wie sich die Pfaffen den Widerwillen des Königs zu nutze machen! Man sucht ihn zu bereden, unsere Glaubensbrüder seien damals wie immer die Unruhstifter und Störefriede gewesen, und Ludwig glaubt gern, was sein Herz wünscht. Ach, es sind elende Zeiten! Wo sind die Tage des guten Heinrich hingeschwunden, da die Anhänger des unverfälschten Evangeliums die Meister waren in Frankreich und ihren König auf den Thron setzten?"

„Wohl haben wir Grund zu klagen," sagte Valery, „denn die Tage des Ruhms und der Herrlichkeit sind auf ewig für uns vorüber. Zum Lohne für die Verdienste unserer Väter um den Thron bedrängt und

verfolgt man uns; ja man möchte uns wohl gern ausrotten; der entartete Enkel schmälert uns auf jede Weise die Rechte, welche uns die Dankbarkeit des Großvaters gab, und die Enkelin unseres großen Glaubenshelden d'Aubigné facht die fanatische Wuth ihres königlichen Freundes gegen ihre ehemaligen Glaubensbrüder immer von neuem an. Ihr habt Recht, Champollion, es sind elende Zeiten."

Die jungen Leute erhoben sich vom Tische und verließen, nachdem ihr Principal ihnen einige Worte zugeflüstert hatte, das Zimmer.

„Und ihr, Herr Barrot, seid so schweigsam?" fragte die Hausfrau den Mann im bescheidenen Gewande eines Geschäftsgehülfen. „Hätte Jemand Ursache zu gerechter Klage, so seid ihr es."

„Was helfen Klagen, Frau?" erwiederte der Angeredete, der, nachdem er eine kurze Mahlzeit gehalten, in trübem Sinnen bei Tische gesessen hatte. „Ihr scheltet die Zeiten schlecht, ihr Leute. Das ist eine leichte Ausrede. Was sind die Zeiten? Wer macht die Zeiten? Doch einzig die Menschen, die in ihnen leben. Wälzt nicht den gerechten Vorwurf, der nur uns allein gebührt, auf einen leeren Begriff. Sind die Zeiten wirklich schlecht, dann sind es nur eben die Menschen, die gerade leben. Klagt und scheltet nicht, das hilft nichts; wollt ihr die Zeiten besser haben, dann fangt mit der Besserung zuerst bei euch selbst an. Ihr habt recht, Gott hat uns schwer gezüchtigt, daß er uns in die Hand eines bösen Königs und seines Kebsweibes

gab. Aber verdienen wir nicht zu dulden und zu büßen? Gott züchtigt Niemand, der es nicht verdient. Wir sind abgefallen von ihm, und ihr wollt, daß er euch helfe? Ihr betrachtet mit Blicken des Neides das Glück euerer Väter, die stark durch den heiligen Geist über ihre Feinde triumphirten. Aber das waren treue Helden in Gott, die frisch und froh Gut und Leben opferten zur Ehre und Herrlichkeit seines Namens. Sagt, welches Opfer habt ihr für euern Vater im Himmel gebracht? Habt ihr ihn nicht alsbald verleugnet und verlassen, da der Versucher zu euch trat? Ihr scheltet jenes Weib, das dem Könige zuhält, weil sie dem Glauben, für den ihre Väter geblutet, untreu geworden, weil sie von euch nichts wissen will? Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge! Wie könnt ihr mit gutem Gewissen verlangen, daß jene treu zu euch halten soll, da ihr doch selbst euch verrathen habt? O schmäht nicht auf die Zeiten! Denkt an die großen und starken Blutzeugen der evangelischen Wahrheit! Denkt an die herrlichen Menschen, die für ihre Ueberzeugung freudig in Schmach und Tod gingen! Wir sind elend und schlecht geworden, da wir vom rechten Glauben abgefallen sind und das güldene Kalb anbeten."

Die beiden Herren waren über diese unerwartete Strafpredigt, welche, wie ihre verlegenen Gesichter bezeugten, wohl einige Berechtigung hatte, nicht wenig bestürzt. Namentlich zeigt sich der Fabrikant aus Alais

zerknirscht; leise vor sich hinmurmelnd schlug er sich an die Brust wie ein reuiger Zöllner. Die Hausfrau hatte sich unbemerkt entfernt.

„Wir verdienen euern schweren Vorwurf," sagte Champollion demüthig aber gefaßt, da er an solche Ausbrüche von Seiten seines Hausgenossen mehr gewöhnt schien. „Aber ihr erinnert euch wohl, Herr Barrot, daß ich damals, als der König und seine nichtswürdigen Helfershelfer mich zum äußern Abfalle drängten, (denn in meinem Herzen werde ich stets dem Gott meiner Väter dienen, soweit das schwache Fleisch es vermag), in meiner Verzweiflung mich an euch wandte und fragte, was ich thun sollte. Ihr riethet mir damals zu thun, was ich nicht lassen könne."

„So sagte ich," erwiederte Barrot mit einem bittern Lächeln; „und ihr schlugt euere Handlungsbücher nach und berechnetet, wie theuer euch das freie Bekenntniß eueres Glaubens zu stehen kommen werde. Nachdem ihr die Bilanz gezogen, entschloßt ihr euch den Menschen mehr zu gehorchen als Gott. Und was hättet ihr wohl gethan, wenn ich euch anbefohlen hätte, Gut und Blut für das Evangelium einzusetzen?"

„Müssen wir nicht dem Willen des Königs gehorchen?" rief der Hausherr verzweifelt. „Was sollen wir armen Bürger gegen die Uebermacht ausrichten? O wähnt nicht, Herr Barrot, daß wir nur den Mammon anbeten! der Gram, daß wir unsern Gott auch nur zum Schein und vor der Welt haben verleugnen

müssen, nagt wie ein Wurm an unserem Herzen Tag und Nacht."

„Ja, ja, so ist es," murmelte Valery und schüttelte wehmüthig den Kopf. „Mehrt unser Herzeleid nicht durch Vorwürfe, Herr Barrot, so gerecht sie auch sein mögen; tröstet uns mit dem milden Worte des Evangeliums, denn wir bedürfen des Trostes." — —

„Nein, das ist zu arg, zu schändlich!" Mit diesen Worten trat Frau Champollion in großer Aufregung ins Zimmer, gefolgt von einer bürgerlich gekleideten Frau, die sich den Aeußerungen eines heftigen Schmerzes hingab. „Hört, ihr Herren, was ich so eben habe vernehmen müssen! Ihr müßt wissen," wandte sie sich an Valery, „das ist die Frau eines Tischlers, der neben uns wohnt; kreuzbrave Leute, die ein schönes Geschäft haben. Sie sind von den Unserigen und haben sich durch keine Ueberredung und keine Rücksicht vom Bekenntniß des wahren Glaubens abbringen lassen, wie viele andre arme Leute thun mußten. Sie haben drei Kinder, zwei schöne Mädchen und einen Knaben, die Mutter kann stolz auf sie sein, ich sag' es in ihrem Beisein."

„Ach, meine arme Madeleine!" rief die Frau schmerzlich und rang die Hände.

„Madeleine, die älteste, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ist ihr in Abwesenheit ihres Mannes so eben entrissen worden," fuhr Madame Champollion fort. „Diener des Erzbischofs — der Himmel bestrafe diesen schändlichen Priester! — haben sie von dannen geführt,

um sie in ein Kloster zu sperren, damit sie da unberührt bleibe von der Ansteckung der Ketzerei. Die beiden jüngern Kinder sind zum Glück nicht zu Hause gewesen; sonst würden sie wohl ebenfalls das Schicksal ihrer Schwester getheilt haben."

„Schrecklich!" seufzte der Fabrikant. „Nun seh ich wohl, daß ihr in Paris keinen Vorzug der Schonung vor uns genießt."

„Sie fallen uns an wie Wölfe die Schafherden; sie kennen kein Erbarmen," sagte Barrot düster.

„Arme Madeleine!" seufzte Champollion, „du bist in böse Hände gefallen. Was wird der Erzbischof Harlai, der lüsterne Frauenjäger, aus dir machen! Das ist in kurzer Zeit nun schon der dritte Fall, daß hugenottischen Eltern ihre Kinder geraubt worden sind, um sie in Klöstern unterzubringen. Wagen es mitleidige Menschen die Flucht solcher armen Wesen zu fördern, schickt man sie auf die Galeere."

„Nun gebt mir guten Rath, ihr Nachbarn und Freunde, was fang' ich an in meiner großen Noth?" jammerte die Schreinersfrau. „Der Schrecken hat mich ganz sinnlos gemacht."

„Vor allem," erwiederte Champollion, „müssen wir die Rückkehr eueres Mannes abwarten; sobald er zurückkommt, wollen wir überlegen, was zu thun ist. Es wird, Gott sei's geklagt! freilich nicht viel sein. Euere Tochter muß das Beste thun; ist sie standhaft, so muß man sie am Ende wohl gehen lassen. Es giebt nur

leider zu viel Mittel in der Hand dieser falschen Apostel, ein armes Kind zu bethören."

„Beruhigt euch," redete Barrot die Frau an, welche sich auf's neue ihrem Schmerze hingab. „Hebt euere Augen zu dem auf, der allein helfen kann, und fleht ihn um seinen Beistand. Er wird euere arme Tochter und euch selbst Stärke in dieser Prüfung verleihen."

Madame Champollion führte ihre wehklagende Nachbarin unter tröstendem Zuspruche aus dem Zimmer.

„Bei Gott!" sagte der Hausherr. „Es ist ein schönes Ding, Vater guter und schöner Kinder zu sein. Aber in dieser Zeit ist es ein großer Kummer, und ich danke meinem himmlischen Vater jetzt aus tiefstem Herzen, daß es ihm gefiel, die meinen früh zu sich zu nehmen; jetzt erkenne ich seinen weisen Rathschluß, den ich damals nicht durchschauen konnte."

So kurz diese Zwischenscene gewährt, hatte sie doch einen tiefen Eindruck des Entsetzens auf den Fabrikanten aus der Provinz gemacht. Er erhob sich unruhig vom Tische, trocknete sich mit dem Tuche die feuchte Stirn und sagte mit beklemmter Stimme: „Großer Gott, was werden meine Leute zu Hause machen! wenn ich mir denke, daß ein solches Schreckensereigniß während meiner Abwesenheit vorfiele, daß eines meiner Kinder —" Er brach schaudernd ab.

„Entschlagt euch solcher Gedanken," versuchte ihn Champollion zu trösten. „Wie wäre so etwas in euerer Familie möglich? Habt ihr doch dem Willen des Königs

und seiner Statthalter gehorcht und seid zur herrschenden Kirche getreten. Mein Nachbar Pierrot, müßt ihr bedenken, widerstrebte immer, indem er sich hartnäckig auf sein gutes Recht berief. Was gilt unser Recht der Gewalt gegenüber? Was könntet ihr aber auch durch euere Gegenwart euerer Familie helfen, wenn Gott ein solches Unglück über euch verhängt hätte?"

Herr Valery hatte nur halb auf diese Worte gehört, die freilich des Trostes wenig genug enthielten. „Ich bin voll schwerer Besorgnisse," sagte er. „Ich weiß nicht, ob ich euch bereits mitgetheilt habe, daß auch mein Haus so glücklich ist, einem arg verfolgten Apostel evangelischer Wahrheit als Zufluchtsstätte und Versteck zu dienen. Der würdige Herr Benoit, ein Vetter meiner Frau, wohnt schon seit einigen Wochen bei uns und erquickt unsere durstigen Herzen mit dem unversiechbaren Quell des lauteren Evangeliums. Treue zuverlässige Nachbarn finden sich dann zu uns, und wir verleben schöne Stunden christlicher Andacht. Denkt, wenn er entdeckt würde, wir wären bei der furchtbaren unnachsichtlichen Strenge unseres Intendanten Basville und bei dem Fanatismus der katholischen Priester in unserem Städtlein verloren."

„Faßt euch, Herr Valery," redete Barrot den verzweifelt vor sich hinstarrenden Fabrikanten an. „Wir stehen alle in Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt."

„Nun kömmt noch eine andere schwere Sorge hinzu," fuhr Valery jammernd fort. „Da muß ich nun

den armen Theodore, den ich liebe wie meinen eigenen Sohn, allein und schutzlos in dieser feindlichen Welt lassen. Wie soll er sich in seiner Herzenseinfalt wahren vor der Tücke und Arglist, wie sie hier zu Lande herrscht? Ach mir ist recht bange um ihn!"

„Seine Herzenseinfalt wird der beste Panzer sein," tröstete Barrot.

„Was sagt ihr? allein und schutzlos!" fuhr Champollion mit gutmüthiger Heftigkeit auf. „Und das sagt ihr m i r ins Gesicht. Der junge Mensch wird weder allein, noch schutzlos dastehen. Dafür laßt mich sorgen. Er hat mir gefallen, und wenn er etwas braucht, soll er sich nur an David Champollion wenden. Aber macht uns doch," fuhr er theils aus wirklichem Interesse für die erwähnte Person, theils in der Absicht, die Gedanken seines Gastfreundes von den traurigen Bildern, welche denselben bis jetzt beschäftigt hatten, abzulenken, mit gutgemeinter Zudringlichkeit fort, „wenn sonst nichts entgegensteht, mit euerm Verhältniß zu dem jungen Menschen bekannt, so weit es die neu einzunehmende Stellung desselben betrifft."

Er schien seine doppelte Absicht zu erreichen, denn der ängstliche Ausdruck verschwand rasch von des Fabrikanten Gesichte, auf welchem sich die Anfänge eines behaglichen Lächelns zeigten. Es war offenbar, der Mann erzählte gern. Er nahm seinen Sitz am Tische wieder ein, welchen er vorhin in ängstlicher Aufregung verlassen hatte, und begann: „Die Art und Weise, wie ich mit Theodore St Julien und seiner Mutter bekannt

geworden bin, wißt ihr aus frühern gelegentlichen Mittheilungen von mir; es wäre wohl deshalb nicht nöthig, das zu wiederholen."

„Thut es immerhin, werther Freund," ermunterte Champollion. „Die einzelnen Umstände sind meinem Gedächtnisse wieder entschwunden, auch denke ich, wird Herr Barrot Theil daran nehmen, wenigstens schien ihm euer Theodore ebenfalls behagt zu haben."

„Ohne Zweifel," ergriff dieser das Wort; „wer sollte einem Jünglinge nicht gewogen werden, dessen Gesicht die treueste beste Seele so klar widerspiegelt, wie das eueres jungen Freundes?"

„Es mögen wohl über zwanzig Jahre sein," fing Herr Valery an, froh darüber, daß er von vorn erzählen durfte, „als ich eines schönen Tags von einem meiner wenigen Geschäftsfreunde — ich muß nämlich sagen, daß ich damals meine Weberei noch ziemlich bescheiden trieb — also ich bekam eine Zuschrift von Nimes, worin mir mein Geschäftsfreund und Glaubensbruder schrieb, er sei beauftragt, für eine Dame seiner Bekanntschaft, ebenfalls Hugenottin, eine Wohnung in Alais zu schaffen. Dieselbe sei die Witwe eines Offiziers und habe einige Zeit in Nimes unter dem Schutze eines alten Oheims, der dort evangelischer Priester gewesen, gelebt. Dieser sei gestorben, und es leide sie nun nicht ferner in der Stadt, wo sie weiter keinen Freund habe und stets den Erinnerungen ihres schmerzlichen Verlustes ausgesetzt sei. Sie habe während ihres Aufenthaltes in Nimes das Städtchen Alais einmal be-

rührt und Gefallen an der Lage gefunden, zumal es voll guter Calvinisten sei. Der reine Glaube erlitt ja damals noch keine Anfechtung. Er, mein Geschäftsfreund nämlich, habe sogleich meiner gedacht und bei der Madame St. Julien Erwähnung gethan; ich möchte demnach eine geeignete Wohnung beschaffen und die Ansiedelung der Dame auf mich nehmen; meine Bemühungen würden mir anständig vergütet werden. Ich war auf die solide Empfehlung meines Geschäftsfreundes hin gar nicht abgeneigt, das Geschäft zu machen, aber in meinem eigenen damaligen Hause zu sehr beschränkt, als daß ich ihr eine Wohnung daselbst hätte ablassen können, miethete ich in der Nachbarschaft ein hübsches Quartier, meublirte es möglichst anständig aus und fuhr, nachdem Alles bereit und die Leute in Nimes davon in Kenntniß gesetzt waren, hinab, um meine Pflegebefohlene zu holen. Ich fand indessen zwei statt eines. Zu meinem Erstaunen trat mir eine blutjunge Dame, die höchstens zwanzig Jahre alt sein konnte, entgegen; sie war wunderschön und in dunklen Trauerkleidern, die bei ihr keine Lüge zu sein schienen, denn sie zeigte sich sehr traurig und weinte gleich bei meiner ersten Begegnung mit ihr. An ihrem Halse hing ein allerliebster Junge von anderthalb Jahren. Sie sagte mir, daß sie sehr unglücklich sei und keinen Freund mehr auf der Welt habe. Ich that mein Bestes sie zu trösten, aber das schien nicht sehr anzuschlagen. Sie fuhr dann mit mir, und ich brachte sie in ihr Quartier, wo sie von meiner Frau und meiner damals noch lebenden Schwester empfangen

wurde. Die guten Weiber hatten es sich nicht nehmen lassen, Kränze und Gewinde überall aufzuhängen, wo nur Platz war, und diese Aufmerksamkeit, so wie der herzliche Empfang von Seiten meiner Frauen schien Madame St. Julien aufs innigste zu rühren."

Herr Champollion war schon öfter unruhig auf seinem Stuhle hin und her gerückt und hatte einigemale vernehmlich gehustet, als wolle er den Erzähler zur Eile ermuntern oder vor dem betretenen Abwege warnen. Sein ängstlich verdrossenes Gesicht zeigte dabei, wie tief er seine vorhinnige Nachgiebigkeit gegen seinen redseligen Geschäftsfreund bereue.

„Ihr verzeiht, daß ich euch unterbreche, werther Landsmann und Freund," sagte er unerbittlich; „aber diese Umstände sind sowohl mir als Herrn Barrot, dem ich sie bereits mitgetheilt, vollkommen bekannt. Madame St. Julien blieb in Alais, nachdem die schöne Jahreszeit schon längst verflossen, sie war eine ächte fromme Christin und sie wohnt bis auf die heutige Stunde noch daselbst. Sie wurde eine Freundin eueres Hauses, sie ließ ihren Sohn mit eueren Kindern erziehen; ihr selbst besorgtet ihre Geldgeschäfte für sie. Das Alles wissen wir, Dank frühern Mittheilungen von euerer Seite. Aber ein Umstand ist unklar. Wie kömmt der junge Mann nach Paris? Auf wessen Veranlassung ist das geschehen? Seine Mutter lebt abgeschlossen von aller Welt in einem südfranzösischen Landstädtchen ohne Freunde und Bekannte in der ganzen Welt, wie sie selbst sagt. Eine Menge verdienter Offiziere nagt am

Hungertuche, und die Witwe eines unbekannten namenlosen Mannes, der vor Gott weiß wie viel Jahren gestorben ist, bezieht fortwährend ein anständiges Jahrgeld. Das muß Jedem auffallen, der mit den Verhältnissen näher vertraut ist, wie ich es zufällig durch die Natur meines Geschäftes bin, welches mich mit vielen vornehmen Leuten in Berührung bringt."

Als sich Herr Valery so schonungslos den Faden seiner Erzälung abgeschnitten sah, zeigte sein verblüfftes Gesicht einen so komischen Ausdruck der Ueberraschung, daß sein Anblick selbst auf Barrots ernsten Zügen ein Lächeln hervorrief. In der That mochten aber auch die Empfindungen des wackern Seidenfabrikanten denjenigen eines Mannes gleichen, der sich in zierlichem Kahne wohlgefällig auf den Wogen des Meeres schaukelt und sich plötzlich, Gott weiß durch welchen Anstoß, auf das harte Ufer geschleudert sieht.

„Also ihr wißt das Alles schon, und Herr Barrot auch?" fragte er kleinlaut.

„Wie schon bemerkt," erwiederte Champollion. „Unser würdiger Freund fand Wohlgefallen an dem jungen Menschen und ich erzählte ihm über denselben, was ich von euch wußte."

„Ja, was soll ich euch da noch ferner mittheilen?" sagte Valery verdrossen; „ich weiß selbst weiter nichts. Theodore ist von Anfang zum Soldaten bestimmt gewesen, und ich habe ihn jetzt mit hergebracht, um seine Bestimmung, die zugleich seine Neigung ist, zu erfüllen."

Es muß dahin gestellt bleiben, ob Herr Valery

wirklich seine Mittheilungen über die Verhältnisse des jungen Mannes so völlig erschöpft habe, daß ihm nichts mehr zu berichten übrig blieb, oder ob er, was beinah wahrscheinlich war, nichts mehr sagen durfte und wollte. Herr Champollion wenigstens hatte die letztere Ansicht, wie sein ungläubiges Kopfschütteln bewies. Wäre der Fabrikant aber auch zu fernern Auslassungen über seinen jungen Freund willig gewesen, so würde er doch daran verhindert worden sein, denn so eben trat derselbe in Begleitung der Hausfrau und überhäuft mit ihren freundlichen Vorwürfen wegen seines späten Kommens ins Zimmer. Der junge Mann, eine höchst gewinnende Erscheinung, begrüßte die Anwesenden mit ungezwungenem freien Anstande und sagte dann: „Wüßtet ihr, werthe Frau, wie viel Leute ich heute besucht und wo ich mich umhergetrieben, ihr würdet sicher nicht schmollen, sondern euch wundern, daß ich überhaupt wieder da bin. Aber der Preis ist auch der Mühe werth. Denkt euch, ich bin Offizier in der königlichen Garde geworden und nur meinem festen Willen gelang es, mich heute Abend frei zu halten, um mit euch und Vater Valery noch einige Stunden zusammen zu sein."

Geschäftig hatte Madame Champollion die zurückgestellten Speisen aufgesetzt, welche St. Julien ohne weitere Nöthigung in Angriff nahm.

„Offizier in der königlichen Garde!" wiederholte Champollion mit unverhehltem Erstaunen. „Dann müßt ihr in der That sehr gute Freunde am Hofe haben, und einflußreiche dazu, denn diese Stellen pflegen das Ziel

zu sein, welchem die vornehmsten jungen katholischen Edelleute nachstreben. Und ihr ein Calvinist! Man pflegt die Calvinisten aus den Aemtern und Stellen des Königs zu entfernen, und wenn sie noch so tüchtig sind. Begreif' es wer kann!"

„Es ist wahr," erwiederte der neue Offizier; „wohin ich auch kam, wurde ich mit ungemeiner Freundlichkeit und Zuvorkommenheit aufgenommen und behandelt. Das Patent lag eigentlich schon für mich bereit, wie ich merkte, und Eines schickte mich zum Andern, wie es mir vorkam, nur in der Absicht, um mich persönlich kennen zu lernen. Man schien allgemein vorauszusetzen, daß ich katholisch sei; denn keiner der vornehmen Herren fragte mich nach meinem Glauben, und ich fand nicht für nöthig, ohne Veranlassung davon zu sprechen."

Champollion warf einen fragenden Blick auf seinen Geschäftsfreund aus der Provinz, allein dieser bemerkte ihn nicht, er saß mit niedergeschlagenen Augen da und schien über etwas nachzudenken.

„Junger Mann," nahm Barrot mit ernster, ja feierlicher Stimme das Wort, nachdem St. Julien seine Mahlzeit beendigt hatte. „Ihr seid im Begriff, eine höchst wichtige, aber auch schwierige Stellung einzunehmen. Ihr sollt gleichsam ein Vorposten sein für euere Brüder dem Feinde gegenüber, ein Bollwerk des evangelischen Glaubens. Fühlt ihr euch auch fest im Wollen und im Glauben, um solchen Platz, auf den euch Gott stellt, würdig auszufüllen?"

„Ich hoffe es zu Gott,“ erwiederte der Jüngling fest. „Ich werde dem Glauben, in dem man mich erzogen und der mich glücklich, freudig und muthig macht, treu bleiben, und der feste Wille lebt in mir, meinen armen gedrückten Brüdern zu helfen, wo und soweit ich nur kann.“

„Kommt denn, Freunde,“ sagte Barrot, indem er sich erhob und von den Andern gefolgt, das Zimmer verließ. Von Seiten Theodore's geschah das nicht ohne Verwunderung. Man schritt über den Vorsaal hinweg und ging über mehrere Gänge, ohne daß eines ein Wort gesprochen hätte. Herr Champollion, der seine Gäste stellenweise am Arme durch die Räume seines alterthümlich gebauten Hauses geleitet hatte, blieb endlich vor einer Thüre stehen, durch deren Spalten Lichtstrahlen und aus deren innerem Raume ein Gemurmel drang. Als sich Theodore umsah, erblickte er außer dem Hausherrn und Vater Valery nur noch Madame Champollion; Barrot war verschwunden. Champollion öffnete die Thür, und sie traten in ein geräumiges zur Kapelle umgewandeltes Gemach, in welchem eine nach dem Verhältnisse des Raumes zahlreiche andächtige Menge versammelt war. Sie bestand aus dem gesammten Hauspersonal Champollions und den erprobten Nachbarn, Freunden und Verwandten der Familie, welche von den baulichen Verhältnissen des Hauses Vortheil ziehend ihren Gottesdienst heimlich und gegen den Willen eines fanatisch katholischen Staatsoberhauptes hielten. Die Eintretenden wurden von den

bereits Versammelten mit feierlicher Freundlichkeit bewillkommt. Herr Valery befand sich in einer so erregten Stimmung, so weit sie gerade seine gesetzte und jeder Exaltation unzugängliche Natur erzeugen konnte. An dem ihm angewiesenen Platze, faltete er inbrünstig die Hände und sprach für sich ein Dankgebet, daß es ihm vergönnt sei, seinen Schöpfer ohne verhaßte abgöttische Ceremonien zu verehren. Als er die Augen aufrichtete, fiel sein Blick auf die unglückliche Nachbarsfrau, der man heute Abend ihre Tochter entrissen hatte, um sie vielleicht an Leib und Seele zu verderben. Sie hatte ihre beiden jüngern Kinder an ihre Brust gezogen, als wolle sie dieselben vor dem Schicksale ihrer Schwester bewahren; und ihr Gesicht zeigte schon so viel Ergebung, ein so festes Vertrauen, daß ein barmherziger Gott die Bosheit ihrer Feinde vereiteln möge, daß der Fabrikant aus ihrem Anblicke neue Nahrung und frischen Trost für manches Bekümmerniß schöpfte, das er im Herzen trug.

Bei Theodore bewirkte das wärmere Blut der Jugend, eine leichter zu erregende Phantasie und die Ergebnisse der letzten Tage, durch welche er Bekanntschaften gemacht und Verhältnisse angeknüpft hatte, die von seinen bisherigen so ganz verschieden waren, ihn in eine bei weitem lebhaftere Aufregung zu versetzen, als dies bei seinem älteren Freund der Fall war. Der Gedanke, daß es ihm in seiner neuen Stellung fernerhin unmöglich sein werde, den Gott seiner Jugend in der gewohnten ungeschmückten Weise, im Geist und in der Wahrheit und in der Reinheit des Herzens anzu-

beten, überwältigte ihn; Thränen traten ihm in's Auge und befeuchteten sein jugendlich männliches Antlitz. Er trauerte in tiefster Seele um ein kostbares Gut, das er verlieren sollte, um die Wahrheit; hatte doch ein für sein Alter ziemlich scharfer Blick erkannt, daß er fernerhin vor der Welt der Heuchelei huldigen müßte.

Als die andächtige Versammlung einen jener französischen Psalmen gesungen, wie sie die Stifter des protestantischen Cultus statt der lateinischen Hymnen eingeführt, trat aus einer Seitenthüre Herr Barrot, nicht mehr im unscheinbaren Kleide eines Geschäftsdieners, sondern in ein priesterliches Gewand gehüllt. In offenbar freiem Vortrage wies er in scharfer, zu Herzen gehender Rede auf das Unglück hin, in welchem sich die protestantische Kirche Frankreichs befinde; die Ursache und den Grund desselben suchte und fand er in den Gliedern derselben; er warf ihnen Lauheit und Feigheit vor. Er erörterte die frühere Machtstellung der Hugenotten und zeigte, daß ihre Väter sie durch thatkräftigen Glauben und unerschütterlichen Muth den Gewalthabern gegenüber errungen und behauptet hätten, und er ermunterte seine kleine Gemeinde, sich jene Heldengestalten zum Muster zu nehmen, welche Gott gefürchtet und vor den Königen der Erde nicht gezittert hätten. Mit einer geschickten Wendnng ging er dann auf Theodore's besonderes Schicksal über und sprach davon in einer Weise, die den tieferen Sinn seiner Worte nur den näher Vertrauten klar machte, ohne für die übrige Zuhörerschaft unverständlich oder störend zu sein. Zum

Schlusse seiner gewaltigen Rede, welche den Mann als einen jener kühnen Nachfolger Zwingli's und Calvins verrieth, welche wie ihre Meister ohne Menschenfurcht dem Despotismus in Kirche und Staat entgegentraten und mit gewaltigem Geiste den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts vorarbeiteten, bat Herr Barrot seine Zuhörer, ihr Gebet mit dem seinen für eine arme Mutter und eine schwergeprüfte Tochter zu vereinigen, welche in die Hände schonungsloser Feinde gefallen sei.

Der Gottesdienst schloß mit einem Psalme, wie er begonnen, und die Zuhörerschaft zerstreute sich. Barrot erschien wieder in seinem gewöhnlichen Anzuge, Valery drückte ihm stumm die Hand, der wackre Mann war vor Rührung sprachlos. Theodore dankte dem alten Priester für die begeisternden Worte, die er für ihn gesprochen, und wiederholte sein Gelöbniß, feststehen zu wollen.

„Gott segne euch auf euerm neuen Lebenswege, mein wackrer junger Mann!“ sprach der Geistliche warm. „Erhält er euch bei dieser guten Gesinnung, so kann aus euch wohl dereinst ein Coligny, d'Aubigne oder Sully werden. Es fehlt uns an tüchtigen aufopferungsfähigen Männern, ja an Männern überhaupt. Das Schlingkraut des Eigennutzes und der Habsucht hat die edlern Gefühle in uns erstickt. Alles fügt sich und schmiegt sich der frömmelnden Laune eines Despoten und verräth seinen Gott, seinen Glauben, das Höchste was der Mensch hat, um eiteln Vortheils willen. Es ist ein erbärmliches Geschlecht.“

Man begab sich wieder in's vordere Zimmer, und Valery und St. Julien rüsteten zum Aufbruche, denn die Nacht war bereits weit vorgeschritten.

„Noch eins, Theodore," sagte der Erstere. „Ich habe mit meinem werthen Freunde Champollion die Verabredung getroffen, daß der Briefwechsel zwischen mir und dir durch seine Hände geht. Du wirst also unsere Briefe hier abholen und die deinigen Herrn Champollion übergeben. Es ist um der größeren Sicherheit willen. — Und nun, werthe Freunde und Gevattersleute," wandte er sich an die Uebrigen, „lebt wohl und nehmt meinen herzlichen Dank für die fromme Feier dieses Abends, an deren Erinnerung ich während der Reise zehren werde. Gott sei mit euch und euerm Hause, Landsmann! Lebt wohl werthe Frau Gevatterin! Möge euch der Himmel noch lange die Kraft geben, Herr Barrot, die Herzen zu rühren und zu erbauen!"

„Glückliche Reise! Grüßt mir die Bekannten und Freunde im Süden! Gott segne euern Heimweg! Euch, Herr St. Julien, sehen wir morgen vor euerer Reise nach Versailles? Ich kann euch zu mancher Bekanntschaft verhelfen, die am Ende nicht so sehr vornehm, aber desto ersprießlicher ist." Mit solchen und ähnlichen Abschiedsgrüßen wurden die beiden Leute aus Languedoc entlassen, welche sich beeilten ihren Gasthof aufzusuchen. An der Thüre desselben angelangt, nahm Herr Valery von dem jungen Menschen, der sie mit einer Laterne geleitet, seinen Geldsack und sein Rechnungsbuch entgegen, aber dieser überreichte außerdem

noch ein ziemlich gewichtiges Kistchen mit dem nochmaligen Wunsche einer glücklichen Reise von Seiten der Madame Champollion und entfernte sich rasch.

Die beiden Männer begaben sich noch nicht zur Ruhe. Herr Valery packte mit der ängstlichsten Sorgfalt eine Masse Gegenstände ein, welche er für die Glieder seiner Familie zu Geschenken bestimmt hatte; Theodore saß an einem Tische und schrieb beim düsteren Schein einer Lampe. Nach Verlauf einer Stunde endlich erlosch dieselbe.

2.

Der unerwartete Reisegefährte.

Ein nebelfeuchter unfreundlicher Herbstmorgen hielt noch mit den dunkeln Gewändern seiner Mutter, der Nacht, angethan, die stille schlaftrunkene Hauptstadt Frankreichs in den Armen. Nur in einzelnen geringen Häusern der Vorstädte und der armen Stadtbezirke hatten die Bewohner ihr Lager verlassen. So war es auch in dem Gasthofe „Zum heiligen Geist," einer eben nicht vornehmen Herberge, besser bekannt unter dem Spottnamen „die gebratene Taube," weil über der Thüre als Kennzeichen des Hauses eine solche in Stein ausgehauen war, die, inmitten zweier männlichen Gestalten, den Vater und den Sohn sehr ungeschickt und plump darstellend, unentschlossen schien, in wessen von

Beiden geöffneten Mund sie fliegen solle. Frau Leudet, die ehrbare Besitzerin des Gasthauses, welche selbst einem ausgestopften Täublein glich, hörte diesen Spottnamen nie, ohne über diese Blasphemie einige abwehrende Kreuze zu schlagen und die kecken Spötter zu verwünschen. Der Hof, in einer der engen und kleinen Gassen gelegen, welche in den südlichen Theil der Straße St. Martin münden, war meist von auswärtigen Krämern, Handels- und Fuhrleuten besucht, die in der nördlichen Stadt „la Ville" kleine Geschäfte machten, und hatte deshalb wenig Ansprüche an Eleganz und Bequemlichkeit, obgleich beide durch Ludwigs des Vierzehnten glanzliebende Regierung Mode geworden waren. Aber Pracht und Luxus in Kleidung und häuslicher Einrichtung, so sehr sie auch in den obern Schichten der Gesellschaft überhand genommen, waren noch nicht in die untersten Regionen derselben gedrungen, und der durch Heinrich den Vierten geschützte Protestantismus, der einfache Gegner aller unnöthigen Verschwendung, der pedantische Feind alles hoffährtigen Aufwandes, hatte, so geneigt auch seine Bekenner waren, dem verfeinerten Geschmack der Vornehmen durch ihren Fleiß und ihre Erfindungsgabe zu dienen, doch andrerseits jenem berauschenden Strome der Mode, einen kräftigen Damm entgegengebaut.

Ein mürrischer Hausknecht und eine nicht mehr verführerische Kellnerin bedienten die wenigen Gäste, welche noch vor oder mit Tagesanbruch abzureisen gedachten.

Valery und Theodore hatten sich frühzeitig vom Lager erhoben, um die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, denn auch der junge Mann gedachte bald, nach seinem neuen Bestimmungsorte Versailles abzugehen.

„Lieber Vater," sagte Theodore, den die Nähe des Abschiedes weich stimmte, „bald müssen wir uns trennen. Bringt meiner Mutter und den guten Lieben in Alais noch tausend Grüße von mir und sagt ihnen, daß ich tagtäglich ihrer gedenken werde. Die Bilder der Meinen sollen mich stets umschweben. — Ich habe einige Zeilen an meine gute Mutter geschrieben, die sie von meinen Erfolgen in Kenntniß setzen; sie steht nun allein — nicht wahr, ihr versprecht mir, sie nicht zu verlassen — sie in ihrem Schmerze zu trösten?"

Der Fabrikant mit dem Zusammenschnüren eines Sackes beschäftigt, richtete sich auf und sagte mit leiser Stimme, indem er einen schmerzlichen Blick auf den jungen Mann richtete: „Noch nicht, lieber Theodore! Wir bleiben ja noch zusammen; wir frühstücken erst noch. Warum schon Abschied nehmen? Du machst mir das Herz vor der Zeit schwer."

„Hier ist noch ein anderer Brief an den guten Job," fuhr Theodore fort; „sagt ihm, ich werde seine Liebe und Freundschaft nie vergessen."

Der Fabrikant nahm die beiden Briefe, der an seinen Sohn gerichtete war ziemlich stark. Er richtete einen fragenden Blick auf Theodore, indem er das Schreiben in der Hand hielt. Theodore, der denselben

sogleich verstand, erröthete leicht und sagte: „Es liegt ein Zettelchen an meine gute Schwester Manon in Jobs Brief; sie war immer so liebevoll gegen mich, daß sie wohl einige freundliche Worte aus der Ferne von mir erwarten durfte.“

Nach Beendigung ihrer Reisevorbereitungen trugen die beiden Männer die Koffer, Kasten und Säcke selbst in den Hof, wohin bereits der Hausknecht zwei tüchtige Pferde aus dem Stalle zog, um sie an das Fuhrwerk Herrn Valery's anzuschirren.

„Dein Sitz bleibt nun leer, Theodore,“ sagte dieser wehmüthig. „Wie einsam werde ich mich auf der Reise fühlen! — Doch komme herein und laß uns unser Frühmahl nehmen.“

Beim Eintritte in das düstre, von ein Paar Oellampen matt erleuchtete Gastzimmer überfluthete sich der Fabrikant gleichsam mit dem Wasser des alten schmutzigen Weihkessels, der neben der Thüre hing, obgleich weder dieses, noch der Rosmarinzweig, der zum Behufe des Besprengens darin steckte, ebenso wenig durch Aussehen als durch Geruch besonders einladend waren. Dann zog der kleine fromme Mann mit schier lächerlicher Ziererei einen ungewöhnlich großen Rosenkranz aus glänzenden, in die Augen fallenden Goldperlen und duftenden Ambrakugeln zusammengesetzt, aus der Tasche, ließ sich nicht ohne einiges Geräusch vor dem hölzernen bunt angestrichenen Marienbilde, das, von einer gemalten Glorie umgeben, auf einem Postamte an der Wand klebte, nieder und begann mit halblauter Stimme, un-

bekümmert um die Unterhaltung der übrigen Gäste und von ihr nicht gestört, seine Paternoster und Ave Maria's abzubeten. Sein jüngerer Gefährte verrichtete alle diese Ceremonien mit derselben Genauigkeit und nur ohne die Ostentation, welche dem Beginnen des Aelteren eigen war. Einer aufmerksamen Beobachtung würde ebenso wenig entgangen sein, daß der junge Beter weiter nichts that, als ängstlich den Vorgang des bejahrten zu folgen, als überhaupt Menschenkenntniß dazu nöthig gewesen wäre, in Herrn Valery einen gutmüthigen Scheinheiligen zu erkennen; denn wer hätte daran zweifeln sollen, dies alles geschehe nur, um die Leute glauben zu machen, er und sein Pflegesohn seien gute Katholiken? Aber keiner der anwesenden Gäste hatte die hinlängliche Aufmerksamkeit oder Befähigung, oder gab sich überhaupt die Mühe, denn es war die Zeit der großen Scheinheiligkeit und Heuchelei, wo die tiefste moralische Verderbniß die Maske der Frömmigkeit vorgenommen hatte; wo jeder ein guter katholischer Christ scheinen wollte und es keiner vom andern glaubte; wo die Unnatur der Gesinnung und Gesittung so weit getrieben worden war, daß man die zur Schau gestellte peinlich beobachtete Form der Kirche und den Schein der sogenannten Rechtgläubigkeit als nothwendige Aeußerlichkeiten des gröbsten Egoismus und der gemeinsten Sinnlichkeit erachtete; wo das feine Gift der Gleisnerei in alle Adern des gesellschaftlichen Körpers gedrungen war und an seiner Zersetzung zu arbeiten begann, mit einem Worte: es war die Zeit, wo die heuchlerische Witwe

des Dichters Scarron den schwachen vierzehnten Ludwig von Frankreich, nachdem er sich in den Armen der Marquise von Montespan entnervt, zum Frömmler bekehrt hatte und mit vollen Händen die blutige Saat ausstreute, welche hundert Jahre später für die Sichel der Revolution reif war, und deren gute Früchte — denn die böseste Saat trägt in der Weltgeschichte zuletzt doch noch gute Frucht, wenn die böse Ernte abgemäht und in's Feuer geworfen worden ist — erst unsere Nachkommen genießen werden. Aber der Mann, der hier im Schoße des „Heiligen Geistes" — ein Gasthofsname, der den verdorbenen Geschmack der Zeit schon genugsam bezeichnete, wie ihn denn der unverdorbene gesunde Witz des gemeinen Mannes alsbald travestirt hatte — mit so viel augenfälligem Geräusch betete; der Jüngling, dessen schönes offenes Gesicht vertrauensvoll die Welt anlachte; sie Beide sahen doch nicht aus wie sinnliche Gleisner, wie augenverdrehende Lüstlinge; Beide trugen vielmehr die Farbe der Gesundheit, der Zufriedenheit, des Glücks. Welch' ein Widerspruch in ihrem Thun und Wesen! Mußte sich denn auch die schlichte anspruchslose Wahrheit in die prunkenden Lappen der Lüge kleiden? Sah sich schon die offene Redlichkeit der Jugend zu nichtswürdiger Verstellung und Heuchelei genöthigt? Mußte denn der selbständige unerfahrene Mittelstand aus der Provinz zur Gleisnerei greifen, wie der abhängige in diesen Künsten gewandte Hofadel?

Als die beiden Leute die Ceremonien ihrer Morgenandacht verrichtet hatten, setzten sie sich zu dem frugalen

Frühstücke, welches inzwischen die Kellnerin auf einen Tisch abseit von andern Gästen gestellt hatte, der sich durch eine aufgelegte Decke als der für ausgezeichnetere Gäste bestimmte Platz erwies. Ohngeachtet des Kummers, der sich deutlich auf dem ehrlichen Gesichte des Fabrikanten zeigte, frühstückte er doch mit vielem Appetit und übertraf seinen jungen Freund in den die Füllung des Magens bezweckenden Leistungen bei weitem.

„Theodore", sagte er leise, indem er sich zugleich des heimischen Patois bediente, um durchaus von Niemandem verstanden zu werden. „Ich lege dir nochmals an's Herz, was der wackere Herr Barrot dir gestern Abend sagte. Sei klug und stehe fest auf deinem neuen Posten. Man hat mir immer gesagt, der Boden am Hofe sei glatt. Und kannst du etwas für deine armen Glaubensgenossen thun, so zögere nicht. Kommt dir etwas von Ränken unserer Feinde zu Ohren, so laß es uns wissen, denn sie wollen nicht ruhen und rasten, bis sie den reinen Glauben gänzlich unterdrückt haben, damit die Gefahr uns nicht unvorbereitet überrasche."

Noch viele gute Lehren und Rathschläge, reichlich mit Stellen aus den heiligen Schriften belegt und gewürzt, gab der wackere Mann seinem jungen Freunde während der Mahlzeit; freilich zeugten sie mehr von seinem guten Willen für das Wohlergehen Theodore's als von Kenntniß der neuen Verhältnisse, in welche derselbe eintreten sollte.

„Ich weiß nicht", sagte er nach einer Pause, „mich überkömmt mit einem Male ein Gefühl der Bangigkeit,

als sollte mir irgend etwas Schlimmes widerfahren. Schon längst, mein Sohn, wäre ich aus diesem sündhaften Babel, wo die Luft mir den Athem versetzt, gewichen, allein ich wollte die letzte Frist unseres Beisammenseins nicht kürzen. Doch was hilft es: es muß geschieden sein. Laß uns aufbrechen!"

Auf einen Wink erschien die Kellnerin, die Zeche ward berichtigt, und Valery verließ mit seinem Gefährten das Zimmer. Soeben hatte der träumerische Knecht das Geschäft des Anschirrens beendigt und öffnete das Hofthor, um dem Wagen den Durchgang auf die Straße zu schaffen. Herr Valery umging noch einmal musternd die Pferde, die ihn lustig anwieherten, und das Fuhrwerk, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Das letzte war ein ziemlich plumper breterner Kasten, durch eine Wand in zwei ungleiche Hälften getheilt; die vordere kleinere hatte nur einen Sitz von Holz; die hintere umschloß einen großen leeren Raum, dessen Zweck dem Beschauer Veranlassung zu mancherlei Muthmaßungen geben konnte.

Der harrende Hausknecht erhielt sein dürftiges Trinkgeld, dann wandte sich der Reisefertige an Theodore.

„Laß es uns kurz machen, mein Sohn!" sagte er mit bebender Stimme und schloß den jungen Mann in seine Arme. „Halte dich wacker, wie bisher, und kommst du in eine Noth, so wende dich an Champollion; er wird dir zur Seite stehn. Lebe wohl!"

„Grüße mir die Theuren alle zu Hause, meine Mutter, Mutter Ulrique, Manon, Job, alle, ich werde

immer in Gedanken bei euch sein. Du selbst, mein guter Vater, reise mit Gott glücklich! Dich hab' ich doch die Hoffnung wieder zu sehen. Grüße mir das schöne Land Languedoc, mein Jugendland!"

Als fürchte er, bei längerem Verweilen seine Fassung gänzlich zu verlieren, wickelte sich der Fabrikant rasch in eine lange wollene Decke, nahm hastig auf der hölzernen Bank im Wagen Platz, empfing die hanfenen Zügel der Pferde und die Peitsche und fuhr mit einem letzten Abschiedszuruf an Theodore, der traurig und mit Thränen im Auge in's Haus zurückging, rasselnd auf die Straße hinaus. Dort nahm er die südliche Richtung nach der Seine zu.

Aus der finstern unfreundlichen Nacht war unterdessen eine schier noch unfreundlichere Dämmerung geworden; der Nebel hing sich in Tropfen an die Gegenstände, und auf dem Flusse lagerte er dicht und massenhaft wie aschgraue Berge.

Als der Reisende aus der Straße herausfuhr, um den öden Kai zu durchschneiden und die nach der Cité hinüberführende Brücke Notre Dame zu passiren, stand plötzlich ein weibliches Wesen, vom Kopfe an mit einem großen dunkelfarbigen Tuche wie mit einem Nonnenschleier überhängt, der kaum ein blasses Gesicht frei ließ, zur Seite des langsam dahinschreitenden Gespannes, dessen Lenker, aus tiefen Gedanken emporfahrend, nicht wußte, wie die Gestalt dahin gekommen war, und sich erschrocken also angeredet hörte: „Wer ihr auch sein mögt, mein Herr, wenn ihr an Gott und die heilige

Jungfrau glaubt und ein menschlich fühlendes Herz in der Brust tragt, so erbarmt euch einer Unglücklichen, die nichts verbrochen hat, und nehmt mich mit aus der Stadt, so weit ihr könnt oder wollt; ich habe einiges Geld und will euch gern euere Mühe bezahlen."

Verdutzt starrte der Besitzer der schwerfälligen Equipage, die scheuenden Pferde anhaltend, die Sprecherin einige Augenblicke an, ohne ihr eine Antwort zu geben, weniger wohl aus Mangel an gutem Willen, als von der auffallenden Erscheinung eines verhüllten Frauenzimmers an diesem Orte und von der Ungewöhnlichkeit des Antrags überrascht. Da fuhr jene mit erhöhter Stimme fort: „Wenn ihr nicht sogleich meine Bitte erfüllt, so werdet ihr mich in zwei Minuten in den trüben Gewässern der Seine untergehen sehen; denn ich bin, bei Gott und seinem Sohne! fest entschlossen, vor euern Augen hinein zu springen, falls ihr euch weigert, Christenpflicht an mir zu üben; aber mein Tod komme über euch und euere unchristliche Hartherzigkeit." Noch mehr erschrocken reichte der wackere Fabrikant aus Alais der seltsamen Bittstellerin hurtig die bebende Hand und hob sie mit einem Ruck zu sich herauf auf den hölzernen Sitz. „Solltet ihr vielleicht Ursache haben, euch zu verbergen?" sagte er dann leise und ängstlich mit einer ergänzenden Pantomine.

„Aber wohin?" fragte sie.

Der Mann schob schnell ein Fach in der Rückwand wie ein Thürchen auf und half der unerwarteten Reisegefährtin so schnell als möglich in den hintern,

großen und leeren Kasten seines Wagens. Die Thür rasch wieder schließen, sich besorgt nach allen Seiten umsehen, ob er auch keinen Zeugen seiner Barmherzigkeit habe, die Zügel ergreifen, die Pferde zum Lauf antreiben, waren die kaum einen Augenblick ausfüllenden Handlungen des furchtsamen Reisenden. Er war wirklich blaß geworden und zitterte an allen Gliedern; die Pferde mußten scharf daran, und er wagte nicht eher wieder tief aufzuathmen, als bis er die Barriere eine Strecke hinter sich hatte. Nun bog er sich, immer zufahrend, von seinem Sitze heraus, und spähete erst zurück, dann vorwärts auf der Straße, und als er sie, so weit sein Auge in der nebeligen Dämmerung reichte, leer sah, begann sein Herz etwas ruhiger zu schlagen. Nichtsdestoweniger schenkte er den Pferden noch nichts, und sie mußten trotz des eben nicht guten Wegs in einer Stunde eine größere Linie zurücklegen, als sie sonst in dreien gethan hatten. So war er schon, immer besorgt sich umblickend, durch mehrere Dörfer gekommen, die Straße war mit dem vorrückenden Morgen lebendiger geworden, und er hatte nirgend angehalten, immer voll Furcht, die unbequeme Zugabe möchte, irgend wie entdeckt, ihm Unheil oder Verderben bringen. Er machte sich allerlei seltsame Gedanken, wer wohl die Unbekannte sein und was sie zu solch verzweifeltem Mittel bewogen haben möchte; er erwog alle Möglichkeiten und war nach langem Deliberiren endlich der Meinung, sie müsse durchaus eine Verbrecherin sein, die sich auf diese Weise der Ahnung der Gesetze für eine

böse That zu entziehen versuche und ihn selbst dadurch möglicher Weise in schlimme Verwickelungen reißen könne. Schon war er mehrmals entschlossen, still zu halten und sie zum Aussteigen zu nöthigen, aber ein ihm unerklärliches Etwas hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurück. Er kam wieder auf andere Gedanken, milderte ihre Schuld, faltete zuweilen fromm die Hände und sprach, ohne sich jedoch des Rosenkranzes dabei zu bedienen, ein einfaches Gebet, etwa: „Wenn ich eine Sünde thue, Vater im Himmel, so vergieb mir! Es war und ist nicht mein Wille zu sündigen; ich wollte nur ein armes Weib, dessen Schuld ich nicht kenne, vom Selbstmorde erretten. Sie drohete mir ja, mich vor deinem Richterstuhle anzuklagen, wenn ich sie aufzunehmen verweigerte. Ist sie eine Verbrecherin, so wirst du sie finden und bestrafen; denn wer könnte deinem Auge entgehen, o Herr? So sagt dein frommer Knecht David: Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich, Finsterniß möge mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein. Denn auch Finsterniß nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet, wie der Tag; Finsterniß ist wie das Licht. Denn du hast meine Nieren in deiner Gewalt und warest über mir im Mutterleibe.“

Diese still gesprochenen Gebete waren sowohl ihrer Form als ihrem Wesen nach so ganz verschieden von

dem prunkenden Wortgetön, welches die Wände der großen Gaststube im „heiligen Geist" widergehallt hatten, daß man hätte schwören mögen, es sei nicht ein und derselbe Mund, aus dem sie hervorgegangen.

Innerlich gestärkt und erhoben fuhr der Mann weiter. Er hatte die Sache Gott anheimgestellt und seine Ruhe im Gebete wiedergefunden. Seine Gedanken kehrten allmälig aus den höhern Regionen zur Weltlichkeit zurück; er dachte mit Vergnügen an den Erfolg seiner jetzigen Pariser Geschäftsreise, überzählte im Kopfe den Gewinn, welchen sie ihm abgeworfen und berechnete mit freudelächelndem Gesicht, welche Vortheile ihm aus den neu erhaltenen Aufträgen erwachsen würden. Sein geistiges Auge übersah einen reichen Segen, der auf seinem Geschäfte ruhte, das er mit den Seinigen in Fleiß, Sitteneinfalt und Gottesfurcht betrieb, und sein leibliches Auge richtete sich dankbar dem Himmel zu, von welchem ihm nach seinem Glauben diese Segnungen zuströmten.

„Gott!" sagte er zu sich selbst, „werden die wackern Jungen die Hände und Füße rühren müssen, um diese Masse von Dutzenden seidener Strümpfe und von Stücken Seidenzeugs zu liefern! Aber sie freuen sich der Arbeit und lieben sie. Wie wunderbar sind doch deine Wege, allgütiger Vater! Auch die schlimmen Eigenschaften der Menschen wendest du zum Guten. Wie sollten die armen Leute in unsern rauhen Bergen leben, wenn ihnen nicht der Prunk und die verschwenderische Hoffahrt der Vornehmen und Reichen hinlängliche Arbeit und das

tägliche Brot schüfe? So schlägt durch deine allweise Vorsorge Alles zum Besten aus."

Dann eilte er in Gedanken weit voraus nach dem kleinen Landstädtchen, das seine Welt, sein Glück, sein Alles umschloß. Er sah sein behäbiges Haus vor sich auf der kleinen Anhöhe liegen, die Seinen kamen ihm bewillkommnend entgegen, er fühlte das ganze Entzücken des Wiedersehens und hieb mechanisch auf die Pferde, um den Schauplatz so vieler reiner Wonne schneller zu erreichen. Im Geist trat er in seine Häuslichkeit ein, begrüßte seine Arbeiter und ward mit lärmender Freude von ihnen empfangen; er sah sich als Herrn eines gesegneten Wohlstandes, als dessen Schöpfer er sich mit Recht bezeichnen durfte, war auch sein gerechter Stolz durch den dankbaren Rückblick auf die Mitwirkung des Himmels gemildert. Er sah mit dem Blicke der Phantasie die theuren Lieben alle um sich — nein, ein werthes Glied fehlte in dem Kreise, der seine irdische Seligkeit umschloß, Theodore, den er unter fremden Leuten hatte zurücklassen müssen. Eine Wolke überschattete sogleich das verklärte Antlitz des Fabrikanten. Er seufzte, und seine Gedanken wanderten wieder zurück nach der Hauptstadt, um in der Erinnerung noch einmal die letzten Stunden zu durchleben, welche er mit seinem geliebten jungen Freunde, den seine Liebe nicht von den eigenen Kindern unterschied, zugebracht hatte. Die Begebenheiten der jüngsten in Paris verlebten Tage spiegelten sich noch einmal in seinem Geiste ab; am lebhaftesten glitten die Erlebnisse des gestrigen Tages in bun-

ten Bildern an seinem innern Auge vorüber. Plötzlich fuhr er zusammen; ein erschreckender Gedanke durchzuckte ihn. Die jammernde verzweifelte Gestalt der Mutter, welcher man ihr Kind geraubt, um es an Leib und Seele zu verderben, stand in aller Lebendigkeit vor ihm. Er hörte ihre das Herz durchbohrenden Klagerufe und erinnerte sich der Worte, welche ihm Champollion zugeflüstert. Rasch sein eben gehabtes Abenteuer mit der Erfahrung von gestern Abend in Verbindung setzend, rief er schreckensbleich, während die Zügel fast seinen bebenden Händen entglitten: „Ja so ist es, es kann nicht anders sein; der Unglücklichen hat dasselbe schreckliche Unglück gedroht, wie jenem armen Mädchen. Man hat sie ihrem Gotte und der Tugend abspenstig machen wollen, und da ist sie entflohen, um im schlimmsten Falle lieber rein und ohne Schuld zu sterben, als ein schuldvolles, beflecktes Leben zu führen. Ach, mein Gott, welche schwere Prüfungen legst du deinen Kindern auf! Deiner Vorsorge vorgreifen und uns des Lebens zu berauben, das wir uns nicht gegeben haben, ist eine schwere Sünde, aber es ist auch hart, sehr hart, deinen Namen verleugnen zu müssen und den Pfad des Lasters zu wandeln. Ganz recht, Champollion sagte, daß diese schändlichen Kinderräubereien in Paris an der Tagesordnung seien.“

Der Angstschweiß brach jetzt auf der Stirne des wackern Mannes aus, und er schaute unwillkürlich mit großer Unruhe rückwärts und vorwärts auf der Fahrstraße, denn ihm fiel plötzlich der schlimme Zusatz zur

Mittheilung seines Geschäftsfreundes über dieses schändliche Verfahren ein: „Wagen es mitleidige Menschen, die Flucht solcher armen Wesen zu fördern, so schickt man sie auf die Galeeren." Furchtbare Worte, deren Erinnerung unserem Samariter den letzten Rest von Besinnung raubte. Er schauderte zusammen und fuhr eine lange Strecke geradezu bewußtlos vor Entsetzen. Endlich brachte ihn das Gefühl der großen Gefahr, in welcher er im Falle einer Entdeckung schwebe, wieder zu sich. . . .

„Barmherziger Gott!" stöhnte er aus Herzensgrund; „was soll ich thun? Soll ich die Unglückliche dem Verderben preisgeben, um mein eigenes Haupt zu sichern, oder soll ich meine Ehre und mein Leben wagen zu ihrer Rettung aus den Klauen deiner falschen Diener? Wie sagt dein heiliges Wort: was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz! und ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause. Das Weib ist mir fremd, ich kenne sie nicht; soll ich um ihretwillen den Zorn des Königs auf mich laden, den ich mit dem schwersten Opfer meines Bekenntnisses abgewendet? Freilich sagt die Schrift auch wieder: durch die Liebe diene einer dem andern und einer trage des andern Last. Was ist aber die Liebe? Der Apostel nennt sie des Gesetzes Erfüllung und das Gesetz heißt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Noch lange ließ der gute Mann das Zünglein an der Waage seiner Entschließung schwanken, indem er

bald hier, bald dort einen gewichtigen Spruch auflegte. Er fand keinen Trost in dem geschriebenen Worte, bis er endlich der lebendigen Stimme Gottes in seinem Herzen, welche bereits leise gesprochen, Gehör gab. Jener einfache und klare Ausspruch des Christenthums wie der reinen Menschlichkeit: Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch, drang bei ihm durch und triumphirte nach einem allerdings schweren Kampfe über alle Hindernisse, welche Menschenfurcht und Selbstsucht ihm entgegen stellten.

„So sei es denn in Gottes Namen gewagt!“ sagte er bei sich selbst, „und du, Allgütiger, nimm mich und das arme Kind in deinen gnädigen Schutz! Wie wäre mir zu Muthe, wenn ich gehaßt und verfolgt von meinen Feinden eines Mitbruders Liebe in Anspruch nähme, und er wiese mich schnöde zurück! Nein ich will diese Schuld nicht auf mich laden. Wie tröstlich sagt der Heiland: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Du, Herr, wirst uns durch die Haufen unserer Feinde führen und ihre Augen blenden, daß sie nicht sehen!“

Als er diesen männlichen Entschluß gefaßt hatte, fühlte Herr Valery einen freudigen Muth in seinem Innern erwachen; er klatschte munter mit der Peitsche, und die Pferde griffen tüchtig aus. Dennoch konnte er eine innere Scheu nicht besiegen, einmal nach seinem Schützlinge zu lugen, der im Kasten hinten auch nicht das mindeste Lebenszeichen von sich gab. So fuhr er weiter.

„Endlich nöthigte die zunehmende Ermattung der Rosse den hastenden Fuhrmann Halt zu machen. Aber der Vorsichtige hütete sich wohl, dieß in einem Dorfe oder an einem Wirthshause zu thun, vielmehr ersah er sich dazu ein von einem kleinen Bache, welcher der Seine zuströmte, durchschlängeltes Gehölz. Hier hielt er unter einem dichtbelaubten Baume, um sich vor dem feinsprühenden Regen einigermaßen zu schützen, in welchen sich der Nebel des Morgens verwandelt hatte, und schickte sich an, die ermüdeten Pferde zu füttern und zu tränken. Aber sein Vorrath von Hafer und Heu befand sich in dem hinteren Kasten seines Wagens, und er mußte jetzt nothgedrungen denselben öffnen. Es dünkte ihm schier ein Traum, daß er vor fünf oder sechs Stunden im Nu ein Weib da hineingesteckt hatte, und er war fast versucht an der Wirklichkeit dieser Begebenheit zu zweifeln, als er die hintere Seite des Wagens, die eine Thür bildete, mit bebender Hand geöffnet hatte, und nichts sah, als seine Heubündel, seinen Hafersack und die Säcke und Pakete mit seinen Einkäufen. Verwundert rieb er sich die Stirn; er konnte sich das Räthsel nicht lösen. Hatte ihn wirklich ein böser Traum oder ein gespenstisches Trugbild der Nacht, von welchem wohl hin und wieder im Volke schauerliche Sagen umliefen, geäfft? War das Weib, das sich ihm auf so ungewöhnliche Weise genaht, auf dem entsprechenden Wege wieder verschwunden? Hatte sie es nicht für nöthig erachtet, ihm ein Wort des Dankes oder des Abschiedes zu sagen, und war sie nicht

geneigt gewesen abzuwarten, welche Entschließung er hinsichtlich ihrer fassen und welches Schicksal ihr daraus erwachsen würde? Alle seine Befürchtungen, sein Schwanken, seine großmüthige Entschließung waren demnach eitel und vergeblich gewesen. Mit solchen Gedanken stieg Herr Valery eben nicht sehr geschickt und behende auf den Speichen eines Hinterrades in den Kasten. Allein sein Zustand der Verwunderung sollte nicht nur nicht enden, sondern in erhöhtem Maßstabe fortwähren. Zu seinem Erstaunen erblickte er nämlich mit einem Male ein junges schönes Antlitz von der edelsten Bildung, dem der süße Schlummer sein lebhaftes Kolorit verlieh. Den Körper hatte die Schläferin sich mit den Heubündeln zugedeckt, das niedliche kleine Haupt in den Hafersack gegraben und zum Theil mit ihrem Tuche überhüllt, und so lag sie da, ein rührendes Bild jugendlicher Unschuld. Betroffen blieb der Fuhrmann stehen und beobachtete, sich selbst vergessend, diese lieblichen Züge, über welche ein unwiderstehlicher Zauber von holder Anmuth und süßem Himmelsfrieden ausgegossen war. Das hatte sich der gute Mann nicht gedacht. Die trübe Dämmerung, die graue Umhüllung, der eigne Schrecken und die Hast ihrer Aufnahme in den Wagen hatten ihn verhindert, sie näher zu betrachten, und seine Phantasie hatte ihm während der Fahrt die abgespannten und zerrissenen Züge eines verlornen Kindes der Hauptstadt vorgespiegelt, eine bleiche hohläugige Verbrecherin. Und nun sah er ein niedliches, reizendes Gesichtchen vor sich, aus dem Herzensreinheit, Frohsinn,

ein klein wenig Schelmerei und noch etwas ächt Weibliches, was man mit dem Namen eines „allerliebsten Trotzköpfchens“ bezeichnet, herauslachten. Und dazu diese Wollust des Schlaf's! Ein Engel des Himmels hatte seine ruhefächelnden Schwingen über diesen kleinen anmuthigen Mund, um den holde Scherze zu lagern schienen, über dieses runde leicht zurückgeschobene, etwas fleischige Kinn, über dies bezaubernd schöne, viel Klugheit verrathende Näschen, über diese zartgewölbte Stirn und über die vom sanftesten Roth strahlenden Wangen gebreitet. In diesem holden Kindergesichtchen war nichts Düstres, nichts Verstocktes, nichts Unklares, da war alles Licht und Wahrheit. Obgleich der Mann, der vor ihr stand, eben kein sonderlicher Physiognomiker sein mochte, so sagte er doch halblaut vor sich hin: „Nein, ich habe mich nicht geirrt. Das kann keine Verbrecherin sein! So schläft die Schuld nicht auf der Flucht. Liegt sie nicht da, sorglos lächelnd und mir vertrauend, als wenn sie mein eigenes wohl erzogenes Kind wäre? Auf dieses Gesichtchen sind noch keine bösen Gedanken aus einer umnachteten Seele gestiegen; denn sie lassen Spuren ihres Daseins zurück; — über diese Stirn ist noch kein unreines Gefühl gewandelt; hier wohnen die Engel noch. Gewiß, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; sie ist Eine von den Unserigen, die wie eine schüchterne Taube vor den Krallen des Geiers, ein sanftes Reh vor dem grimmen Wolf, gefährlicher noch, da er im Schafskleide naht, die eilige Flucht ergriffen hat. Armes, armes Kind, wie mag

man dir begegnet sein, daß du, zum Aeußersten getrieben, verzweiflungsvoll die heimische Stätte fliehen mußtest und außer meinem Wagen keine andere Rettung sahest als den Tod in den Fluthen der Seine! Freilich, wozu wird der Mensch nicht getrieben, wenn man ihm den Glauben seines Herzens und die Unschuld entreißen will! Aber ich erkenne dankbar den klaren Willen des Himmels an, der mich zu deinem Retter ausersehen hat, demuthsvoll nehme ich die unsichtbare Hand der Vorsehung wahr, die hier so weise und offenbar in unser Beider Schicksal eingegriffen hat, und ich werde mit Eifer und Treue den Pflichten nachzukommen suchen, welche sie mir in Bezug auf das mir übergebene menschliche Wesen, mit welchem ich überdieß durch die Einheit des Glaubens verbunden bin, auferlegt."

Von diesem Augenblicke an war die Lage des kleinen schönen Flüchtlings gesichert.

3.

Ein Raubanfall.

Das sich ungestüm äußernde Bedürfniß der Pferde brachte den in die bezeichneten Gedanken versunkenen Mann in neue Verlegenheit. Er konnte sich nicht entschließen, die reizende Schläferin zu wecken, und doch war dies nicht zu verhindern, wenn er die Pferde nicht ungebührlich lange hungern lassen wollte. Das baldige

Füttern war aber zur raschen Weiterreise eine höchst nothwendige Bedingung. Aus dieser Unentschlossenheit wurde er auf eine sehr unangenehme Weise gerissen. Nahende Schritte zogen seine Aufmerksamkeit von dem schönen Gegenstande seiner Betrachtungen im Wagen ab und nach einer andern Seite hin. Er wendete eben den Kopf, als er sich plötzlich rücklings am Rocke gezogen fühlte und den Schreckensruf vernahm: „Euere Baarschaft, Herr! Ohne Umstände! Wir haben wenig Zeit zu verlieren."

Mit einem halben Blicke sah Herr Valery zwei mit Knitteln bewaffnete junge Leute vor dem Wagen stehen; ihre Gesichter vermochte er nicht zu unterscheiden, da er zufolge des Ruckes an seinem Kleide, wohl mehr aber noch vor Schrecken über diesen unvermutheten Angriff bei hellem Tage hinterrücks vom Wagen und in die Arme des einen Buschkleppers gestürzt war.

„Euere Baarschaft!" wiederholte der Eine; „oder es geht euch an's Leben."

Statt der Antwort erhob der Ueberfallene, welcher, glücklich wieder auf die Beine gekommen, um sogleich in die Knie zu sinken und, in der sichern Erwartung, jeden Augenblick einen der Knittel auf seinem Kopf zu spüren, furchtsam die Augen schloß, ein erbärmliches Jammergeschrei. Vergeblich bedrohte ihm einer der Räuber mit dem Tode, wenn er nicht schweige; der arme Mann schien entschlossen, von seiner Lunge und Gurgel, so lange beide noch in unverletztem Zustand seien, den besten Gebrauch zu machen.

„Du mußt ihm den Mund zustopfen, Charles,“ sagte der eine Räuber leise zum andern mit einiger Aengstlichkeit. „Die Landstraße ist nahe, und sein Geschrei könnte uns leicht verderblich werden.“

Charles fiel sogleich über den jedes Widerstands unfähigen Fabrikanten her, um ihm ein Tuch in den Mund zustopfen. Der bedrohte unterließ das Schreien.

„Gnade! Barmherzigkeit, ihr Herren!“ wimmerte er. „Ich bin ein armer Fuhrmann und habe kein Geld bei mir. Verstopft mir nicht den Mund; ich kann das nicht vertragen. Gewiß, ich verspreche euch, ich will ruhig sein. Aber schonet mein und laßt einen armen braven Mann ungefährdet ziehen!“

Der Räuber schien durch das jammervolle Gebahren und die Todesangst seines Opfers mild gestimmt zu werden; wenigstens sagte er in einem Tone, der bei weitem weniger barsch wie früher war: „Ihr müßt doch Geld bei euch führen, Mann; gebt heraus, was ihr habt!“

Valery, der an dem Tone dieser Rede sogleich einen für seine Person günstigen Wechsel in der Stimmung seines Feindes bemerkte, wagte es jetzt die Augen zu öffnen und sah zu seiner Verwunderung einen jungen Menschen vor sich stehen, dessen Erscheinung durchaus nicht dem Schreckbilde entsprach, welches sich seine geängstigte Phantasie von seinem Berauber entworfen hatte. Die Kleidung des Mannes war zwar von schonungslosem Gebrauch und von der Witterung sehr mitgenommen, so daß sie jetzt einen sehr trübseligen An=

blick bot, aber ihr Schnitt war der der Kleidung eines anständigen Mannes. Das noch jugendliche Gesicht, das die Spuren von Leiden und Entbehrungen trug, verrieth eine ängstliche Spannung und eine peinliche Unruhe, aber durchaus keine Bosheit oder Verruchtheit, wie man nach dem Auftreten und der Handlungsweise der Person zu vermuthen berechtigt gewesen wäre.

Durch seine physiognomische Entdeckung hinsichtlich der Befürchtungen für sein theures Leben einigermaßen beruhigt, griff Herr Valery, der Aufforderung seines Quälers zu gehorchen in die Tasche, und war eben im Begriffe, noch immer in knieender Stellung jenem ein eben nicht reichlich gespicktes Beutelein als Opfer darzubringen, als die Scene unvermuthet und rasch wechselte. Ein Pistolenschuß krachte, und der zweite Räuber, der, um Beute zu suchen, in den Wagen gestiegen war, während sich sein Gefährte mit der Person des Fuhrmanns beschäftigte, fiel mit einem lauten Schrei aus dem Kasten zurück. Zugleich ertönte ein muthiger Ruf aus dem Innern desselben. Ohne Valery's Beutel empfangen zu haben, stürzte Charles, den verwundeten Gefährten seinem Schicksale preisgebend, Hals über Kopf davon. Ein zweiter ihm nachgesendeter Schuß beschleunigte seine Flucht noch mehr.

Der Fabrikant hatte noch immer die Stellung inne, welche er vorhin eingenommen, um das Herz seines Angreifers zu rühren; er behielt sie auch jetzt noch bei, denn sie entsprach ganz den Empfindungen, welche sein Inneres bewegten. Er faltete die Hände und schickte

mit einem dankbaren Blicke ein wortloses Dankgebet zum Himmel auf für seine wunderbare Rettung. Dann richtete er, noch immer keines Wortes mächtig, das Auge auf seinen schönen Schützling, der soeben, mit zwei Pistolen bewaffnet, aus dem Wagenkasten sprang. Welch' ein seltsames, räthselhaftes Mädchen war doch das! Es wollte ihn bedünken, als sei nicht er ihr Beschützer, sondern sie sein Schutzgeist, sein guter Engel, der sich auf eine so außerordentliche Weise sichtbar gemacht habe. Und wie sie jetzt vor ihm stand in einem schneeweißen züchtigen Gewande, schlank und zierlich mit fliegenden Locken, frisch und blühend, ein reizendes Frühlingskind, hätten wohl minder fromme Leute als der Reisende sie für ein wohlthätiges Wesen höherer Art halten können.

„Ist der Schuft todt?“ fragte sie mit einem allerliebsten Anstrich von Naivität und beugte sich zu dem Räuber nieder. „Mein Gott, seht nur Herr,“ fuhr sie zu Valery gewendet fort, der sich inzwischen erhoben und nahe getreten war; „welch' ein hübscher junger Mann dieser Räuber ist!“

Der Fabrikant konnte trotz seinem wohl gerechtfertigten Abscheu vor dem niedergestreckten Feind nicht umhin, dieser Bemerkung wenigstens innerlich beizupflichten. Das Gesicht des jungen Mannes, denn auch er wie sein Gefährte konnte die Mitte der zwanziger Jahre noch nicht weit überschritten haben, war allerdings von einer eigenthümlichen Gestaltung; die Blässe, welche jetzt über dasselbe ergossen war, ließ aber die

edeln Formen bestimmter hervortreten, gab aber zugleich einem Zuge von Trotz und Wildheit, der diese Physiognomie so anziehend machte, ein stärkeres Relief. Die Kleidung des Menschen war von derselben Art wie die seines Gefährten; sie zeugte von ehemaliger Anständigkeit und gegenwärtiger argen Verkommenheit.

„Mein Gott, welche Aehnlichkeit!" murmelte das Mädchen, indem sie den daliegenden Räuber mit großer Aufmerksamkeit musterte. „Es ist in der That wunderbar. Wer mag dieser Mensch sein?

„Laßt uns eilen," drängte Valery, dem die Betrachtung des Fremden durchaus nicht die Einsicht in seine eigene Lage geschmälert zu haben schien. „Mir wird unheimlich an dem Orte. Laßt uns die Landstraße aufsuchen, wo Menschen hin- und wiedergehen."

„Todt ist er nicht," sagte das Mädchen, die ängstliche Aufforderung ihres Gefährten nicht beachtend; „ich habe ihm nur die Schulter zerschmettert. Das wird ihm ein Denkzettel sein. Er sieht doch nicht aus wie ein Dieb von Profession. Konnte er, wenn er in Noth war, nicht unsere Güte in Anspruch nehmen? sicher hätten wir ihn nicht unbeschenkt entlassen. So hat er gleich Gewalt gebraucht und ist selbst überwältigt worden. Aber dennoch, trotzdem er sich als unser Feind erwiesen hat, wollen wir Christenpflicht an ihm üben und seine Wunde verbinden. Nicht wahr, Herr? Er ist ein Mensch, ein Geschöpf Gottes, unser Mitbruder, wenn auch einer, der vom rechten Wege abgekommen ist. Er kann sich ja bessern und noch ein guter Christ

werden. Jedenfalls hat er Ansprüche auf unsere Barmherzigkeit. Meint ihr nicht auch, Herr? Ihr habt Barmherzigkeit an mir geübt, so will ich nun ein Gleiches an diesem unglücklichen Menschen thun, denn alle Sünder und Verbrecher sind sehr unglücklich und jedenfalls mehr zu bedauern als zu hassen und zu verabscheuen."

„Thut, wie euch euer Herz eingibt," versetzte der Angeredete gerührt, der das schöne barmherzige Mädchen mit entzückten Blicken betrachtete. „Gewiß ist sie eine von den Unseren," sagte er zu sich. „Ihr sind die goldenen Lehren und Sprüche des Evangeliums früh in's jugendliche Herz eingepflanzt worden, so daß sie nun herrliche Frucht tragen." Er griff selbst trotz seiner Abneigung vor vergossenem Blute mit zu und war ihr behilflich, die Wunde des ohnmächtigen Räubers zu entblößen. Flink nahm das gewandte Mädchen den am Wagen hängenden Ledereimer, sprang zum nahen Bache, der sich ihr durch sein Rauschen verrathen, brachte Wasser und wusch mit zarter Hand die Wunde aus, zerriß ihr graues Tuch und verband sie. Das Alles ging ihr bewunderungswürdig rasch von der Hand, und in jeder ihrer Bewegungen und Handlungen drückte sich neben gewinnender Anmuth eine auffallende Entschlossenheit aus.

„Vielleicht sind diese Menschen von Armuth und Dürftigkeit zu solchem Verbrechen getrieben worden," sagte sie, als sie fertig war. „Bin ich doch selbst ein armes unglückliches Mädchen und weiß aus eigener bitterer Erfahrung, wozu uns die Verzweiflung treiben

kann. Ich will dem jungen hübschen Manne einen Zehrpfennig in die Hand geben, daß er sich ohne Nahrungssorgen heilen lassen kann. Wenn er bedenkt, wie ihm Gott geholfen, so kommt er vielleicht zur Erkenntniß und kehrt zur Tugend zurück.“ Damit langte sie ein Goldstück aus einem Beutel und legte es in des Räubers hohle Hand.

„Eilt euch nur!“ rief ihr der über das Alles sehr verwunderte Fuhrmann ängstlich zu, voll Furcht, es möchte ihm zu zwei heute erlebten Abenteuern noch das dritte und schlimmste begegnen. „Der entflohene Spitzbube dürfte uns leicht mit Succurs wieder auf den Hals kommen, und weder euere Tapferkeit noch euere Barmherzigkeit vermögend sein, uns zum anderen Mal aus der Klemme zu helfen.“

Da stand der Räuber auf, der nicht ohnmächtig gewesen war, sondern sich aus Vorsicht nur so gestellt hatte. Herr Valery prallte mit einem Schreckensrufe einige Schritte zurück, selbst das Mädchen erschrak über diese unerwartet rasche Genesung des Patienten. Dieser aber machte mit der Hand eine beruhigende Bewegung und sagte mit Anmuth: „Seid ohne Besorgniß, Herr! Euch wird kein Haar gekrümmt. Auch ein Räuber muß am Ende von solcher wahrhaften Tugend gerührt werden, und ein Räuber so besonderer Art wie ich, am ersten und tiefsten. Ich zweifelte bis jetzt an ihr. Heute, in der Stunde meiner höchsten Noth und Verzweiflung habe ich sie zuerst kennen gelernt und bin mächtig von ihr erschüttert worden. Habt Dank dafür, edles Heili-

genbild! Ihr habt meinem jungen Leben wiederum einen festen Halt verliehen, welchen es bereits verloren hatte. Euere Aussaat ist in meinem Herzen auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Er war nur verwildert, weil ich in den Menschen nur selbstsüchtige Heuchler und elende Komödianten entdeckte. An dieses Goldstück, euer großmüthiges Geschenk, welches ich mit gerührtem Herzen annehme, soll mir ein Goldschmied ein Oehr machen, und dann werde ich es auf der Brust tragen als Marienpfennig oder Reliquie, die mich heilige, oder auch als Talisman, der jeden bösen Gedanken von mir abhalte. Noch einmal wärmster Dank! Lebt wohl und verzeiht mir Beide das Schlimme, welches ich mit meinem Freunde im Begriff stand euch anzuthun. Gott ist mein Zeuge, daß nur die ärgste Verzweiflung uns zu solch' frevelhaftem Beginnen trieb, denn nie zuvor befleckten wir unsere Hände mit dem Eigenthume Anderer. Und ich danke inbrünstig dem Himmel, daß er mein Verbrechen vereitelte, welches ich mein Lebelang hätte bereuen müssen, und mich durch euere züchtigende Hand auf den Weg des Rechts zurückführte. Ihr habt an mir ein Werk in wenigen Minuten zu Stande gebracht, was allen Pfaffen und Tugendschwätzern von ganz Frankreich in fünfzig Jahren nicht gelungen wäre. Euer Bild, schönes Mädchen, wird stets in meinem dankbaren Herzen fortleben. Gott behüte euch!"

Ehe es das kühne und mitleidige Kind verhindern konnte, hatte er ihr mit einer anmuthigen Verbeugung die Hand gedrückt und verschwand mit zwei Sätzen im

Gebüsche. Die beiden Zurückgebliebenen standen einige Augenblicke einander stumm gegenüber, dann sagte der Mann: „Obgleich meine armen Pferde des Futters sehr bedürfen, so eracht' ich doch für besser, dem Worte des Räubers nicht zu trauen und so rasch als möglich weiter zu fahren, damit wir aus dem Walde kommen."

„Euer Wort in Ehren, Herr," versetzte das Mädchen; „ich bin aber der entgegengesetzten Meinung. Ich habe mir diesen Räuber scharf ins Auge gefaßt und möchte getrost einen Eid darauf ablegen, daß er Wort halten wird. Diesem Menschen ist sein Versprechen sicher heiliger, als den Grafen und Baronen um Ludwigs Thron. Die armen Thiere müssen ihr Futter haben, denn sie haben ihre Schuldigkeit gethan. Ich werde ihnen sogleich frisches Wasser herbeiholen und das duftende Heu vorwerfen, auf welchem ich so sanft geschlafen. Ihr mögt ihnen die Körner besorgen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, sprang sie mit dem Eimer wieder nach dem Bache, und ein paar Augenblicke darauf stand sie schon mit der klaren flüssigen Labe vor den durstigen Rossen und tränkte sie geschickt wie eine Magd, während ihre kleine Hand liebkosend in den Mähnen wühlte und ihre Fingerchen die Stirnen derselben krabbelten. Mit wohlthuendem Erstaunen und froh zufriedenem Auge sah der Mann der hurtigen freundlichen Geschäftigkeit seiner Reisegefährtin zu, die ihm noch so unbekannt und doch schon so bekannt war, als sei sie sein eigenes Kind.

„Wahrlich," sagte er bei sich selbst; „sie gleicht

ganz dem Bilde, welches uns die heilige Schrift von jenem holden Kinde des Morgenlandes gibt, Rebecca, wie sie strahlend in Schönheit und Anmuth am Brunnen die durstigen Kameele tränkt. Sonderbar diese Aehnlichkeit, und daß sie mir gerade aufstößt! Jenes Mädchen erzeigte die Wohlthat denjenigen, welche sie davon führen sollten zu ihrem künftigen Gatten; die Spendung der Labe war das Zeichen, an welchem sie erkannt wurde. Hm, hm! — Die Fügungen des Himmels sind oft wunderbar."

Selbst die Thiere legten ihr Wohlbehagen an der flinken und geschickten Bedienung durch Blicke, Wiehern und ruhiges Verhalten an den Tag.

„Ich muß euch gestehen," sagte Herr Valery laut zu dem Mädchen; „daß ich mich nicht genug über meine Pferde verwundern kann; sie, die mir durch ihre Wildheit schon selbst manche Verlegenheit bereitet haben und sich sonst von Niemand anders bedienen lassen als von mir selbst, sind unter euerer Hand wie Lämmer."

Ehe sich es der Zuschauer versah, reichte sie den Thieren schon das Heu, und das ward alles so schnell und gut besorgt, daß es in der That eine Lust war zuzusehen.

„Meßt mir den Hafer ab, den euere Pferde auf ein Futter bekommen!" rief sie dem bewegten Manne zu, der über ihren Anblick alles Andre vergessen hatte, und er eilte nun seinerseits, nicht hinter ihr zurückzubleiben.

Sobald die Pferde besorgt waren und ruhig fraßen,

wandte sich der Mann mit der Frage an das Mädchen: „Ist euch nicht auch gefällig, Speise zu euch zu nehmen? Es muß Mittag sein.“

„Wenn ihr einen Bissen Brot für mich übrig habt, werde ich ihn dankbar annehmen,“ versetzte sie eben so bescheiden, als unbefangen, und er holte seinen Kober aus dem Wagen und tischte ihr unter dem Baume mit den freundlichsten Worten seine kalte Küche auf. Beide aßen mit gutem Appetit.

„Wir haben nun schon eine Gefahr zusammen bestanden,“ fing endlich Valery nach einigen Minuten verlegenen Schweigens an; „und ich verdanke euch mein Leben, oder wenigstens einen Theil meiner Habe; erlaubt mir also die Frage, wie ich mich euch dankbar bezeigen kann? Wohin wünscht ihr, daß ich euch führe?“

„Werther Herr, nicht ihr seid mir Dank schuldig, sondern vielmehr ich euch. Wenn ihr aber euerer an mir geübten Barmherzigkeit die Krone aufsetzen wollt, so nehmt mich mit euch in euere Heimath, wo sie auch sei, und vergönnt mir, euch oder einem euch befreundeten Hause als Magd dienen zu dürfen. Ihr braucht mir keinen Lohn zu zahlen, nur euer Brot laßt mich essen. Ihr könnt mich mit der geringsten Kost erhalten, dafür will ich all euere Arbeit thun. Ich habe so viel Geld, um mir mehrere Jahre lang die Kleider zu kaufen; dann wird Gott weiter helfen. Nehmt mich an; es soll euch nicht gereuen!“

Nicht ohne Verlegenheit hatte der Seidenfabrikant diese rührende Bitte angehört. Er schien einiges Be-

denken zu tragen, und doch vermochte er nicht sie abzuschlagen. „In Gottes Namen!“ sagte er endlich. „Ihr müßt freilich erst zusehen, ob es euch auch bei mir gefällt. Wenn nicht, so will ich für euer anderweitiges Unterkommen sorgen.“

„Darum habt keine Sorge. Euer redliches, edles Angesicht ist mir Bürge einer ruhigen, glücklichen Zukunft, wenn ihr auf die Dauer mit mir zufrieden sein werdet. Ich danke euch für euere zweite Wohlthat und begrüße in euch meinen Herrn und Gebieter. Sagt mir aber euern Namen, wenn es euch gefällig ist, damit ich euch respectvoll bei demselben nennen kann.“

„Ich heiße Timothée Valery und bin ein Seidenfabrikant aus Alais in Lyonnais, am Fuße der Sevennen gelegen, wohin ich jetzt zurückkehre, nachdem ich in Paris meine Waaren, Seidenstoffe und Strümpfe, die in meinen Werkstätten gewebt werden, verkauft habe. Der Raum meines Wagens, in welchem ihr euch während dieses Morgens verborgen gehalten habt, war auf dem Herwege mit den genannten Waaren angefüllt.“

„Schönsten Dank, Herr Valery, für euere Auskunft! Mein Name ist Margot du Clos. Nennt mich nun „du“, wie es euerer Magd zukommt.“

„Wer sagt euch, daß ich euch nicht eine bessere Stelle in meinem Hause zugedacht? Doch welche auch, so werdet ihr es mir nicht als Unbescheidenheit auslegen, Margot, wenn ich, nachdem ich euch die Erfüllung eueres Wunsches in mein Haus aufgenommen zu werden, zugesagt habe, mich nach euern nähern Ver-

hältnissen und vorzüglich nach der Veranlassung befrage, die euch diesen Morgen in meinen Wagen trieb. Ihr seid mit zwei geladenen Pistolen bewaffnet gewesen, und obgleich mir diese im Augenblick der Gefahr in euerer Hand die besten Dienste leisteten, so müßt ihr doch zugeben, daß —"

Er schwieg verlegen, und Margot antwortete: „Ich habe diese Frage von euch erwartet. Ich bin wie eine Verbrecherin in euern Wagen gesprungen, und die beiden Pistolen sind nicht geeignet, eine vortheilhaftere Meinung von mir hervorzurufen. So mögt ihr denn wissen, daß ich gezwungen werden sollte, heute hinter den mir verhaßten Mauern eines Klosters von der schönen Welt auf ewig Abschied zu nehmen, und daß ich in der ersten Frühe des Tags grausamen Banden entsprang, fest entschlossen, mich auf jegliche Weise zu retten, die mir der Himmel anbieten würde, aber auch mich gegen meine Verfolger mit den Waffen, deren ich mich bemächtigt hatte, auf Tod und Leben zu vertheidigen, ja mich eher dem Tode als meinen Peinigern zu ergeben."

„Wußt' ich's doch!" rief der Fabrikant triumphirend. „Die Stimme des Herzens trügt nicht. Man hat auch dich der Religion wegen verfolgt; auch dir, du arme Taube, haben diese Raubvögel nachgestellt, um dir den Glauben und die Unschuld deines Herzens zu rauben! Auch dich hat man zwingen wollen, deinen Glauben in einem Kloster abzuschwören. O ich habe von diesen schlechten Priestern in Paris gehört, die den

Namen dessen schänden, welchen sie ihren Meister nennen. Erst gestern Abend erlebte ich einen Auftritt, der mein Herz erzittern machte; ich sah und hörte eine Mutter, der man ihre gute und schöne Tochter entrissen und ins Kloster geschleppt hatte, um sie katholisch und elend zu machen. Auch dir stand also dieses schreckliche Loos bevor, doch du hast dich ihm durch eine muthige Flucht entzogen."

Herr Valery war viel zu sehr mit der wunderbaren Bestätigung dessen beschäftigt, was ihm, wie er behauptete, sein Herz gesagt hatte, oder, schärfer gefaßt, er gab sich viel zu befangen dem Triumphe einer kleinen frommen verzeihlichen Eitelkeit hin, als daß er die Wirkung seiner Worte auf das angeredete Mädchen hätte bemerken sollen. Wäre dieß aber auch der Fall gewesen, so hätte doch der wackere Mann, dessen Herz besser ausgestattet war als sein Kopf, sich sicherlich von seiner vorgefaßten Meinung hinreißen lassen, wie sich das sogleich zeigen sollte.

Auf dem Gesichte des Mädchen spiegelte sich beim Beginne seiner Rede ein eigenthümliches Erstaunen, welches aber bald dem Ausdrucke einer lebhaften Bestürzung, ja eines unverhohlenen Entsetzens wich. Sie erhob sich unwillkürlich, als sei sie bereit zu fliehen und ihrem Munde entfuhr die Frage: „Was sagt ihr, Herr?"

Herr Valery blickte auf und bemerkte das verstörte Gesicht der Fragerin. „Fürchte dich nicht, mein Kind!" sagte er beruhigend. „Sei vielmehr getrost und froh! Denn der Herr hat dich in deiner höchsten Noth wun=

derbar zum rechten Manne geführt. Wohl dürfen wir mit dem Psalmisten sagen: erkennet doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führet. So wisse denn, daß ich selbst ein Hugenott bin. Wenn auch dem fürchterlichen Drange der Umstände nachgebend, mich nebst allen andern Bürgern meiner Vaterstadt zum Scheine zu den gotteslästerlichen Formen der Papisten und Sünder bekennend, sind wir im Herzen doch unserm Gotte treu geblieben und ersehnen mit Ungeduld den Tag, der unsere Prüfung beendigen wird, wo wir wieder öffentlich mit lautem Munde uns zum reinen und wahren Glauben des Evangeliums bekennen können. Siehe den Finger Gottes, der dich zu mir geleitet, dem eifrigsten Hugenotten! Komm' an mein Herz, du gerettete Seele, und laß uns Gott inbrünstig danken, daß er dich aus den Schlingen des Satans glücklich befreit! Komm', komm', Margot! Du sollst nicht meine Magd, du sollst meine Tochter sein! Wie Boas die fromme Ruth aufnahm in seinem Hause, da sie arm war und Aehren las auf seinem Felde, so will ich dich aufnehmen in dem meinigen, armes Kind, aber nicht als mein Weib, sondern als meine Tochter; denn der Herr hat mir schon ein treffliches Weib gegeben und auch gute Kinder, deren Schwester du sein sollst. Komm' und nenne mich Vater!"

Margot hielt, während der Mann so sprach, den scharfen Blick fortwährend auf ihn geheftet, als wolle sie ihm ins Herz schauen. Dann sagte sie, gerührt an die Brust des edeln Mannes sinkend: „Wie ungewohnt

klingt meinem Ohre diese Sprache, die bei euch der Ausdruck des schönsten Gefühls ist! Ich werde mich bemühen, euch eine gute Tochter zu sein, mein Vater."

„Der Herr führet uns wunderbar", sprach Valery mit Salbung; „wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Siehe an, meine Tochter, ich nahm aus meiner Vaterstadt einen jungen Mann mit mir nach Paris in meinem Wagen, einen mir theuern Jüngling, der sich in meinem Herzen Sohnesrechte erworben hatte, einen treuen Anhänger an den apostolischen Glauben. Höhere Pflichten riefen ihn von uns, und unser Herz blutete ob der Trennung. Aber die Wege des Herrn sind eitel Güte und Wahrheit, und ich erkannte es wohl, daß mein lieber Theodore unserer Sache in seiner Stellung am Hofe mehr nützen könnte und würde als bei uns. Er ist nämlich als Offizier in die Leibgarde unseres gottlosen Königs Ahab berufen worden; wie das zugegangen, erzähle ich dir auf unserer Weiterreise. Als solcher hat Theodore St. Julien Gelegenheit, schnell zu erfahren, wenn uns Verrath oder Gefahr droht und kann uns davon benachrichtigen. Denn die Gerechten müssen wachsam sein in dieser argen Zeit und ihre Feinde nicht aus dem Auge lassen. So haben wir in Theodore einen Vorposten mitten unter sie gestellt, den sie für einen der Ihrigen halten. Freilich treiben wir da ein verstecktes Spiel. Aber nöthigt uns diese Höllenbrut bei Hofe nicht selbst dazu, die nicht zufrieden damit, sich vom Schweiß und Blut des armen Volks zu mästen, ihm auch noch sein theuer=

stes Gut, den Glauben, nehmen will? Der Verlust aber, der uns durch das Entbehren von Theodore's uns theuer gewordener Person erwachsen ist, wird uns durch dich sogleich wieder ersetzt. Ist das nicht Gottes sichtbare Güte? Ja, du sollst sogleich seine Stelle in meinem Hause und in meinem Herzen einnehmen. — Doch sieh, unsere Rosse sind gesättigt. Laß uns aufbrechen, damit wir noch vor Einbruch der Dämmerung unser bestimmtes Nachtquartier erreichen. Leicht könnten wir sonst wieder einen ähnlichen Angriff erleiden, wie vorhin, der aber vielleicht eine nicht ebenso glückliche Wendung nähme. Die Noth und Armuth ist unter den Menschen groß, und mancher ehrliche Mann mag jetzt durch die Verzweiflung zu Dingen getrieben werden, die er unter andern Umständen verabscheut. Du hast nun deinen Platz neben mir, wo Theodore auf der Herreise saß, und erzählest mir dein Schicksal; ich werde dich von meinem Hause und dessen Gliedern unterhalten."

„Ihr glaubt nicht, wie sehr euere Mittheilung über die Stellung eueres Pflegesohnes meine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt", erwiederte Margot; „und ich bin euch für euer Vertrauen sehr dankbar. Aber sollte nicht euer Urtheil über die Leute bei Hofe zu streng sein? Sie sind doch die Vornehmen, die, nach der Ordnung Gottes, über die Niedern und Geringen gesetzt sind, aber sie sind es auch, die ihr Geld für Putz, schönes Geräthe u. s. w. hingeben und dadurch einer Masse Leuten Beschäftigung und Unterhalt geben."

„Das ist wahr", sagte Valery. „Mein Geschäft beruht zum großen Theile auf der Verschwendung des Adels, und einzelnen Unternehmungen mag dieselbe zu Gute kommen. Aber trotzdem halte ich den ganzen Zustand für ein Unglück; und diese vornehmen Leute, welche nichts thun und wie die Drohnen sich vom Honig Andrer nähren, für eine Plage des Landes. Ich bin ein einfacher Mann und kann meine Behauptung nicht so klar ausdrücken, wie ich es fühle. Woher bekommen denn die Adeligen das Geld, das sie in Prunk und Putz verschwenden? Sie verdienen es doch nicht, denn sie arbeiten Nichts; sie nehmen es aus der Tasche arbeitsamer Menschen, denen es zur Unterstützung und Erweiterung ihrer Geschäfte viel dienlicher wäre. Und dafür, daß sie das Geld aus unserem Beutel nehmen, verachten und schimpfen sie den fleißigen Bürger und Bauer, der sie in ihrem Wohlleben erhalten muß. Wer ist nöthiger im Königreiche, wir oder sie? sie können uns nicht entbehren, wir aber sie. — Nun, mein Kind, ich habe das dir im Vertrauen gesagt, weil das Gespräch gerade darauf kam", lenkte Valery ein. „Sonst pflege ich nie oder selten über dergleichen zu reden. Die Zustände sind einmal so, und wir armen geplagten Leute werden sie nicht ändern. Gott sei's geklagt! Wo sind die Zeiten hin, da es des Königs von Frankreich wichtige Sorge war, jedem Bauer für den Sonntag ein Huhn in den Topf zu schaffen?"

Der Fabrikant erhob sich nach diesen Worten, um

den Kober, in welchen er die Reste der Mahlzeit gepackt hatte, wieder an seinen alten Platz im Wagenkasten zu bringen.

„Was haben wir denn da?“ sagte er sich bückend und eine zierlich aus Saffian gearbeitete Brieftasche vom Boden aufhebend. „Ich muß gestehen, daß ich heute Glück habe, wie man zu sagen pflegt. Erst finde ich in dir, mein Kind, eine liebe Reisegefährtin und künftige Hausgenossin, dann werde ich von Räubern überfallen und komme mit dem bloßen Schrecken davon, und jetzt thue ich noch einen Fund. Vermuthlich hat die Tasche einer der Beiden verloren. Gott weiß freilich, wem sie dieselbe zuvor abgenommen haben!“

„Ach erlaubt mir!“ sagte lebhaft Margot, die sich rasch bei dem Ausrufe Valery's erhoben hatte. „Laßt mich das Ding untersuchen, derweil ihr den Wagen fertig macht.“

„Ist was Besondres drin; etwa Wechselbriefe oder dergleichen?“ fragte der Fabrikant, als er den Hafersack wieder in den Wagen legte.

„Nur Briefe“, erwiederte Margot zögernd und mit einer Ueberraschung, die dem beschäftigten Wagenlenker freilich entging. „Sie tragen die Aufschrift an den Grafen von Menonville.“

„Wo wird der arme Graf sein?“ bemerkte Valery. „Schwerlich hat er die Brieftasche gutwillig hergegeben. Wenn du etwas Anziehendes in den Schreiben heut Abend beim Lesen findest, so theile es mir mit, denn

wir dürfen den Fund doch mit gutem Gewissen als unser Eigenthum ansehen."

„Wie artig! wie wunderschön! kommt schnell und seht!" rief jetzt das Mädchen und hielt dem herbeigeeilten Manne zwei kleine Porträts zur Ansicht vor, welche sie soeben in der Tasche gefunden hatte. Das eine stellte einen vornehmen Krieger in der malerischen Tracht jener Zeit vor; ein Küraß deckte die Brust, in der Hand hielt er einen Commandostab; das andere zeigte eine vornehme Dame im höchsten Putz; ihren Kopf schmückte eine kleine Krone. „Ach, die Brieftasche und die Bilder müßt ihr mir schenken, mein Vater!" bat Margot.

„Gern, mein Kind", erwiederte Valery. „Für mich hat das Alles keinen Werth."

„Findet ihr nicht, daß das Porträt dieses Generals hier die sprechendste Aehnlichkeit mit dem jungen Mann hat, mit dem wir das sonderbare Abenteuer bestanden?"

„Ich habe für derlei gar kein Auge", sagte der Fabrikant und fuhr fort, seinen Wagen zurecht zu machen. Margot stand noch immer mit dem Inhalte der Brieftasche beschäftigt und überhörte sogar einen Zuruf Valery's. Endlich nahm sie an seiner Seite Platz, und der Wagen rollte, von den frischen Kräften der Pferde getrieben, schnell auf der Straße dahin.

„Nun, mein Kind, was sinnest du?" fragte der Fabrikant das Mädchen, welches träumerisch und stumm neben ihm saß.

Margot erröthete leicht und antwortete nach einem kurzen Zögern: „ich durchflog vorhin einen der Briefe, die an den jungen Grafen gerichtet sind.“

„Welchen jungen Grafen?“ fragte jener erstaunt.

„Ich meine den Menschen, mit welchem wir den sonderbaren Auftritt hatten“, erwiederte das Mädchen verwirrt.

„Der ein Graf! Nun das wäre mir doch ein merkwürdiger Graf, der friedliche Leute anfällt, um ihnen ihr Geld abzunehmen. Vor dreihundert Jahren mögen das die Edelleute gethan haben, jetzt verfahren sie feiner dabei. Aber woher weißt du denn, daß er ein Graf ist?“

„Die Brieftasche muß ihm gehört haben, da die Aehnlichkeit zwischen dem Kriegshelden und dem jungen Manne zu bedeutend ist; die Dame stellt jedenfalls seine Mutter vor, und diese hat eine Grafenkrone auf dem Kopfe. Ferner spricht der Brief an den Grafen von Menonville von dem Vater desselben als einem General. Auch ist mir der Name dieser gräflichen Familie bekannt.“

Herr Valery warf einen halb mißtrauischen, halb verwunderten Seitenblick auf seine Gefährtin und sagte: „Du scheinst mit den vornehmen Leuten und ihrem Wesen und Treiben recht bekannt zu sein, mein Kind. Ich muß gestehen, daß ich niemals weder Zeit noch Neigung gehabt habe, mich um die Kronen der Grafen, Freiherrn und Herzöge zu bekümmern.“

„So geht es mir gerade“, lachte das Mädchen unbefangen. „Aber man lernt das in Paris kennen,

ohne daß man sich darum kümmert. Was man täglich und stündlich sieht und hört, bleibt doch am Ende haften, selbst wenn es uns im Grunde gleichgiltig oder gar widerwärtig ist."

„Das ist wahr", sagte der Fabrikant beruhigt. „Täglicher Anblick und Umgang gewöhnt den Menschen an Alles; es ließen sich dafür viele Beispiele anführen. Nun was fandest du denn in dem Briefe, das dein Nachdenken erregte?"

„Die Bemerkung, welche mich beinahe bestürzte, war folgende: Der Briefschreiber, wahrscheinlich ein naher älterer Verwandter des Empfängers, schreibt an diesen, er bedaure sehr, daß er sich gänzlich außer Stand sehe, seinem Vetter in seiner großen Noth zu helfen; es scheine fast, als sei derselbe von seiner Geburt an zum Unglück bestimmt gewesen."

„Und was setzt dich daran in Erstaunen, meine Tochter?" fragte Herr Valery mit der unbefangensten Miene von der Welt. „Ist doch dieser Ausspruch nichts weiter als eine schwächere Wendung für jenen wichtigen Lehrsatz unserer Religion, zufolge dessen ein Theil der sündhaften Menschheit für ewig vom Angesichte Gottes verworfen ist. Diesen Zustand der Verlassenheit von Gott nennen die Menschen gewöhnlich Unglück, und es ist ganz in der Ordnung, daß derselbe mit der Geburt des einzelnen Menschen beginnt und mit ewiger Verdammniß endigt. Wie kömmt es, daß dir dieser Glaubenssatz voll tiefer Bedeutung und Wichtigkeit entgehen konnte?"

„Ich hab' euch noch nicht mitgetheilt", stammelte Margot, „daß meine religiöse Erziehung durch ein trauriges Schicksal sehr mangelhaft geblieben ist; man hat mich mehr in weltlichen Dingen unterwiesen."

„Sie zogen deine Seele ab von Gott, um sie dem Satan zu überliefern. Das soll sich ändern. Es dürfte sich die Gelegenheit für dich ergeben, diese unselige Versäumniß nachzuholen. Vor der Hand will ich dir die Wichtigkeit und Nothwendigkeit jener Lehre, welche dein unvorbereitetes Gemüth überraschte, so gut ich es vermag, nachweisen. Das erste Menschenpaar lebte im Stande der Unschuld und kannte die Sünde nicht. Aber Adam und Eva übertraten das Gebot Gottes, indem sie die Frucht vom verbotenen Baume genossen, und die Sünde wurde geboren, die in das Fleisch und Blut der Nachkommen jenes ersten Menschenpaares übergegangen, mit den nachfolgenden Geschlechtern zur Welt kam und sich als Erbsünde vom Ahn zum Enkel fortpflanzte. Sie machte den Menschen unfähig zur Tugend und riß ihn beständig wieder zur Sünde hin. So würde denn die ganze Menschheit in unaussprechlichem Jammer dahin wandeln, da keiner zu Folge des Sündenfalls unserer Voreltern und der daraus entstandenen und auf uns vererbten Verderbniß die selbstständige Kraft in sich hat, seiner ursprünglichen Verdammniß entgegenzuwirken, wenn nicht Gott in seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit und Gnade durch eine unmittelbare Einwirkung, indem er sich selbst als sein Sohn von einer Jungfrau zur Erlösung von der Sünde ins Fleisch gebären ließ,

einen freilich kleinen Theil der Menschen, den er im Voraus zur Seligkeit auserſah, erleuchtete und beſſerte. Das ſind die Prädeſtinirten, die für ſein Himmelreich ausgewählten, die wahren Kinder Gottes."

Ein ſelbſtzufriedenes Lächeln glänzte auf dem Geſichte des Fabrikanten, als er dieſen religiöſen Vortrag geendigt hatte.

Das Mädchen betrachtete mit tiefem Erſtaunen, welches aber eine Beimiſchung von Entſetzen hatte, den Mann, welcher mit dem treuherzigſten Geſicht und dem gutmüthigſten Lächeln von der Welt ein ſo fürchterliches Verdammungsurtheil über Millionen ſeiner Mitmenſchen ausſprach. „Aber das iſt ja ganz entſetzlich", ſagte ſie nach einer Weile. „Der liebe Gott im Himmel, deſſen Gnade und Barmherzigkeit über alle menſchliche Begriffe geht, ſoll ſo viele Menſchen um der Sünde des erſten Menſchenpaares willen der Verdammniß übergeben!"

„Die Sünde der Väter wird gerochen bis in's tauſendſte Glied."

„Und hat Gott ſeinen eingebornen Sohn nicht geopfert, um *alle* Menſchen von Tod und Sünde zu erlöſen?"

„Nur diejenigen, welche er für die Erlöſung ausgewählt hatte. Denn unſer Vater im Himmel wußte in ſeiner göttlichen Vorausſehung, daß nicht Alle, die Jeſu Namen trügen, der Erlöſung fähig ſeien, ſondern daß ihre angeborne ſündhafte und verderbte Natur ſie ſogar verleiten würde, das Werk des Heils womöglich

zu vernichten. Sehen wir es nicht vor Augen, das verruchte Treiben derer, die sich Christen nennen? Leben sie besser wie die Heiden und unvernünftigen Thiere? Ist nicht ihr ganzer Sinn auf Wollust und Sinnenreiz gerichtet? Haben sie nicht selbst das heilige Sakrament des Abendmahls geschändet, indem sie sich den Becher entreißen ließen? Da uns doch der Heiland ausdrücklich zu Erben seines Leibes und seines Blutes einsetzt? Das sind alles die Folgen jener Erbsünde, die vom Apfelbiß der Eva herstammt."

„Ich kann mir wohl denken", fuhr der Mann nach einer Weile fort, „daß diese Lehre für sanfte Gemüther im Anfange etwas Erschreckendes hat, aber sie bildet einen festen Grundstein im Bau unseres Glaubens; den müssen wir erhalten, sonst erleben wir den Einsturz des Ganzen. Ich selbst gestehe offen, daß ich Stunden des Zweifels gehabt habe, wenn ich die Herrlichkeit und Pracht der Natur um mich sah, in der sich doch die Vorsorge des Allgütigen für alle Menschen so deutlich zeigte. Da fiel mir stets der schöne Spruch ein: denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Dann beruhigte ich mich wieder mit dem Gedanken, daß mir einfachem, ungelehrtem Manne nicht zu zweifeln ziemt an dem, was so viele gelehrte und heilige Männer festgesetzt haben. Wäre das, wir würden allen Halt verlieren unseren Feinden gegenüber; der Väter Glauben wenigstens müssen wir uns zu erhalten suchen, da wir ihre Kraft und Stärke nicht mehr be-

sitzen. Und gerade diese Lehre befördert ein christliches Verhalten gegen andere Menschen mächtig. Triumphiren meine Feinde über mich, dann beuge ich mich in Geduld eine Weile, wissend, daß sie ihrem Verderben doch nicht entgehen; sind sie im Elende, dann stimmt mich der Gedanke, daß ihnen noch größere Trübsal nach ihrem Tode bevorsteht, zu herzlichem Mitleid. Haben wir doch auch nicht Grund, vor der Gnadenwahl zu zittern. Uns hat Gott schon zu seinen Kindern von vornherein ausgewählt, da er uns im rechten Glauben geboren werden ließ. Wegen des Loses der Anderen müssen wir dem weisen Rathschlusse des Höchsten unbedingt vertrauen."

„Sonderbar!" sagte Margot. „Ich habe bis jetzt nicht gewußt, daß der protestantische Glaube mit dem katholischen so viel Aehnlichkeit habe. Auch die Katholiken, wie ich oft gehört, übergeben die von ihren Lehrsätzen Abweichenden der Verdammniß."

„Hm, hm!" meinte Herr Valery. „Das sind alte Lehren und Streitigkeiten, die wir am besten thun, den studirten Dienern der Religion zu überlassen. Denen kömmt es zu, mit den geistlichen Waffen den Glauben zu vertheidigen; wir die Ungelehrten fahren am besten, denke ich, ihnen zu glauben und Jesu zu gehorchen, der uns befiehlt, unsere Nächsten zu lieben, wie uns selbst. Das Andere sei Gott anheimgestellt."

„So ist's recht, mein Vater!" sagte Margot lebhaft. „Jetzt seid ihr wieder der Alte; vorhin erkannt ich euch nicht mehr."

Der gutmüthige Fabrikant, welchen einzig und allein eine kleine Eitelkeit als Lehrer und Kenner kirchlicher Glaubenssätze aufzutreten, verführt hatte, wozu er wie die meisten Menschen weder im Wissen, noch im Können ausgerüstet war, freute sich selbst, daß er von dem todten Buchstaben wieder zur lebendigen Liebe zurückgekehrt sei, in welcher er sich stärker fühlte, als in der Entzifferung des ersten. Er drückte dem Mädchen mit einem freundlichen Lächeln die Hand und trieb seine Pferde an, welche, sich die Redseligkeit ihres Lenkers zu Nutze machend, sehr bedächtig vorgeschritten waren.

4.

Die Reise im Gebirge.

Nach einem kurzen Aufenthalte in der alten berühmten Stadt Orleans, wo Herr Valery einige Geschäfte zu besorgen hatte, überschritten die Reisenden die Loire und strebten mit schnellen Rossen dem Süden zu. Lyon war das nächste Ziel, welches sie munter und wohlbehalten erreichten. Hier verweilte der Fabrikant einen vollen Tag, im Verlaufe dessen Margot ihn nur auf Augenblicke zu sehen bekam. Das Mädchen hatte bei diesem Aufenthalte nicht die geringste Langeweile. Herr Valery hatte ihr des Breiteren die genauesten Mittheilungen über seinen Hausstand, seine Verwandten und Freunde, seine Freuden und Leiden gemacht, und

sie hatte ihm dagegen wenn auch mit einer Kürze, die zu seinen Expektorationen einen starken Gegensatz bildete, erzählt, daß sie die Tochter eines Kaufmanns sei, welcher jedoch bereits verstorben und sie mit ihrer Mutter und Geschwistern in beschränkten Verhältnissen hinterlassen habe. Diese seien von reichen Verwandten benutzt worden, sie in ein Kloster zu stecken. Sie war offenbar froh, als sie dieses kahle Bekenntniß abgelegt hatte, und Herr Valery sich damit zu begnügen schien.

Die Pracht der südlichen Natur trat ihr entgegen und nahm ihren staunenden Sinn in den ersten Tagen, nachdem man die Scheidelinie zwischen dem Norden und Süden überschritten hatte, vollständig gefangen. Der herbstlich graue Himmel mit seinen Nebeln schwand, und eine reine tiefblaue Decke spannte sich vor ihren entzückten Blicken aus. Eine üppige Vegetation ergötzte das Auge, welches von dem raschen Wechsel der Bilder, die sich ihm darboten, fast ermüdet wurde. Ihr Weg führte die Reisenden an Weinbergen vorüber, an welchen herrliche Trauben, vom heißen Strahle der Sonne getroffen, entzückender Reife entgegenkochten. Mit Verwunderung sah Margot hier Gewächse als Bäume mächtig stark in der freien Natur gedeihen, welche sie vorher nur als dürftige Treibhauspflanzen gekannt hatte. Gewaltige Akazien und Aloen, junge Pinien, Cypressen, Rosen-, Feigen- und Lorbeerbäume, die bald in dichten Gruppen in der Nähe von Gehöften und Häusern standen, umrankt von Epheu und andern Schlingpflanzen, bald wieder für sich kleine Gehölze bildeten, gaben der

Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Brach dann Margot in enthusiastische Lobpreisungen dieses milden klaren Himmels und des reichgesegneten Landes aus, so verklärte ein stolzes Lächeln das Gesicht des Fabrikanten, und er sagte: „Ja, ich möchte um alles in der Welt nicht im Norden leben; da drängt sich das Volk in der großen Stadt Paris zusammen, hungert und entbehrt, während im Süden noch viele Tausende ihr Leben in Freuden genießen könnten."

Auch die Verschiedenheit zwischen der Bevölkerung ihrer nördlichen Heimath und derjenigen der südlichen Landschaften fiel dem Mädchen auf. Der Menschenschlag erschien ihr in den Kennzeichen seiner Verwandtschaft mit den südeuropäischen Völkern, dunklen Haaren und Augen, anziehender, das Benehmen selbst gemeiner Leute ungezwungener und lebhafter, die Sitte freier. Zu ihrem Erstaunen nahm sie bald nach ihrem Eintritte in die mittäglichen Provinzen ihres Vaterlandes wahr, daß sie eine Fremde hier sei, denn sie verstand die Sprache der Leute nicht mehr und wurde selbst nicht mehr verstanden. Herr Valery freute sich wie ein Kind über die Verlegenheit des Mädchens, als sie eines Tages der Wirthin eines Gasthofs, in welchen die Reisenden eingekehrt waren, auf ihre wohlklingende Anrede nichts zu erwiedern vermochte. Es eröffnete sich für ihn eine weite angenehme Aussicht zur Belehrung und Unterweisung; während die raschen Pferde das Fuhrwerk durch die lachende Landschaft dahin zogen, suchte er ihr die Eigenthümlichkeiten des südlichen Idioms

und seine Verschiedenheit von der Sprache des Nordens zu erklären, und wunderbar rasch begriff und merkte die gelehrige Schülerin. Ueberhaupt verrieth das Mädchen eine für ihren Stand als Bürgerstochter nicht gewöhnliche Bildung, die sich öfters unwillkürlich in gelegentlichen Aeußerungen und Bemerkungen kund gab; sie wußte für ihr jugendliches Alter sehr viel und setzte den guten Fabrikanten oft in Erstaunen durch ihre Kenntnisse von Dingen, deren Namen er selbst kaum kannte. Auf der andern Seite zeigte sie sich in der Erziehung vernachlässigt; das bewies ein gewisses exaltirtes, trotziges und herrisches Wesen, welches zuweilen plötzlich bei ihr hervorbrach, aber ebenso rasch wieder verschwand nnd von dem Manne über den Auslassungen reiner Herzensgüte schnell vergessen wurde. Ferner zeigte sie sich in den protestantischen Glaubenssatzungen sehr unerfahren, doch erklärte sich diesen beklagenswerthen Umstand Valery aus der Geschichte ihres Lebens, welche sie ihm gelegentlich und stückweise mitgetheilt hatte. Eigentlich war ihm das gar nicht unlieb, da sich ihm daraus die Gelegenheit bot, sein dogmatisches Licht noch oft leuchten zu lassen.

Die Stimmung seiner jungen Reisegefährtin, welche er trotz manchem Räthselhaften in ihrem Wesen herzlich lieb gewonnen, wechselte oft im Zeitraume eines Tages zwischen der lebendigsten Munterkeit, welche bei dem geringsten Anlasse froh aufjauchzte, und tiefem schweigsamen Ernst, der oft selbst zu trüber Schwermuth wurde. Fragte sie ihr Beschützer nach dem Grunde ihrer Ver=

stimmung, so schüttelte sie stumm den Kopf. Herr Valery beruhigte sich dann in dem Gedanken, daß es wohl Dinge geben könnte, die uns traurig stimmen, ohne gerade zur Mittheilung an einem Freund geeignet zu sein. Und daß sie ihn für ihren Freund hielt, bewies sie bei jeder Gelegenheit, mochte sie betrübt oder froh sein. Eine andere Eigenthümlichkeit von ihr, welche ihm auffiel, war, daß er sie in den Städten, in welchen sie seiner Geschäfte wegen einen Aufenthalt hatten, sehr selten dazu bringen konnte auszugehen. So lange man noch im Norden war, billigte er diese Aengstlichkeit vollkommen, späterhin begriff er sie nicht. Zuweilen überraschte er sie, wie sie in tiefem Sinnen jene beiden Portraits betrachtete oder über den Briefen brütete, die sie in der Brieftasche des Räubers gefunden.

Fand Herr Valery in seiner Gefährtin Manches, über das er sich erst von der Folgezeit vollkommenen Aufschluß versprach, so hätte Margot, wäre sie mehr zu einer genauen Beobachtung seines Thuns und Treibens geneigt und nicht so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, ebenso gut manches Räthselhafte an ihm bemerken können.

Die Reisenden näherten sich den Grenzen der Provinz Lyonnois und dem Sevennengebirge, dessen spärlich bewachsene Granithäupter Margot's Aufmerksamkeit schon aus der Ferne erregt hatten. Hier war der Fabrikant wie zu Hause; überall, wohin sie kamen, kannte man ihn, und er verkehrte oft mit Leuten, mit welchen er schwerlich Geschäfte machte. Oefters wurde der Wagen

an einsamen Stellen des Wegs, welcher mehr und mehr den Charakter eines schwierigen Gebirgsüberganges annahm, von Jägern, Bauern und Leuten ärmlicher Kleidung angehalten, welche Herrn Valery anredeten und heimlich mit ihm sprachen. Dieser war stets nach solchen Begegnissen niedergeschlagen und seufzte, allein er ließ sich nicht weiter aus.

Ein Umstand war geeignet, Margot's Aufmerksamkeit zu erregen und ihr Entzücken an den herrlichen Gegenden von Languedoc, welche sie durchreist hatte, zu stören; sie glaubte nämlich in den Ortschaften, durch welche sie fuhren, häufig Spuren einer gewaltsamen Verwüstung und Zerstörung wahrzunehmen, dieselbe Beobachtung machte sie in den Gärten, Weinbergen und Feldern. Häufig überholte das Fuhrwerk Schaaren von elenden und zerlumpten Menschen, denen ihr Gefährte mit einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegung ansehnliche Gaben reichte, selbst ohne deshalb angegangen worden zu sein. Es kam ihr überdies vor, als vermeide er soviel wie möglich derlei Stätten der Verwüstung zu berühren.

Es war ein köstlicher Abend, der trotz der herbstlichen Jahreszeit allen Zauber der südlichen Natur entfaltete. Der letzte Schein der Sonne ruhte auf den Bergen, ihre kahlen Scheitel mit leisen Finger vergoldend; in dem Thale, durch das die Reisenden fuhren, herrschte schon jene eigenthümliche Dämmerung, welche so ganz geeignet ist, einen empfänglichen Sinn, der nahe daran war unter der Wonne des Tages zu er-

matten, von neuem zu erfrischen und für die Entzückungen einer südlichen Nacht vorzubereiten.

„Wir haben uns heute verspätet," bemerkte Herr Valery, die Pferde zu raschem Laufe antreibend. „Der Mond wird zum Glücke bald aufgehen, und dann haben wir nicht mehr weit zum nächsten Orte, von dem ich wünschte, daß du ihn zuerst am Tage gesehen hättest. Er hat eine sehr angenehme Lage am Fuße des Gebirges, und was ihn mir noch werther macht, er ist durchaus von Bekennern unseres Glaubens bewohnt."

Margot war in jener träumerisch nachdenklichen Stimmung, wo der Geist beschäftigt ist, die Tags über gemachten Erfahrungen und empfangenen Eindrücke noch einmal vorzunehmen, durchzukosten und sie dann in seine Schatz- und Vorrathkammern niederzulegen. Bei diesem Geschäfte schließt er sich gern von äußerer Störung ab. Margot sprach demnach während der abendlichen Fahrt nicht oder nur das Nothwendigste, und auch der Fabrikant war ungewöhnlich wortarm.

Der Mond ging auf und übergoß die Landschaft mit seinen zauberischen Lichten. Riesenhaft ragten die Berghäupter mit ihren wunderlich gespalteten und zerklüfteten nackten Felsenspitzen in den Himmel hinein, ungeheuerliche Schatten werfend; das Thal, welches sich zur weiten Fläche auseinander gedehnt hatte, glich mit seinen mondschein beglänzten Fluren und Feldern einem tiefen ruhigen See, ummauert von gewaltigem Felsenufer. Die Töne des Lebens schwiegen, wie wenn sie vor den Entzückungen dieser Nacht verstummt seien;

das Rollen des Fuhrwerks, der Hufschlag und das Wiehern der Pferde unterbrachen allein das heilige Schweigen.

„Ich weiß nicht, ob mich meine Augen trügen," nahm Herr Valery das Wort, welcher einige Minuten gerade vor sich ausgeschaut hatte: „mir ist es, als sähe ich Feuer. Fast will es mich auch bedünken, als stiegen Rauchwolken empor. Der Mondschein läßt es mich nicht genau unterscheiden."

Margot wandte ihre Augen nach der Richtung, und sie mußte die Vermuthung des Fabrikanten bestätigen.

„Großer Gott!" sagte er erschrocken; „ich will nicht hoffen, daß der hübsche Ort ein Raub der Flammen geworden ist. Wir haben ohnedieß Unglücks genug im Lande."

Er fuhr rasch zu, und in Zeit einer halben Stunde war man dem Dorfe genaht, dessen Zerstörung, durch seine baum= und gebüschreiche Umgebung dem Auge verborgen, jetzt sich dem entsetzten Blicke darbot. Die Hütten lagen meistens in Trümmern darnieder, nur einzelne standen noch als traurige Gerippe, der Dächer und der Bekleidung durch das zerstörende Element beraubt, welches hie und da noch an den Balken und aus den Aschenhaufen mit matter Zunge emporleckte. Gleich am Eingange des Orts, etwas seitab vom Wege, stand etwas höher als die übrigen Häuser, eine Kapelle oder vielmehr die Ruine derselben, denn das Dach war zerstört und die Thür offenbar mit Gewalt zertümmert.

Der Fabrikant stieß bei diesem Anblick einen Schrei des Entsetzens und der Wuth aus; er hielt unwillkürlich die Pferde an, die selbst sich vor dem grausen Schauspiel zu scheuen schienen und sich wiehernd bäumten, und starrte unverwandten Blickes das Werk der Zerstörung an. Endlich stöhnte er aus tiefer Brust: „Gewiß, das hat deine verruchte Hand vollbracht, Ungeheuer!“

„Aber mein Gott!“ sagte Margot, die ebenso sehr über diesen stürmischen Ausbruch der Leidenschaft bei dem gutmüthigen Manne, wie über die Scene grausamer Verwüstung erschrocken war; „wer hat das gethan? ist's doch, als hauste ein Feind mit Feuer und Schwert in diesem Lande?“

„So ist es,“ erwiederte Herr Valery dumpf; „und das Schlimmste ist, daß dieser grimme Feind des Landes der Statthalter seines Königs ist. Ach, du bescheidenes liebes Dörfchen, so ist auch an dich die Reihe gekommen, von dem Tyrannen in Nimes verderbt zu werden!“

„Ich verstehe euch gar nicht, Vater!“ sagte Margot ängstlich. „Ihr sprecht von einem Tyrannen in Nimes? Wer darf es wagen, solche Greuel im Königreiche Ludwig's des Vierzehnten zu begehen?“

„Ich spreche vom Intendanten des Königs Basville in Nimes; er verübt sie im Namen und auf Befehl seines Herrn. Wohl kann man von ihm sagen: er geht umher im Lande wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge.“

„Auf Befehl des Königs!“ rief Margot lebhaft. Das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Wie könnte der König befehlen, daß die Wohnungen, Felder und Weinberge seiner Unterthanen zerstört würden?“

„So sagen Viele. Wie kann aber dem Könige verborgen bleiben, was ganz Frankreich weiß? Es muß doch sein Wille sein, daß unsere Brüder vernichtet werden.“ Margot schwieg und versank in Nachdenken.

„Laß uns zusehen,“ nahm der Fabrikant wieder das Wort, „ob wir nicht irgend Jemanden treffen, der uns über das traurige Schicksal des Ortes Aufschluß gebe. Unsere Pferde bedürfen auch der Fütterung, denn wir müssen nun noch einige Stunden weiter fahren, ehe wir eine Herberge finden. Ich gedachte, die Nacht wie schon öfter hier zuzubringen.“

Sie durchfuhren den Ort, oder vielmehr die Ruinen desselben langsam, aber einen Menschen konnten sie nicht entdecken. Endlich glaubte Valery im Schatten eines versengten und verstümmelten Baumes an der einen Seite der durch zwischenliegende Gärten sehr verlängerten Häuserreihe ein menschliches Wesen zu erkennen. Er übergab Margot die Zügel und stieg von seinem Sitze herab. Als er näher kam, sah er, daß es eine Frau war, die am Stamme des Baumes zusammengekauert saß.

Bevor er sie noch angeredet, rief sie ihm mit einer heisern Stimme entgegen: „Kommt ihr endlich? ich habe lang auf euch gewartet. Beinah' kommt ihr zu spät, wie die Buntröcke. Sie hatten mich da zurück-

gelassen, damit ich ihnen den Willkomm sagen sollte. Ich that es auch und rief: seid verflucht, ihr Hunde! ha, ha! Da haben sie mich geschlagen, daß mir die Funken aus den Augen sprangen, und es wurde ein mächtiges Feuer daraus."

Der Fabrikant war über diese Anrede so bestürzt, daß er kein Wort vorbrachte. Die Frau murmelte einige Worte vor sich hin, dann sagte sie laut: „So eilt euch doch; ich habe Hunger; es ist ja Niemand da."

Valery ging rasch zum Wagen zurück und unterrichtete seine Reisegefährtin mit wenigen Worten von seiner Entdeckung. Er holte einige Nahrungsmittel hervor, indem er Margot zugleich bat, die Sorge für ihr Gespann zu übernehmen, und begab sich wieder zu der Frau zurück, in der Hoffnung, er werde doch etwas Näheres von ihr über das traurige Los des Dorfes erfahren, wenn ihr physisches Bedürfniß befriedigt sei. Eines schien er aus ihren verwirrten Aeußerungen entnehmen zu dürfen, daß nämlich die Einwohner dem sie bedrohenden Schicksale durch eine zeitige Flucht entgangen seien. Nur war ihm nicht klar, warum die alte geistesschwache Frau allein zurückgeblieben war. Diese aß mit einer furchtbaren Gier von der gereichten Speise; allein der Fabrikant sah sich in seiner Hoffnung betrogen. Nachdem sie ihren Hunger gestillt, barg sie den Kopf in ihren Schoß und verharrte schweigend. Valery wartete eine ziemlich lange Zeit, daß sie wieder sprechen würde, allein vergeblich; sie schien eingeschlafen

zu sein. Er faßte sie endlich beim Arme und schüttelte sie. Mit einem entsetzlichen Schrei, vor dem der Wißbegierige erschrocken zurückprallte, sprang sie auf und enteilte mit einer Schnelligkeit, die den erschrockenen Mann noch außerdem zum Erstaunten machte. Als er nach seinem mißlungenen Versuche in gesteigerter Aufregung zum Geschirre zurückkehrte, fand er Margot heftig weinend.

Der Anblick einer zerstörten Menschenwohnung hat für den Gefühlvollen immer etwas Ergreifendes; ein tiefes Bedauern geht ihm durch die Seele, daß es wiederum eine Stätte menschlicher stiller Glückseligkeit, die ohnedieß so selten sind, weniger gebe; ein Geist scheint um die Trümmer zu schweben, der die Augenblicke der Wonne, in dem bescheidenen Raume der Hütte erwachsen, beseufzt. Steht eine wild empörte Natur in Einklang mit dem Bilde solcher Zerstörung, so wird bei allem Entsetzen und aller Furcht, welche den Zuschauer ergreifen, doch das Herz desselben nicht so schmerzlich ergriffen, und zerrissen, als wenn eine friedliche Mondscheinnacht und ein feierliches Schweigen, wie dieß hier der Fall war, einen grausamen Gegensatz zum Werke ruchloser Verwüstung bilden. Der Mond schien verwundert auf den Schauplatz wüsten Greuels zu blicken, den er bis daher nur als Stätte emsiger Rührigkeit und stiller Frömmigkeit gekannt, auf den stillen Frieden dieses Bergthales, der so rauh und so grausam für lange Zeit verscheucht worden war. Vielleicht waren es noch andere Gedanken und Bilder, die durch die

Trauerscene geweckt in Margot's Seele emporgestiegen und sie zur Wehmuth stimmten.

Der Fabrikant war bei all' seiner Geschäftstüchtigkeit doch ein viel zu gefühlvoller Mann, als daß er über die Thränen seiner Gefährtin und den Ursprung derselben einen Augenblick hätte unklar sein sollen. War es ihm doch fast, als müsse er selbst weinen. Indessen suchte er seine Empfindungen zu verbergen oder zu verkleiden.

„Ihr armen Thiere," sagte er an die Pferde herantretend und ihnen liebkosend mit wehmüthiger Stimme; „ihr müßt heute hart dran. Ihr habt euer Tagewerk redlich vollbracht; und doch steht euch noch ein tüchtiges Stück Arbeit über Feierabend bevor. Ihr solltet es morgen neugestärkt überwinden, aber ihr seht, es geht nicht anders."

Die Pferde schienen nicht unempfindlich gegen diese Ansprache zu sein, denn willig setzten sie sich von neuem in Bewegung. Beide Reisende warfen noch einen betrübten Blick auf die Trümmer des Gebirgsortes, bevor sie aus dem Bereiche derselben waren. Eine kurze Strecke hinter dem ehemaligen Dorfe begann eine merkliche Steigung; die Pferde konnten nur Schritt gehen.

„Wir haben noch drei tüchtige Stunden zurückzulegen," sagte Herr Valery, „und können Gott danken, wenn wir vor Mitternacht unser Nachtquartier erreichen. Glücklicher Weise ist die Witterung so herrlich, daß man im schlimmsten Falle im Freien übernachten könnte.

Eine Reise im Gebirge übt immer einen wunder-

samen Einfluß auf den Menschen von Geist und Empfindung aus. Jemehr der Körper sich über die Linie erhebt, unterhalb deren er gewöhnlich verkehrt, in dem Maße schwingt sich auch die Seele über die gewohnte Sphäre hinaus, ihre Thätigkeit potenzirt sich, und die reine Bergluft, welche der Körper einathmet, scheint den Geist schwunghafter zu machen. Wie erhebt nun erst eine Gebirgsreise in einer Mondscheinnacht! Ein so ungewöhnliches Mädchen, wie Margot Duclos war, mußte für den Zauber einer solchen um so empfänglicher sein. Das Emporsteigen zur Höhe und der kühle Nachtwind hatten nicht verfehlt, beruhigend auf ihre empfindlich erregten Nerven zu wirken; ihre Augen, in welchen keine Thränen schmerzlichen Mitgefühls mehr zitterten, schauten mit kindlichem Staunen auf die Wunder, welche die Mondscheinnacht herzauberte. Ungeheuere Felskolosse in den abenteuerlichsten Bildungen, keck überragt von andern Berggipfeln, standen zu beiden Seiten des Gebirgspasses wie riesenhafte Wächter; zwischen den Bergen dehnten sich beträchtliche Tiefen, welche der Mond mit seinen Strahlen nicht zu messen vermochte. Vom Mondscheine getroffen, erglänzten die ferner und höher gelegenen kahlen Granithäupter in wunderbar schöner Beleuchtung. Immer höher hinauf stiegen sie, wo die Vegetation mehr und mehr abnimmt, denn auf dem felsigen Grunde gedeiht kein Baum, keine Pflanze; immer öder und trauriger will die Gegend werden, nur der Mond überkleidet den starren Granitboden mit silberner Decke. Aber wo sich durch Regengüsse oder

übergetretene Waldbäche ein wenig Erde angesetzt hat, da wachsen lustig Kräuter, Sträuche und Bäume, deren Wipfel der Nachtwind leise schüttelt.

Wie könnte es anders sein, als daß die Großartigkeit der Gebirgslandschaft, welche der Mond mit seinem märchenhaften Glanze übergießt, kühne und große Gedanken in der Seele des Mädchens erwecken sollte? Sie fühlt sich frisch und frei auf dieser Höhe, freilich nicht froh, aber feierlich gestimmt, denn das Erlebniß des Abends hat ihrer geistigen Erhebung einen ernsten Charakter aufgedrückt. In raschen Bildern jagt ihr letztvergangenes Leben an ihr vorüber. Den Anfang macht ein düster verworrenes Bild von tiefen Kränkungen ihres Herzens, von häuslichem Jammer und Elend. Sie möchte das geistige Auge schließen, wenn sie es könnte, um das unheilvolle Bild nicht zu sehen, jetzt nicht und nie wieder. Daneben ragt die düstere Klostermauer empor, in welche man ihre Jugend, ihre Blüte, ihr heißglühendes Herz voll Ansprüche an die Lust des Lebens bannen wollte; dann die Schreckensnacht der Flucht mit ihrer Angst und Verzweiflung, aus deren düsteren Nebeln das freundliche Bild des Mannes hervortaucht, der jetzt neben ihr sitzt und sie aufgenommen wie ein Kind. Ferner das bunte wechselvolle Ergebniß des Raubanfalls; wieder stand der junge schöne Straßenräuber, der so wild und trotzig zuvor in seinem Blute da gelegen, vor ihr mit dem selbstbewußten Anstande eines Cavaliers und dankte ihr, daß sie seine Seele vom Verderben gerettet, trotz allen Pfaffen des Königreichs; wieder

pries sie ihr eigener Retter, weil sie nun seine Retterin geworden sei. Endlich drängte sich ihr das Bild des zerstörten Dörfleins auf. Sie fühlte jetzt nicht mehr die ohnmächtige Schwäche, welche ihr vorhin Thränen in die Augen getrieben, sie empfand nicht mehr, sondern dachte oder träumte. Wunderliche Gedankenbilder im Kopfe eines achtzehnjährigen Mädchens, welches darauf sinnt, den grausamen Verfolgungen der Hugenotten durch einen königlichen Intendanten unter Ludwig dem Vierzehnten Einhalt zu thun!

Der Ideengang des Fabrikanten nahm einen bei weitem nicht so hohen Flug, entweder weil seine Seele eines derartigen Aufschwunges von Haus aus nicht fähig war, oder weil er sich gewöhnt hatte, als ein guter Geschäftsmann seine Gedanken nicht über die Grenzen der Wirklichkeit und Möglichkeit hinausschweifen zu lassen. Nachdem der erste heftige Sturm leidenschaftlichen Zornes über die Zerstörung des reizenden Gebirgsortes sich gelegt hatte, erging er sich in Muthmaßungen, welches Vergehen der Bewohner wohl die rächende Hand des Statthalters in Bewegung gesetzt haben möchte; denn darüber war er keinen Augenblick in Zweifel, daß nur Herr von Basville Lamoignon, der Alba seiner Landschaft, im Stande sei, eine so gründliche Verwüstung anzurichten. Er wußte das aus eigner Erfahrung, und diese hätte ihn eigentlich vor jedem Ausbruche der Leidenschaft bewahren sollen. Denn er hatte in den letzten Jahren so viele zerstörte protestantische Kirchen, in Trümmer gelegte Wohnungen der Ketzer und grausame

Mißhandlungen seiner halsstarrigen und widerspenstigen Glaubensgenossen mit angesehen, daß er füglich an diese Schauspiele, welche der Intendant so freigebig aufführte, hätte gewöhnt sein können. Aber Herr von Basville verfehlte bei Herrn Valery wie bei allen andern Leuten, die ein Herz und Nerven hatten, den gewünschten Erfolg; je mehr er wüthete und strafte, desto verhaßter machte er sich uud die Sache, welche er verfocht, desto werther war den armen gepeinigten Leuten ihr Glaube, den man Rebellion gegen den König nannte.

Bei allem Grimme, der noch in den Nerven des Fabrikanten nachzitterte, freute er sich doch zugleich herzlich, daß es dem Wütherich allem Anscheine nach nicht gelungen war, sich der Bewohner zu bemächtigen, um sie dem sogenannten Gesetze zu opfern; diese hatten sich, wie er sich gern überreden wollte, vor der drohend heranwälzenden Lauine, mit ihrem ganzen Hausstand in ihren natürlichen Zufluchtsort, das steile, öde und unzugängliche Gebirge geflüchtet. Das hatten schon Tausende mit Glück und Erfolg gethan. Freilich dachte der Fabrikant mit Seufzer daran, was mit der Zeit aus der ohnehin schwachbevölkerten Landschaft werden solle, wenn so viele tüchtige Arbeitskräfte von ihren Aeckern und Triften getrieben, dem industriellen Verkehr entzogen würden, indem sie sich schließlich ins Ausland zögen. Nicht allein als Hugenott und als Mensch von Herzen und Gefühl, auch als ein Mann von berechnenden Verstand und als Industrieller mußte Herr

Valery die wahnsinnige Verfolgung seiner fleißigen und regsamen Glaubensbrüder verwünschen.

Er wurde von diesem Fluge, den sein Geist nahm, herabgerissen, indem die Pferde schnaufend hielten. Seufzend dachte er an die Herberge, welche er und das Gespann durch des Königs verkehrte Politik und grausame Maßregeln gegen seine andersgläubigen Unterthanen entbehren mußte, und versuchte, in unerfreulichem Hinblick auf die noch bedeutende Strecke schwierigen und steilen Wegs, welche er bis zur nächsten Herberge zurücklegen mußte, die Thiere durch leises schmeichelndes Zureden zum Weitergehen zu vermögen. Dieß war vergebens, und als ein verständiger Fuhrmann berücksichtigte Herr Valery dieses Zeichen der Erschöpfung an seinen Rossen.

„Schläfst du, Margot?“ fragte er seine Gefährtin, welche eine lange Zeit, in ihr Tuch eingehüllt, um sich vor der kühlen Gebirgsluft zu schützen, stumm neben ihm gesessen hatte.

„Ich schlafen?“ erwiederte diese, aus ihrer Träumerei emporfahrend. „O nein, ich dachte nur an so Mancherlei.“

„Die Thiere sind erschöpft und bedürfen einige Augenblicke der Ruhe. Ich will absteigen und ihnen die Decke überlegen; sie dampfen stark durch die Nüstern und müssen in Schweiß gebadet sein. Strengt es dich nicht zu sehr an, so laß uns eine Strecke dieses steilen Wegs zu Fuß gehen; schon dies wird den armen Thieren eine Erleichterung sein.“

„O wie gern!“ erwiederte das Mädchen und stieg ebenfalls ab. Während ihr Gefährte den Pferden die Decken hurtig überwarf, Steine unter die hintern Wagenräder legte, um das Rückfahren des Geschirres zu verhüten, und einige Stücken Brotes unter die Thiere vertheilte, richtete Margot den Blick rückwärts. Nebel stieg aus den Bergschluchten und Thälern empor und suchte die Höhen zu gewinnen; vom Licht des Mondes beschienen, glichen diese hin- und herziehenden durchstrahlten Wolken einem wogenden Meere, aus welchem die Kuppen und Gipfel wie kleine Eilande emporragten, auf deren höchsten Punkte oft ein wunderbarer Felsenbau thronte, einer Burg oder Seewarte gleichend. Ergriffen von diesem einzigen Schauspiele, brach Margot in einen Ruf des Entzückens aus.

„Ach, wie herrlich ist doch das Land, das ihr bewohnt!“ sagte sie. „Wahrlich erst in einem Gebirge kömmt der Mensch zum Bewußtsein der Natur und seiner selbst! Was sind die ungeheuern Häusermassen von Paris, was seine stolzen Paläste gegen diese Berglandschaft!“

„Es ist ohne Zweifel sehr schön hier,“ erwiederte der Angeredete kleinlaut, den die Noth seiner Pferde etwas unempfindlich gegen die Herrlichkeit der Natur gestimmt hatte; „aber es wäre mir doch lieber, meine Pferde ständen in einem guten Stalle und wir lägen in einem warmen Bette. Der Nachtwind fängt an mir ziemlich kalt um die Ohren zu pfeifen.“

Margot hatte diese prosaische und materielle Er-

wiederung überhört, da ihre Aufmerksamkeit von einer andern Erscheinung gefesselt wurde. Tief unten seitwärts im Thale sah sie nach einander Lichter auftauchen, die, an verschiedenen Stellen zum Vorschein kommend, sich allmälig vereinigten und eine Reihe leuchtender Punkte bildeten. Jetzt nahm sie auch dergleichen in der Höhe wahr, welche sich langsam fortbewegten. Ihr gespanntes Ohr fing überdieß aus dem tiefen Schweigen der Nacht ein leises Geräusch auf, welches der Wind herüberzutragen schien; es klang wie Singen aus unendlich weiter Ferne. Sie machte Herrn Valery auf ihre Entdeckung aufmerksam. Dieser schaute nach der bezeichneten Richtung hin, konnte aber nichts unterscheiden, hörte auch nichts von dem Summen.

„Hm," sagte er; „wenn dich das Mondlicht nicht trügt und der Wind nicht äfft, wäre es schon möglich, daß die flüchtigen Bewohner des verwüsteten Dorfes sich ihren Weg durch das Gebirg suchen, um der Rache des Tyrannen von Nimes zu entgehen, die sie Gott weiß durch welches Versehen auf sich gezogen haben. Die Lichter sind auf verschiedenen Punkten wahrzunehmen, sagst du? Das weiß ich mir nicht zu erklären. Es müßte denn, was der gerechte Gott verhüten wolle, was mir aber nur zu wahrscheinlich dünkt, über andere Ortschaften ebenfalls ein Strafgericht ergangen sein, so daß verschiedene Gemeinden auf den Bergen umherzögen. Es ist ein Jammer, wie die Obrigkeit mit den Menschen umgeht. Doch komm, laß uns weiter gehen."

„Aber was soll denn aus den armen Leuten wer-

den?" fragte Margot, ihren Weg fortsetzend. „[illegible]
können doch unmöglich lange in diesen öden r[illegible]n
Bergen ihr Leben fristen."

„Freilich. Auf den Bergen sind sie zwar frei, aber sie haben auch keinen Unterhalt. Nach einigen Wochen bleibt ihnen nichts übrig, als ein Vaterland zu verlassen, in welchem sie in ihren heiligsten Menschenrechten gekränkt werden. Viele Hunderttausende haben auf diese Weise schon Frankreich gemieden, ein unersetzlicher Verlust für das Reich. Aber die Machthaber wollen es nicht anders; und die Lande erseufzen unter der Last des Mißgeschicks."

Das Geräusch nahender Schritte, welches in ihrem Rücken erschallte, störte die Unterhaltung der Beiden. Sie schauten sich um und sahen einen einzelnen Fußgänger, der mit rüstigem Schritte die langsam neben dem Fuhrwerk Herwandelnden einholte. Der Mann hatte einen Kittel an und trug auf dem Rücken ein Tabulet, wie es wandernde Krämer als Vorrathsmagazin ihrer Waare zu führen pflegen.

„Hätt' ich doch nicht geglaubt," begann er nach einem Gruße mit der Leuten seines Geschäfts eigenthümlichen Gesprächigkeit, „daß ich auf diesem einsamen Wege und zu so später Stunde noch Reisegesellschaft finden würde. Und, irre ich nicht, so ist es der sehr geschätzte Herr Valery von Alais, in dessen Begleitung ich gehe."

„Ihr kennt mich?" fragte der Angeredete. „Auch euere Stimme kommt mir bekannt vor."

„Wie sollte ich den reichsten und frömmsten Mann in der Gegend, dessen Landsmann und Kunde ich überdieß die Ehre zu sein habe, nicht kennen, der Hunderten von Leuten ihr tägliches Brot schafft und die Zierde unserer guten Stadt Alais ist?" erwiederte der Kastenträger mit einem geschraubten Tone. „Ich bin der Tabuletkrämer Blanchard, und mein Geschäft führt mich allenthalben im Lande umher, aber wohin ich auch komme, wird mit Achtung von euch gesprochen, Meister; so wahr mir Gott helfe! Daß ihr euch meiner nicht sogleich erinnert, kann Niemanden wunder nehmen. Was kümmert sich der Löwe um die Maus?"

„Doch, doch, jetzt weiß ich schon, wie ich mit euch daran bin. Ihr seid mir keineswegs ein unbekannter Mann. Ich wußte nur nicht gleich, wohin ich euch stellen sollte," sagte der Fabrikant nachdenklich und sah dem Fremden forschend ins Gesicht. „Ihr habt denselben Weg zurückgelegt wie wir und müßt ebenfalls das zerstörte Dorf Cinqfontaines berührt haben. Was ist da vorgefallen? ihr müßt wissen, daß ich soeben aus dem Norden des Reichs zurückkomme."

„Ach, das ist eine traurige Geschichte!" erwiederte der Gefragte. „Im Vertrauen gesagt, der Herr Intendant hat sich da kein Ehrendenkmal gesetzt. Was haben die armen Leute gethan? Was jeder gute evangelische Christ thut, wenn er unbemerkt zu sein glaubt. Sie haben ihren Gott auf ihre Weise verehrt. Das thut Jeder, sage ich, und er hat recht, denn Gottesdienst geht über Herrendienst. Meint ihr nicht, Herr?"

Der Fabrikant antwortete nichts auf diese Gewissensfrage. „Nun was thaten sie denn, das den Zorn des Intendanten reizte?"

„Man hatte den Leuten ihre Kirche verschlossen, da kein katholischer Pfaff da war, die Messe zu lesen. Denjenigen, welchen sie zuerst erhielten, hatten sie glücklich fortgebracht; sie gingen nämlich nicht in die Kirche und thaten überhaupt nicht, als sei nur ein Klerikus vorhanden. Das konnte er nicht länger aushalten und ging seiner Wege. So ist lange keine Kirche in Cinqfontaines gehalten worden. Nun ging einer im Dorfe ab und zu, der im Gebirge bekannt genug ist. Der lag den Leuten in den Ohren und stachelte sie auf, diesem abscheulichen Zustand ein Ende zu machen. Er gewann immer größeren Anhang; denn er besitzt ein eigenthümliches Geschick, die Menschen zu überreden, und hat dann eine Macht über sie, größer als die des Herrn Intendanten. Er kann von ihnen verlangen, was er nur will, sie folgen ihm aufs Wort und ohne Widerrede."

„Wer ist der Mann, der solches vermag?" fragte der Fabrikant hastig.

„O ihr kennt ihn sehr gut und besser als mich!" versetzte der Tabuletkrämer. „Ich brauch' ihn euch nur zu nennen., es ist Jean Laporte, der Grobschmied von Alais."

„Ach der!" rief Valery mit großer Theilnahme. „Ich hätte mir's denken können. Laporte ist ein gefährlicher Mensch, der die Leute mit seiner verwegenen

Junge ins Verderben führt. Der Intendant läßt schon lange auf ihn fahnden."

„Er wird ihn schwerlich erwischen. Genug, Laporte hatte endlich das ganze Dorf auf seiner Seite. Die Leute öffneten vor einigen Wochen eines Sonntags früh das Gotteshaus und gingen zur Andacht und Erbauung wie in den guten alten Zeiten. Laporte betrat die Kanzel und hielt eine Predigt, die Alles hinriß. Hernach communicirten sie. Das ist ihr Verbrechen, und es ist eine Sünde und eine Schande, daß man die Leute deswillen straft. Der Herr Intendant erfuhr die Sache, die sich an den folgenden Sonntagen wiederholte, und hat auf einer seiner Reisen durch die Provinz, die er von Zeit zu Zeit unternimmt, um arme Leute unglücklich zu machen, auch das Dorf heimgesucht. Schade um den schönen Ort, ich habe hübsches Geld darin gelöst. Aber ich sage nochmals, es ist eine Schande, daß man mit guten frommen Leuten so unbarmherzig verfährt."

„Ihr bedient euch harter Ausdrücke gegen euere Obrigkeit, Mann," sagte Valery mit einem eigenthümlichen Ton seiner Stimme. „Die Leute kannten das Verbot des Königs und haben es dennoch übertreten. Es geziemt einem frommen Unterthan nicht, sich gegen die Vorschriften seiner Obrigkeit, auch wenn sie ihm noch so hart dünken, eigenmächtig aufzulehnen. Sie mußten es wissen, daß Laporte ein gefährlicher Verführer ist, der den Leuten nur Unglück und Verderben bringt. Ich muß bekennen, daß mich der Anblick der

Verwüstung dort unten sehr gerührt hat; aber nach dem, was ihr mir sagt, kann ich den Bewohnern mein Mitleid nicht mehr so uneingeschränkt schenken, da sie sich ihr Schicksal selbst zugezogen haben. Am meisten ist freilich Laporte zu verdammen, der die größte Schuld trägt."

„Wie?" sagte der Krämer erstaunt. „Ihr, Herr Valery, beurtheilt den Schritt der Leute so streng? Dann sind sie freilich doppelt unglücklich, da sie nicht einmal das Mitleiden ihrer angesehenen Glaubensgenossen sich erfreuen dürfen."

„Ich muß euch bemerken," erwiederte der Fabrikant mit ungewöhnlicher Entschiedenheit, „daß ich die Religion habe, welche der König hat. Uebrigens ist die ganze Angelegenheit keine religiöse. Man hat ein Gesetz der Obrigkeit übertreten und büßt dafür; das ist Alles."

„Gut, ich will das zugeben," antwortete der Krämer eifrig; „obgleich die Sache mir nicht ganz ausgemacht scheint. Aber steht das Vergehen im geringsten Verhältniß zur Strafe? Wie will man fürder Mord, Straßenraub und andere schlimme Verbrechen strafen, wenn man diesem Vergehen eine so starke Buße auferlegt?"

„Mein Freund," erwiederte der Fabrikant etwas gereizt; „ihr verirrt euch auf ein Gebiet, wohin ich euch nicht folgen kann. Ueberdieß scheint es mir, als wär' es auch für euch besser, ihr hieltet euern Fuß zurück. Es führt zu nichts. Sagt mir lieber, habt ihr nichts über das Schicksal der Dörfler gehört? Ist La-

porte und sind die übrigen Rädelsführer in die Hand der strafenden Gewalt gefallen, oder sind sie flüchtig auf den Bergen?"

„Ich kann euch darüber nichts berichten," sagte Blanchard, wie es schien, mit einigem Verdruß. Er begann ein unbedeutendes Gespräch, in welches er auch Margot hereinzog. „Ihr seid der Sprache nach aus dem Norden? eine Verwandte des geschätzten Herrn Valery?"

„So ist's."

„Da habt ihr einen Ehrenmann zum Vetter, den Gott ferner segnen möge, und wenn ihr in seinem gutbestellten Hause wohnt, so wird euch dieser Segen auch zu gut kommen!"

Der Mann gefiel Margot nicht. Bald darauf empfahl er sich bei einem Scheidewege.

„Wollt ihr nicht in der Herberge einkehren, Blanchard, welche wir bald erreichen werden?" fragte Valery.

„Mein Weg geht rechts," erwiederte der Krämer. „Ich wünsche euch und der Jungfrau eine gute Nacht und glückliche Heimkehr."

Margot hatte dem Gespräche zwischen den beiden Männern mit Interesse gelauscht, bei welchem ihr die eigenthümliche Rolle eines Vertheidigers auffiel, die ihr Reisegefährte bezüglich der Grausamkeit des Intendanten übernahm. Sie äußerte ihm offen ihre Verwunderung über diesen Widerspruch mit seinen Aeußerungen gegen sie.

„Liebes Kind," erwiederte er lächelnd, „dich hab'

ich in mein Herz sehen lassen; das gestatt' ich Anderen nicht, am wenigsten einem so zweideutigen Menschen, wie dem Krämer. Wer bürgte mir dafür, daß solch ein Kerl hinginge und mich anzeigte, ich habe mit Haß und Verachtung von den Maßregeln der Regierung gesprochen? Er würde einen hübschen Lohn und ich mein schweres Unglück davon haben. Die Zeit ist schlimm. Wir wissen ganz genau, daß der Intendant und der Bischof in Nimes elende Leute unseres Glaubens gewonnen haben, ihnen als Verräther, Angeber und Spione zu dienen. Das Verderben kömmt alles von oben her. Und ich bin sehr geneigt, diesen mir von sonst nicht unbekannten Tabuletkrämer für einen solchen Spion des Intendanten zu halten."

Margot gestand sich, daß sie ein ähnliches Gefühl habe.

„Aber ich bin Keiner, der sich von solch einem Subjekt fangen läßt," fuhr Valery fort. „Auch du, mein liebes Kind, mußt die Maske der Verstellung vornehmen und dich stets für eine Katholikin ausgeben. Es ist traurig genug, daß wir das thun müssen, aber zwingen unsere Feinde uns nicht die Maske selbst auf? Sie wollen betrogen sein."

5.

Die Kinder Gottes in der Wüste.

Herr Valery hatte endlich das sehnlich erwünschte Ziel des Tages erreicht; er saß mit seiner Margot in dem Gastzimmer der Herberge, wenn man einen hohen weiten Raum, der das Dach selbst zur Decke hatte und außer den Bewohnern des Hauses und ihren Gästen auch noch einigem Federvieh und anderen friedlichen Hausthieren zum Aufenthalte diente, mit diesem Namen bezeichnen durfte. Trotzdem daß die ganze Einrichtung von der Art war, um selbst die bescheidensten Ansprüche auf Bequemlichkeit unerfüllt zu lassen, befand sich der Fabrikant doch wieder in der besten Laune; seine Pferde waren versorgt, und wenn auch sein persönlicher Wunsch nach einem warmen Bette zu den frommen und unausführbaren gerechnet werden mußte, so gedachte er sich bei einem guten Abendbrote im voraus für die Heubündel zu entschädigen, welche sein Nachtlager bilden sollten. Während er munter mit Margot plauderte, richtete er den Blick oft erwartungsvoll nach dem ungeheuern Kamine, vor welchem die Wirthin, eine noch junge Frau von ansprechendem Aeußern, für die späten wohlangesehenen Gäste in Tiegeln und Töpfen ein Mahl zubereitete.

Margot theilte keineswegs die behagliche Stimmung ihres Reisegefährten. Der Aufenthalt in dem Zimmer, das seiner Beschaffenheit nach nur sehr spär-

lich erleuchtet sein konnte, kam ihr unheimlich vor, und sie hätte lieber die Nacht in dem Wagenkasten zugebracht. Nicht wenig trug der Umstand dazu bei, ihre Befangenheit zur Aengstlichkeit zu steigern, daß in den der Thüre zunächst gelegenen und vom Mondlichte, das durch ein Fenster fiel, nur schwach erleuchteten Räumen sich bald nach ihrer Ankunft Gestalten bewegten, zu welchen sie ihrem äußern Erscheinen nach kein gutes Zutrauen fassen konnte. Einige in ihrer Gebirgstracht wild aussehende Männer saßen um einen Tisch und ließen einen Krug, welchen ein Schänkmädchen mehrere Male füllte, im Kreise umhergehen; andere gingen ab und zu, und es schien Margot, als wenn sich die Blicke der Leute während ihres in flüsterndem Tone gehaltenen Gespräches öfters verstohlen, aber bedeutungsvoll und drohend nach ihr und ihrem Gefährten umschauten. Der Kellnerin, welche die Gäste bediente, hatte sie gerade nicht sonderlich Acht; sie sah nur, daß diese ein junges flinkes Mädchen war, und von den Gästen zu öftern Malen „Marthon" gerufen wurde. Margot konnte endlich nicht umhin, Herrn Valery ihre Befürchtungen wegen der unheimlichen Menschen mitzutheilen, indem sie zugleich auf die Abgelegenheit des Hauses hinwies.

Der Fabrikant unterbrach seine Mahlzeit einen Augenblick, um sich einem Ausbruche seiner frohen Laune hinzugeben. „Nun beruhige dich", sagte er lachend, „und laß dir den Appetit nicht verderben. Wir sind noch nie so sicher gewesen als unter diesen braven

Leuten. Sie sehen zwar etwas wild aus, sind aber die ehrlichsten Kerle von der Welt und würden sich sehr gekränkt fühlen, wenn sie eine Ahnung hätten, wofür du sie hältst. Es sind Hirten, Schäfer, Steinbrecher, Bergleute, Eisenarbeiter und Waldbauern aus der Umgegend, die mich kennen, wie ich sie meist kenne, die eifrigsten und treuesten Bekenner des gereinigten Evangeliums. Du wirst sogleich sehen, mit welcher Freude sie mich begrüßen. Laß uns nur unsere Mahlzeit erst beenden."

Nachdem dies geschehen war, erhob sich der Fabrikant vom Tische und näherte sich der Gruppe der Männer, welche von ihren Sitzen aufstanden nnd ihn achtungsvoll begrüßten. Einer überreichte ihm mit einem Glückwunsch wegen seiner glücklich beendigten Reise den frisch gefüllten Krug. Herr Valery trank, der patriarchalischen Sitte des Landes folgend, aus dem schmucklosen Gefäß und reichte es seinem Nachbar zur Rechten. Margot hörte ihn nach dem Schicksale des Dorfes Cinqfontaines fragen; es entspann sich darauf eine lebhafte Unterhaltung unter den Männern, welcher sie aber nicht folgen konnte, da in demselben Augenblicke die freundliche Wirthin zu ihr trat und, neugierig wie alle Gebirgsbewohner, ein Gespräch über ihre Reise, ihr Verhältniß zu Herrn Valery und zehn andere Dinge anfing. Nach einigen Minuten kam dieser zurück; sein Gesicht war ernst geworden.

„Gehe du nun zur Ruhe, mein Kind", sagte er. „Du wirst mit der Wirthin das Bett theilen müssen,

wie sie dir vielleicht schon gesagt hat. Die Leute sind nicht auf so vornehmen Zuspruch eingerichtet. Du bist müde und abgespannt und bedarfst des Schlafs, dem du dich sicher und ohne Sorge überlassen magst. Laß dich auch durch Nichts stören; es dürften noch mehr Leute kommen, die da laut werden oder sonst sich bemerkbar machen. Ich selbst habe mit den Männern hier noch Einiges zu besprechen, dann such' ich mir mein Lager auf dem Heuboden oder im Pferdestalle, wie das schon oft in meinem Leben geschehen ist. Gute Nacht, meine gute Margot."

Von der Wirthin begleitet, die eine zierlich geformte, mit wohlriechendem Oele gefüllte Lampe in der Hand trug, verließ das Mädchen das Zimmer und betrat ein etwas abgelegenes Schlafgemach, welches trotz dem höchsten Maße von Einfachheit in seiner Ausstattung doch einen erfreulichen Gegensatz zu der Gaststube bildete. Nachdem die Frau mit einem treuherzigen Gutenachtwunsch sich wieder entfernt, da sie noch zur Bedienung ihrer Gäste nothwendig war, legte sich Margot rasch nieder. Aber trotz ihrer Müdigkeit und Abspannung konnte sie nicht sogleich einschlafen; sie versank in jenen Mittelzustand zwischen Wachen und Schlaf, der bei einer vorhergegangenen starken Aufregung einzutreten pflegt. Während sie in diesem Halbschlummer lag, hörte sie dicht am Fenster der Kammer eine männliche Stimme die Worte sagen: „Bei Gott, es hilft nichts; er muß sterben. Laßt euch nicht durch eine thörichte Aengstlichkeit oder durch albernes Abreden feiger

schwachköpfiger Menschen abhalten, die Gelegenheit zu benutzen, die so günstig nicht leicht wiederkehren wird. Aber laßt nur dem alten Schwätzer ja nichts vorher von unsern Absichten merken."

„Wenn er sie nur nicht schon gemerkt hat!" versetzte eine andere Stimme.

„Der Satan hat ihn gerade diesen Abend hierher geführt", sagte eine dritte. Nun wurden die Stimmen undeutlich und entfernten sich.

Erschreckt und taumelnd fuhr Margot in die Höhe. Wer konnte hier anders gemeint sein als ihr Vater Valery? Ihn wollte man tödten, berauben. Entsetzt über diese Vorstellung erhob sie sich rasch vom Lager, warf die Kleider über und suchte tappend den Weg nach der Gaststube. Mit klopfendem Herzen blieb sie an der Thüre stehen und lauschte. Offenbar waren die Männer, deren Stimme sie gehört hatte, soeben eingetreten; denn ihr scharf gespanntes Ohr vernahm Begrüßungen und Willkommenheißen und dazwischen mehrmals den Namen „Laporte", der ihr seit dem Zusammentreffen mit dem Tabuletkrämer ein interessanter geworden war. Darauf hörte sie Herrn Valery das Wort nehmen, und wenn sie auch seine längere Rede nicht ganz verstand, da er sehr sanft sprach, so entnahm sie doch aus einzelnen Sätzen und Worten, die sie aufzufassen vermochte, daß der gutmüthige Mann den Gebirgsleuten gütlich zuredete und sie von Excessen abmahnte, die er ihnen als thöricht und verderblich schilderte.

Hierauf replicirte eine andere jugendlich kräftige

Stimme mit ziemlicher Heftigkeit. Das war dieselbe, die vorhin unter ihrem Kammerfenster gesagt hatte: „Bei Gott, er muß sterben!“ Jetzt schilderte sie mit einer eigenthümlichen Kraft und Lebendigkeit die durch den Intendanten und die Soldaten des Königs herbeigeführte entsetzliche Noth und Drangsal der hugenottischen Bevölkerung des Gebirges und ging dann auf die Grausscenen über, welche bei der Verwüstung Cinqfontaines vorgefallen waren. Der Sprecher war offenbar bemüht, das grellste Licht auf den Intendanten Basville fallen zu lassen, von dessen unmenschlichem Benehmen er haarsträubende Beispiele anführte und ihn als einen vollendeten Teufel schilderte. Seine Rede entlockte den Zuhörern ein Wuthgeschrei. Auch Margot zitterte vor Aufregung; sie hatte das Meiste verstanden.

„Was soll nun geschehen?“ rief der Sprecher. „Sollen wir uns Alle von diesem Menschenschlächter hinwürgen lassen wie dumme wehrlose Schafe? Sind wir nicht Männer, und zur Verzweiflung getriebene Männer, deren Pflicht es ist, sich des grausamen Drängers zu erwehren?“

„Laporte! Laporte!“ schrie Valery. „Ich warne dich! Ich mache dich verantwortlich vor Gottes Richterstuhl! Nicht der Intendant allein ist ein böser Geist; auch du bist ein solcher. Hättest du die Leute von Cinqfontaines nicht verleitet, die Kirche gewaltsam zu öffnen und Gottesdienst zu halten, das Dorf stände noch. Hüte dich, daß du nicht noch größeres Unheil

über das Gebirge bringst. Du bist verwegen genug, die armen Leute zu einem Attentat auf das Leben des Intendanten aufzureizen. Und das wäre dann sicherlich Aller Untergang!"

Ein verworrenes Durcheinander der aufgeregten Stimmen reihte sich an diese ernstliche Warnung.

Während dessen bemerkte Margot, daß in der zweifelhaften Nacht, welche selbst hier im Schatten des Hauses von dem draußen leuchtenden Mondschein durchdämmert war, ein Mann vorsichtig heranschlich und sie, die er hier in horchender Stellung fand, leise fragte: „Bist du's, Marthon? Haben sie drin schon verhandelt und einen Beschluß gefaßt? Was für Vorschläge hat Laporte gemacht? Was hat Herr Valery dazu gesagt? Doch lauf und hole mir erst einen frischen Trunk! Die Zunge klebt mir am Gaumen. Ich habe auf einem Umwege hierher laufen müssen, weil ich unterwegs auf den alten Seidenfabrikanten traf, und dem durft' ich nicht merken lassen, daß auch ich hierher wollte, er hätte mich verrathen. Lauf, ich will derweil horchen! Nachher kannst du mir Bericht abstatten."

Margot entfernte sich eilig. Die Monddämmerung kam ihr gut zu statten. Ohne sie hätte sie in dem ihr fremden Hause nicht weiter gekonnt. Vorhin hatte sie bemerkt, daß eine zweite Thür in den hintern Raum des Gastzimmers in einen Verschlag führte, aus welchem der Wein geholt wurde. Diese Thür suchte und fand das schnell entschlossene Mädchen. Sie trat hin-

ein. Die im Verschlag weilende Wirthin erschrak vor ihr und fragte ängstlich: „Ist euch etwas begegnet, Jungfrau?“

„Ruft mir heimlich und schnell den Schmied Laporte herbei!“ war die Antwort.

Die Wirthin gehorchte. Gleich darauf stand ein stämmiger junger Mann vor ihr und starrte das ihm fremde engelschöne Mädchen wie eine übernatürliche Erscheinung an.

„Brecht die Unterhandlungen ab!“ flüsterte sie ihm zu. „Ihr werdet von einem Spion behorcht! Traut der Schänkmagd Marthon nicht!“

Laporte war sprachlos vor Erstaunen. Als er sich etwas gefaßt hatte, war Margot verschwunden. Sie kehrte zu ihrem Schlafzimmer zurück und vergaß bald alle Befürchtungen und Sorgen in der Umarmung eines tiefen Schlafs.

In der Gaststube wurde es aber plötzlich still. Selbst das Flüstern verstummte. Einzelne Männer stürmten hinaus, um das Haus zu umkreisen. Der Tabuletkrämer wurde nicht gefunden. Der schlaue Kerl hatte zur rechten Zeit gemerkt, daß die vermeintliche Kellnerin ihn verrathen.

Am anderen Tage ging die Reise mit den frischen Kräften der Pferde weiter über das öde traurige Gebirge, dessen tiefe Einsamkeit und Verlassenheit recht

geeignet war, eine schwermüthige Trauer zu erwecken. Nur selten bot ein Blick in eines der Gebirgsthäler eine Abwechslung, aber dann auch keine Freude. Eine Meierei mit dürftiger Umhegung, in deren Nähe eine Schafherde weidete, eine ärmliche Hütte mit einer Spanne Land, welche die Ausdauer ihres Bewohners dem Felsboden abgerungen, ein kleines Dörfchen wurde sichtbar, das fleißige und genügsame Menschen an die Stelle gebaut, wohin die Gewässer Erde von den Höhen herabgeschwemmt haben. Die beiden Reisenden waren denn auch in einer Stimmung, welche mit dem düsteren Charakter dieser Gebirgslandschaft harmonirte. Herr Valery war ungewöhnlich schweigsam, und es war Margot, die ihn zum Reden veranlassen mußte. Sie fragte nach dem Schicksale der Bewohner jenes zerstörten Gebirgsortes, über welches er jedenfalls in dieser Nacht Auskunft erhalten haben würde.

„Gott sei gedankt!" sagte er seufzend. „Die Leute haben sich mit ihrer beweglichen Habe in die Berge gerettet, bevor das Verderben über sie hereinbrach. Durch einen Zufall erhielten sie Kunde von dem, was ihnen bevorstand, und gewannen auf diese Weise Zeit, mehr als das nackte Leben zu retten. Aber Herr mein Gott, was soll aus dem Lande werden? Der Intendant zieht wieder einmal umher wie ein Würgengel und hat geschworen, Alles zu vernichten, was aus Trotz gegen den König bei seinem Irrthum (so nennt er den gereinigten Glauben) beharre oder gar in denselben zurückfalle. Und je härter und ärger er es treibt, desto

brünstiger klammern sich die geängstigten Herzen an den reinen Dienst dessen, der in solch' ungeheurer Noth allein helfen kann. Da man die Verkündiger des Evangeliums überall verjagt oder zum Abfalle gezwungen und die Verehrung Gottes nach der Weise unserer Väter unmöglich gemacht hat, so versammeln sich die nach himmlischer Labe durstigen Seelen trotz den strengsten Verboten an wüsten Stellen in Berg und Thal und trösten und erquicken sich gegenseitig nach bestem Vermögen. Eben die Leute, welche du gestern in so ungerechtem Verdachte hattest, Schafhirten, Fabrikarbeiter und anderes ehrliches Volk, luden mich zu einer Andacht in der Wüste ein; die armen Leute lassen sich einen weiten beschwerlichen Weg nicht verdrießen, sie achten die schreckliche Gefahr, in welche sie sich begeben, für nichts, um einmal in Gemeinschaft mit ihren Glaubensgenossen ihre Klagen vor dem Throne Gottes niederzulegen. Meine Abmahnungen und Warnungen, wie sehr solche Widerspenstigkeit den Intendanten, der auf dem nicht fern gelegenen Schlosse eines Edelmannes eingekehrt ist, erbittern müsse, sobald sie ihm verrathen werde, waren vergeblich. Gott gebe, daß meine Befürchtungen nicht in Erfüllung gehen! Aber eine stille Angst quält mich, daß irgend etwas im Werke sei; mein Gefühl täuscht mich darin selten, und die verblümten Reden des verwegenen Schmieds Laporte, der auch zugegen war, haben mich darin bestärkt. Was geht es dem Herrn Intendanten an, ob er ein paar hundert fleißige Leute in's Verderben bringt, und unsere Industrie rui-

nirt! Wenn er nur bei seinem allergnädigsten Herrn gut angeschrieben steht."

Margot konnte sich nicht enthalten, ihm die Worte mitzutheilen, welche sie vor dem Fenster des Schlafzimmers vernommen, und die Befürchtungen, die sie daraus geschöpft, und die Schritte, die sie in Folge derselben gethan.

„Da haben wir's!" rief Valery die Augen starr auf das Mädchen gerichtet. „Deshalb waren sie plötzlich mäuschenstill. Und dieser unselige Laporte! Nun es ist gut, daß ich durch dich Gewißheit erhalten habe. Ich werde die verwegenen gottlosen Pläne des gefährlichen Aufwieglers vereiteln. Wie schon oft gesagt, dich hat Gott mir zugeschickt. Ich erkenne es immer deutlicher. — Und der Blanchard ist wirklich ein Spion, wie ich mir gedacht. Die friedlichen Gebirgsleute! Von dem Einen aufgehetzt, von dem Andern verrathen! Es ist entsetzlich!"

„Aber man reizt diese armen Menschen muthwillig zur Verzweiflung," sagte Margot. „Auch der sanfteste Mensch wird am Ende zum Tiger, wenn er seine Existenz, seine heiligsten Rechte jeden Tag durch die launenhafte Willkür eines Tyrannen gefährdet sieht. Ihr tadelt wohl den Schmied; was mag aber Alles geschehen sein, um den Mann zum Aufwiegler zu machen!"

Valery entgegnete hierauf nichts; er mochte wohl die Richtigkeit dieser Bemerkung an sich selbst wahrgenommen haben.

Man rückte nur langsam vorwärts, da der Weg einerseits Schwierigkeiten bot, und der Fabrikant auf der anderen Seite seine Pferde schonen wollte, die Tags zuvor zu stark angestrengt worden waren.

Es war gegen Abend, und die Reisenden befanden sich in einer öden und einsamen Gegend, deren Langeweile Valery durch Erzählungen aus der Leidensgeschichte der Hugenotten zu mildern suchte. Das war freilich ein unerschöpfliches Thema. Da reihte sich schier ein Märtyrthum an das andere, aber immer war aus der blutigen Saat eine frohe Ernte erwachsen. „Aber jemehr man von papistischer Seite die Bekenner des reinen Glaubens verfolgt und gequält," schloß Valery seinen trüben Bericht, „desto inniger war in ihnen die Ueberzeugung erstarkt, daß sie die wahren Nachfolger Christi seien. Hatte nicht dieser unser göttlicher Herr und Meister gesagt: Hütet euch aber vor den Menschen, denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Könige und Fürsten führen um meinetwillen. — Und müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis an's Ende beharret, der wird selig!"

Margot hing mit Aufmerksamkeit an seinem Munde, der die schlichten Lehren des Meisters so beredt aussprach und die Drangsale der unglücklichen Bewohner des Landes in vergangener und gegenwärtiger Zeit so einfach und doch so lebendig schilderte.

Während sie Beide sich dergestalt dem schwermü=

thigen Vergnügen hingaben, der Fabrikant, die Passionsgeschichte seiner Glaubensgenossen zu erzählen, Margot sie anzuhören, trat plötzlich hinter einem Felsenstücke, welches den Weg einfaßte, ein Mensch in ärmlicher Gebirgstracht an den Wagen, grüßte achtungsvoll und sagte: „Schon längere Zeit harr' ich euer, Meister Valery. Beliebt es euch, einen Augenblick abzusteigen; ich habe einen Auftrag an euch."

„Ach, du bist es, Michel," erwiederte der Angeredete verwundert und leistete der Aufforderung Folge. „Wie kömmst du hierher? Hast du dir meine Vorstellungen zu Herzen genommen und willst nicht zu der Versammlung in der Wüste gehen?"

Der Mann machte dem Fabrikanten mit leiser Stimme eine Mittheilung in's Ohr, welche denselben in großes Erstaunen zu setzen schien. Es entspann sich ein lebhaftes Zwiegespräch zwischen den Beiden, von welchem Margot, die ihren Sitz behauptet hatte, nichts verstand. Nach einigen Minuten wandte sich Herr Valery zu ihr; sein Gesicht verrieth, daß er sich in einiger Aufregung, um nicht zu sagen Verblüfftheit, befand.

„Meine Tochter," sagte er, „unsere Reise wird wiederum eine unerwartete Unterbrechung erfahren. So unangenehm mir dieß einerseits ist, da meine Angehörigen mich schon seit einigen Tagen erwartet haben werden, so ist auf der anderen Seite die Veranlassung dieses neuen Aufenthaltes eine zu ehrenvolle und schmeichelhafte, als daß ich darüber zürnen könnte. Ich bitte

dich deshalb abzusteigen und bedauere dich vorne weg, daß du genöthigt sein wirst, einige Stunden auf dem steilen harten Gebirgsweg zu Fuß zu gehen, wenn du nicht vorziehen willst, die Nacht in einem unfern gelegenen Bauernhause zuzubringen, freilich ohne meine Gesellschaft."

Margot stieg ab und erbot sich zur Begleitung, indem sie sich zugleich neugierig nach dem Grunde von alle dem erkundigte. Herr Valery nahm eine wichtige und geheimnißvolle Miene an und erwiederte, er habe Botschaft von einigen bekannten und befreundeten Edelleuten erhalten, welche in dringender Angelegenheit eine Zusammenkunft mit ihm wünschten. Dieselbe solle in einem Bauernhause stattfinden, welches einige Stunden von hier seitab liege. Dem scharfblickenden Mädchen, welches bei dieser Mittheilung einige Augenblicke nachsinnend vor sich hinsah, als ringe sie mit einem Entschlusse, entging auf die Dauer nicht, wie unendlich geschmeichelt Herr Valery sich durch diese Bestellung seiner hochgebornen Freunde fühlte, es sprach sich seine Befriedigung darüber zu deutlich in seiner Rede, im Tone seiner Stimme, der etwas respectvoll vertrauliches durchschimmern ließ, und in seinem Mienenspiele aus, welches alle Merkmale geschmeichelter Eitelkeit gab. Aber dieses Benehmen des Mannes stand in zu schroffem Widerspruche mit früheren häufigen Aeußerungen seiner Abneigung gegen den Adel, als daß Margot, während der Bauer mit Hilfe eines Anderen, der auf seinen Ruf herbeigekommen war, den Wagen vom Wege in einen

Seitenpfad ablenkte, eine Bemerkung in dieser Beziehung hätte unterdrücken können.

„Schütte das Kind nicht mit dem Bade aus! ist ein wahrer Spruch," erwiederte der Fabrikant, „dessen man sich im Leben stets erinnern muß, wollen wir nicht tausendfaches Unrecht begehen. Wohl mißbillige ich den Adel als Stand, der für die Masse von Vorrechten, welche ihm gewährt sind, nichts leistet, eine Last für den Staat ist und das Aufkommen des fleißigen Bürgers und Bauers hemmt. Das darf mich aber nicht abhalten, Edelleuten, die ihre wahre Stellung im Staate erkannt haben und ausfüllen, die, soweit es die Umstände gestatten, als Vorfechter des Landes gegen die Herrscherlaunen eines gottlosen Königs auftreten, meine unbedingte Achtung und Ergebenheit zu zollen. Und von der Art sind die drei Edelleute, welche du sehen wirst, und die zu den vornehmsten Männern der Provinz gehören. Der Marquis von Salgas ist ein Ehrenmann im vollen Sinne des Worts; ein Vater seiner Unterthanen, deren Wohl seinem Herzen nahe liegt. Trotz allen Anmuthungen hat er, wie seine beiden jungen Freunde, Herr von Aigalier, der ihm in Biederkeit nacheifert, und der Baron von St. Come, einer der reichsten und geachtetsten Edelleute, standhaft den Glauben bewahrt, für dessen Vertheidigung seine Väter einst ihr Blut verspritzt; und so hoch stehen diese drei Männer, die an Alter zwar verschieden, aber an Tugend und Unbescholtenheit gleich sind, in der Achtung selbst unserer Feinde, daß man nicht gewagt hat, sie wegen

ihrer Widersetzlichkeit gegen den Willen des Königs zur Rechenschaft zu ziehen. Ich bin öfters von diesen Herren mit Aufträgen beehrt worden, da ich, wenn die Gelegenheit sich gerade ergibt, auch Geldgeschäfte betreibe; und so habe ich sie näher kennen gelernt.“

Unter solchen und ähnlichen Mittheilungen, welche Margot's Interesse schon deswegen in Anspruch nahmen, weil sie aus ihnen auf die bemerkenswerthe Stellung des Fabrikanten in seiner Heimath richtige Schlüsse ziehen konnte, gelangte man auf dem harten, steilen und durch Felsengeröll oft schwierig gemachten Pfad vorwärts; das Mädchen unterdrückte manchen Seufzer, der ihr entfahren wollte, wenn sie den zarten Fuß an einen Steinblock anstieß, und verbarg ihre zunehmende Müdigkeit nach besten Kräften. Der eine Bauer diente ihnen als Führer und Begleiter, während der andere das Geschirr zu einem kleinen Meierhofe geführt hatte, welcher beim Beginn der Wanderung in einiger Entfernung sichtbar war und den Herr Valery als Wartepunkt für Margot bestimmt hatte, im Falle sie die Begleitung auf seine Mission verweigern würde. Endlich wurde ein für die Verhältnisse der Gegend ansehnlicher Meierhof, von einiger Länderei und einem kleinen Wäldchen umgrenzt, sichtbar.

„Das ist mein Haus,“ sagte der Führer hinweisend. „Euere Mühe ist nun zu Ende; sie würde euch haben ganz erspart werden können, hätte ich gewußt, daß Herr Valery noch Jemanden bei sich habe. Ich hätte dann einen Maulesel gesattelt und ihr wäret hergeritten.“

Die Wanderer traten in die Halle ein, welche in diesen Gegenden den Hauptgelaß der ländlichen Wohnungen bildet. Die drei Edelleute, die an einem Tische in der Nähe des Kamins bei einem Kruge Weines saßen, riefen ihnen ein Willkommen zu. Der Fabrikant näherte sich unter höflichen Begrüßungen dem Tische, während sich Margot abseit niedersetzte, da sie sich von dem Gange ungemein ermattet fühlte.

„Ihr kommt uns als ein Freund in der Noth, Meister,“ sagte der Bejahrteste von den Dreien, welchen der Fabrikant als Marquis von Salgas angeredet, und reichte ihm die Hand. Wir sind wirklich in einer verzweiflungsvollen Lage, aus der ihr uns, so Gott will, retten sollt.“

„Nun?“ fragte Valery höchst gespannt und sah Einen nach dem Anderen an.

„Vor Allem, Jeanette,“ wandte sich einer der beiden jüngeren Edelleute an die geschäftig umhertrippelnde und dabei das Nöthigste übersehende Bäuerin, „einen Sitz für Meister Valery's müde Beine und einen Krug für seine durstige Leber.“

„Wen habt ihr denn da bei euch, Meister? fragte der Dritte, der Margot's Gestalt bei der nicht genügenden Beleuchtung möglichst sorgfältig musterte. „Ist es eine von eueren hübschen Töchtern? Laßt sie näher kommen.“

„Nicht so eigentlich, Herr Baron,“ erwiederte der Fabrikant hustend. „Eine Verwandte, eine Bekennerin unseres Glaubens, welche ich mit aus Paris genommen

habe, da sie von gottlosen Verwandten dem Kloster und dem Papismus überliefert werden sollte.

„Eine Pariserin!“ rief der Baron St. Come. „Ah, wollt ihr euch unserer Gesellschaft entziehen? Ihr müßt freilich mit uns ungehobelten Provinzialvolk vorlieb nehmen.“

„Jeanette!“ rief Herr von Aigalier; „bring noch einen Sessel für das junge Frauenzimmer. Und schleppe herbei, was du im Hause hast; es gibt Gott sei's geklagt! auf euerm Felsenneste hier nicht viel. Kommt, mein schönes Kind, und laßt es euch hier gefallen.“

Margot trat zum Tische, und das Erstaunen über ihre reizende Erscheinung spiegelte sich deutlich genug auf den Gesichtern der beiden jungen Cavaliere ab; sie warfen einander bedeutungsvolle Blicke zu und gaben unwillkürlich die etwas gerekelte Stellung auf, die sie bisher eingenommen hatten. Selbst der Marquis von Salgas, der sich halblaut mit dem Fabrikanten unterhalten, schaute das Mädchen mit angenehmer Ueberraschung an.

„Guten Abend, mein schönes Kind,“ dankte er ihr mit würdevoller Freundlichkeit. Dann sagte er zu Valery: „Man muß gestehen, ihr habt schöne Leute in euerer Familie und Verwandschaft. Das junge Mädchen sieht so fein aus, daß sie sogleich am Hofe in Versailles auftreten könnte. Doch laßt uns zu unserer Sache zurückkehren! Meine jungen Freunde werden sich bemühen euere Verwandte auf's beste zu unterhalten. Das ist leichtsinniges Jugendblut. Sieht es ein hüb-

sches Gesicht, vergißt es Alles und wenn es ihm an Kopf und Kragen ginge. Nachdem also der Intendant seine Inspectionsreise, wie er das zu nennen beliebt, beendigt hatte, kehrte er auf die Einladung des Vicomte in dessen Schloß ein, wie ich euch bereits mitgetheilt, um einige Jagden mitzumachen. Seine militärische Begleitung, mit dem Ruhme so vieler zerstörter friedlicher Hütten bedeckt, zog weiter nach Nimes zu. Für uns benachbarte Edelleute war die Einkehr des Intendanten das Zeichen, zu Hof bei ihm zu erscheinen. Denn das ist eben das Unglück und der Verderb des Adels, daß er in jeder Provinz einen Machthaber hat, vor dem er im Staube liegen muß, und diese kleinen Könige sind nicht weniger stolz und anspruchsvoll als der große in Versailles. Kaum haben wir drei uns dort eingefunden, so kömmt ein Bauer d'Aigaliers, der uns verräth, es solle eine große religiöse Versammlung in den Bergen gehalten werden, zu welcher auch viele Unterthanen von uns sich begeben wollten. Wir erschraken über diese Verwegenheit unter den Augen des Intendanten und in der gerechten Besorgniß, man werde uns den Herren das Vergehen unserer Bauern zur Last legen, verabschiedeten wir uns unter allerlei Vorwänden, um womöglichst die Versammlung zu hintertreiben oder wenigstens die Unserigen davon abzuhalten."

„Es ist freilich eine schmerzliche Aufgabe," bemerkte der Fabrikant, während der Edelmann innehielt, um einen tüchtigen Trunk aus seinem Kruge zu thun, „wenn man den Leuten von der Verehrung Gottes ab-

reden soll. Sie haben das heftigste Verlangen nach der Labe des reinen Wortes, und durch die Vertreibung der Diener unserer Kirche ist ihnen jede Möglichkeit abgeschnitten, dieses Verlangen auf entsprechende Weise zu befriedigen. Und doch ist es unsere Pflicht, die armen Leute von der Uebertretung des Gesetzes und von dem Verderben, das ihnen daraus entspringt, zurückzuhalten."

„Sagt ich euch, daß wir schon über die Nachricht von der beabsichtigten Versammlung erschraken," fuhr der Marquis fort, „so mögt ihr euch unser Entsetzen vorstellen, als uns der Bauer von weiteren Plänen des gemeinen Mannes erzählte, die auf nichts Geringeres als Mord und Todtschlag hinauslaufen. Die Erbitterung ist ungemein gestiegen. —"

„Herrlich!" rief St. Come, Margot mit leuchtenden Augen betrachtend. „Als ihr die Unmöglichkeit einsaht, ferneren wirksamen Widerstand zu leisten, zogt ihr vor, das Weite zu suchen. Das nenne ich Muth und Entschlossenheit bei einem jungen Mädchen."

„Bei Gott!" sagte d'Aigalier, nicht weniger angeregt durch die Unterhaltung mit Margot als sein Freund, „wenn ich mir euch vorstelle als Nonne in grauem Gewand, euer Antlitz halb verhüllt von dem neidischen Schleier, das wäre ja entsetzlich!"

„Ich dachte ähnlich," berichtete Margot lächelnd, „und deshalb zog ich vor, mich der Welt in die Arme zu werfen, aus der man mich verbannen wollte. Zum

Glück traf ich Herrn Valery und begab mich unter seinen Schutz."

„Glücklicher Valery!" seufzte der Baron. „Wer wäre nicht gern euer Beschützer, schönes Kind!"

„Ihr erzählt mir schreckliche Dinge, Herr Marquis!" seufzte der Fabrikant. „Doch hab' ich auch einige Andeutungen davon bekommen."

„Ihr könnt euch ganz auf meine Angabe verlassen," bekräftigte dieser. „Jener verwegene Bursch von Alais, Laporte, ist der Anstifter oder wenigstens der Beförderer des schrecklichen Unternehmens, welches, wenn ausgeführt, unsere ganze Landschaft in Schande und Verderben stürzte. Aber wir Edelleute können allein nichts ausrichten, unser Ansehen ist, Gott sei's geklagt, daß ich es sagen muß, beim Volke sehr geschwächt, aber der Adel trägt durch seine niederträchtige Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter die Despotenlaunen des Königs und seiner Satrapen die Schuld. Deshalb war es uns ungemein erwünscht, als uns Michel euere Ankunft meldete. Ihr seid ganz der Mann, um mit Erfolg auf die bethörten Massen einzuwirken; ihr seid vielen als Arbeitgeber, sowie als reicher und unabhängiger Mann bekannt. Das macht Eindruck."

„Der Herr Marquis ist sehr gütig," bemerkte der Fabrikant; „man darf nicht zu viel darauf bauen. Indessen wir thun unsere Schuldigkeit und überlassen den Ausgang Gott. Und ich habe schon gestern Abend zu Frieden und Ruhe ernstlich gemahnt. Aber Laporte ist ein schlimmer Geselle."

„So laßt uns denn nicht ferner zögern. Ihr habt euch, denk' ich, von der Mühe des Weges erholt, und jeder Augenblick ist kostbar. Auf denn, meine Freunde!“

Man rüstete sich zum Aufbruch; der Bauer führte die Pferde der Herren und zwei Maulthiere für Valery nnd Margot vor.

„Meiner Treu!“ sagte St. Come leise zu d'Aigalier; „wenn alle Pariser Bürgermädchen so sind wie diese, dann ist die Hauptstadt ein gefährlicher Ort.“

„Ah nicht doch!“ erwiederte dieser. „Salgas hat recht; sie sieht aus und benimmt sich wie eine Hofdame.“

Auf einem durch die im Wege liegenden Felsbruchstücke fast unzugänglichem steilen Pfade, der die drei Edelleute schon längst genöthigt hat, von den unsichern Pferden abzusteigen und die Thiere an der Hand zu leiten, gelangt die Gesellschaft auf einen kleinen unebenen freien Platz, dem Anscheine nach rings von Felsen eingeschlossen. Hunde springen den Ankömmlingen mit wüthendem Bellen entgegen, lassen sich aber schnell von dem vorausgeeilten Michel beruhigen, zugleich verständigt er sich mit dem Manne, der ihn antritt und der jedenfalls ein Wächter ist. Der Platz selbst sieht bunt genug aus; eine Masse Bauernwagen stehen da; Pferde, Rinder, Esel, Maulthiere weiden umher und suchen das dürftige Gras zwischen dem Steingerölle am Boden. Fast scheint es, als habe sich ein

Nomadenvolk zeitweise in diesen unwirthlichen Bergen niedergelassen. Menschen sind nicht sichtbar, aber aus der breiten Spalte jenes ungeheueren Felskolosses dringt ein Singen wie aus weiter Ferne.

„Gott sei Dank!“ sagte der Marquis von Salgas; wir kommen nicht zu spät.“

Die beiden jungen Cavaliere halfen Margot galant von ihrem Träger. „Aber ich begreife wahrhaftig nicht, wo wir unsere Thiere unterbringen oder anbinden,“ sagte St. Come sich umschauend; „da ist kein Banm, kein Strauch zu erblicken.“

„Das Einfachste wird wohl sein,“ bemerkte d'Aigalier; „wir ahmen dem Beispiele der Leute nach, indem wir es dem freien Willen der Bestien überlassen, wo sie sich hinstellen wollen.“ Mit diesen Worten ließ er seinem Pferde die Zügel, und die Anderen thaten wie er.

Man näherte sich jener Oeffnung, aus welcher der gedämpfte Gesang erschallte.

Diese fünf Menschen waren von eben so vielen Hauptaffecten bewegt. Der Marquis von Salgas, ganz von dem menschenfreundlichen Verlangen erfüllt, das Verderben von seinen geliebten Glaubensbrüdern, Landsleuten und Unterthanen abzuwenden, welches er unfehlbar über sie hereinbrechen sah, wenn sie ihr leidenschaftliches und verbrecherisches Vorhaben ausführten, hatte für nichts weiter Sinn, als die Leute zu beruhigen und nach Hause an ihre Arbeit zu schicken. Der Baron St. Come begann sich auf einmal stark zu wundern, wie er eigentlich dazu komme, das Gesindel

in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen, um es von Dingen abzubringen, die ihn im eigentlichen und wahren Grunde sehr wenig berührten; denn obgleich Hugenott, weil es seine Vorfahren gewesen, war er doch weit mehr Aristokrat und die unmittelbare Berührung mit dem gemeinen Volke ihm eine äußerst widerwärtige. Sein Freund d'Aigalier zerbrach sich den Kopf, wie der alte Valery zu dem prächtigen jungen Mädchen gekommen sein möge; die Klostergeschichte und der ganze Zubehör kam ihm etwas märchenhaft vor; ihr ganzes Benehmen stimmte nicht mit ihren eigenen Aussagen und denen des Fabrikanten. Was diesen wackeren Mann betrifft, so befand er sich keineswegs in einer behaglichen Stimmung. Er konnte den niederschlagenden Gedanken nicht bannen, daß er, der loyale Unterthan, im Begriff stehe, gegen den Willen des Königs zu handeln, und die hochgeborne Theilnehmerschaft an seinem Vergehen konnte ihn über seine Scrupel nicht beruhigen. Noch schlimmer ward ihm zu Muthe, wenn er bedachte, wie ihm im Falle eines Verrathes jede Rechtfertigung vereitelt sei, wenn er sie nicht durch ein Preisgeben vieler braver Leute erkaufe. Margot's Gefühle und Gedanken endlich waren von sehr gemischter Natur. Alles was sie sah und hörte, war ihr neu, barock, bizarr und ungeheuerlich. Die Eindrücke bestürmten gleichsam ihre empfängliche Seele, welche von den furchtbaren Leiden und Kämpfen des Volks, von seinen Wünschen und Bestrebungen nie eine Ahnung gehabt hatte. Sie befand sich in einer ihr ganz fremden Welt; sie stand gleichsam

als Zuschauerin vor einer Bühne, auf welcher ein ihr unbekanntes, aber sie mächtig ergreifendes Drama aufgeführt wurde. Sie vergaß sich selbst darüber so sehr, daß vor allen schmerzlichen und staunenden Gefühlen zuletzt das heftigste Verlangen in ihrer Seele vorherrschend wurde, selbst mit zu agiren und nach Kräften in den Gang der Handlung einzugreifen.

Der Felsenspalt, welcher höchstens drei neben einander gehenden Menschen zu gleicher Zeit Raum zum Eingange gestattete, mündete nach wenigen Schritten in eine jener weiten hohen Höhlen aus, welche die Granit- und Schieferformation der Sevennen häufig bildet, und die in der Geschichte dieser Gebirgslandschaft eine so bedeutende Rolle spielen. Der Raum war von Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Lebensalters gefüllt, die theilweise in Gruppen um Feuer lagerten, theils standen. Die Erleuchtung war nur spärlich, da sie von diesen Feuern und mehreren in Felsspalten eingeklemmten Weinranken ausging. Trotz der Anwesenheit einiger hundert Menschen herrschte eine ziemliche Stille, und die allgemeine Aufmerksamkeit war auf einen Menschen gerichtet, der auf einem Felsblocke inmitten des Raumes stand und von da aus zu der Versammlung redete. Er unterschied sich in der Kleidung nicht von vielen seiner Zuhörer, aber sein Gesicht, grell beleuchtet von dem Scheine der Fackeln, welche einige der ihm zunächst Stehenden in die Höhe hielten, zeigte einen Ausdruck von wilder Entschlossenheit und Schwärmerei, wie er um jene Zeit auf den sanften gutmüthigen

Gesichtern der Sevennolen selten gefunden werden mochte. Das zweifelhafte Licht, sowie die allgemeine Aufmerksamkeit, die der Redner, in welchem Margot den viel besprochenen Laporte wieder zu erkennen glaubte, für sich in Anspruch nahm, mochte die Ursache sein, daß der Eintritt der neuen Ankömmlinge nicht gemerkt wurde.

„Da spricht ja der verwegene Bursche zu der Versammlung“, sagte der Marquis leise; „ein gefährliches Subject, das unseren Behörden schon manche schlaflose Nacht verursacht hat.“ Valery nickte. Es war ihm beim Anblick des fanatischen Schmieds ganz unheimlich zu Muth geworden.

„Wehe, wehe!“ rief der Redner. „Israel ist ein verwüsteter Weinstock, seine Frucht ist eben auch also. Die Kraft ist von euch gewichen, und der Herr hat euch in die Hände euerer Feinde gegeben. Denn es steht geschrieben: werdet ihr ihn verlassen, so wird er auch euch verlassen. Und ferner: es ist deiner Bosheit Schuld, daß du so gestäupet wirst, und deines Ungehorsams, daß du so gestraft wirst. Also mußt du inne werden und erfahren, was es für Jammer und Herzeleid bringet, den Herren, deinen Gott, verlassen und ihn nicht fürchten, spricht der Herr Herr Zebaoth.“ In diesem Tone sprach der Mann weiter, indem er seine Anrede reichlich mit Stellen aus der Bibel würzte und kräftige, jenem wunderbaren Buche der Bücher, welches einem Jahrtausende und den verschiedensten Kulturstufen eines schon an sich eigenthümlichen Volkes sein Dasein

verdankend, ebensowohl der Tugend und Rechtschaffenheit als dem Fanatismus und der Leidenschaft zu aller Zeit bereitwillig Gewährstellen und Beweisthümer geliefert hat. „Wo sind die Klugen?“ fragte Laporte im weiteren Verlauf seiner Rede. „Wo sind die Schriftgelehrten? wo sind die Weltweisen? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt zur Thorheit gemacht? Nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern —“

„Was soll das heißen, du Schelm?“ rief bei diesen Worten der Baron von St. Come laut, welcher der Scene mit finsterem Antlitze beigewohnt und sich getroffen fühlte.

Es entstand ein ungeheurer Aufruhr; Laporte richtete das glühende Auge nach der Gegend zunächst dem Eingange und sprang von seinem natürlichen Rednerstuhle herab, indem er Einem die Fackel entriß. Ein Haufen Männer und Weiber mit allerhand Waffen drängte sich nach der Oeffnung der Höhle, von wo der beleidigende Ausruf erschallt war.

„Seid ihr toll?“ raunte der Marquis von Salgas dem Barone zu, welcher den Degen zog und geneigt schien, einen Kampf einzugehen. „D'Aigalier, haltet den Baron zurück, sonst sind wir Alle verloren. Kommt Valery!“ Und er faßte den Fabrikanten, dem durchaus nicht wohl zu Muthe war, am Arme. „Beruhigt euch, ihr Leute!“ rief er den Andringenden zu. „Wir sind euere Freunde, und du sollst den störenden Ruf nicht auf dich beziehen, Laporte. Ich bin der

Marquis von Salgas, hier Meister Valery, hinter uns die Herrn von St. Come und Aigalier und eine Verwandte des Meisters hier."

Die Ueberraschung über den vornehmen Zuspruch bei ihrem nächtlichen Gottesdienste hemmte die Bewegung der Leute für einige Minuten. Sie sahen sich erst überrascht an und richteten dann den Blick des Staunens auf den vornehmen Edelmann, der nicht verschmäht hatte, sich ihnen zuzugesellen. Schon wurde hier und da ein einzelner Ruf der Freude und des Willkommens laut, nur Laporte und einige Andere, welche den Ankömmlingen zunächst standen, richteten düstere Blicke auf dieselben; doch schienen sie ungewiß, was zu thun sei.

„Jetzt ist's Zeit, Meister", flüsterte Salgas Herrn Valery zu. „Ihr seid hier ein Mann von Gewicht und versteht es, den richtigen Ton bei den Leuten zu treffen. Ermahnt sie zu Frieden und Gehorsam und widerlegt den wilden Burschen mit seinen Bibelstellen durch andere."

So redselig der Fabrikant auch sich im gewöhnlichen Leben zeigte, und so unbefangen er Abends vorher in der Herberge zu den dort versammelten Männern in gleichem Sinne gesprochen hatte, so war er doch nichts weniger als ein Volksredner, und fühlte sich nicht im Stande, vor diesen Leuten allen ein einziges Wort hervorzubringen. Er hätte etwas Anderes darum gegeben, wenn er mit Margot auf seinem Wagen sitzend rüstig in die mondhelle Nacht hätte hinausfahren kön-

nen. Doch da half nichts. Er erwiederte dem Marquis hastig und gepreßt: „Am besten ist es, wenn der Herr Marquis selbst spricht, ich will nochmals privatim mit Laporte verhandeln.“ Er trat auf den Menschen zu und sagte: „Komm, Laporte, laß mich noch ein herzliches Wort zu dir reden! Ich war gestern Abend zu heftig gegen dich und bin dir zu nah getreten. Laß es gut sein! Ich war zu aufgeregt und sehe mein Unrecht ein. Hier nimm meine Hand! Du kennst mich als einen Freund des Evangeliums und seiner Bekenner; auch als deinen Freund!“

Laporte nickte mit dem Kopfe und ließ sich willfährig einige Schritte von dem Fabrikanten abseit führen.

„Ihr Leute“, sprach der Marquis von Salgas laut, „euer Vorhaben ist mir nicht unbekannt, und ich bin gekommen, euch davon abzurathen. Laßt euch von euerer Wuth und Rachsucht nicht zu einem Verbrechen hinreißen, welches Gott durch den Arm der Gerechtigkeit hier auf Erden schon schrecklich bestrafen läßt. Ihr wollt den Intendanten, einen Diener eueres Königs, überfallen und erschlagen, wie man mir berichtet hat, weil er euere Häuser, Gärten, Felder und Weinberge zerstören und euch selbst und euere Kinder hat quälen und schädigen lassen. Ich weiß recht gut, wie bitter solche Prüfungen sind, aber es sind eben Prüfungen von Gott, um zu erproben, ob ihr recht stark im Glauben, Hoffen und Lieben seid. Bedenkt euch, daß es besser ist, unrecht zu leiden als zu thun. Befiehlt uns nicht unser Meister selbst unsere Feinde zu lieben? Und dieser-

hochgestellte Mann, den ihr also nennt, ist unsere Obrigkeit, der wir Gehorsam und Treue schuldig sind. Deshalb bitte ich euch inständigst, füget euch in Geduld und gehorchet dem Gesetz, wenn es auch hart ist, und macht unsre Sache durch Widersetzlichkeit und gottlose Excesse nicht noch tausend Mal schlimmer. Ich höre, daß ein Theil von euch von dannen ziehen will in fremde Lande, wo man Gott in reinem Dienste verehren darf; ich kann euch nicht davon abreden, aber die von euch, welche wandern wollen, mögen nicht vorher eine That begehen, welche sie selbst der Strafe Gottes aussetzt und die Rache des Königs auf die unschuldigen Zurückbleibenden und dies arme schon sehr geprüfte Land lenkt. Denn wird die unselige That, die ihr vorhabt, ausgeführt, so schickt der König ein ganzes Heer Soldaten, und ihr seid Alle des Todes mit Frau und Kind. Dennoch bitte ich euch, höret auf das Wort eines Mannes, der es gut mit euch und mit Allen meint."

„Ja glaubet, hoffet und liebet", rief Laporte, sich rasch von Herrn Valery abwendend, mit lauter Stimme, „indeß euer Feind kein Erbarmen kennt. Je treuer, gehorsamer und geduldiger ihr seid, desto grausamer quält und würgt man euch. Haben wir es nicht seit zwanzig Jahren erlebt, daß uns ein heiliges Recht nach dem andern verkümmert, verdreht und genommen wurde, bis wir endlich bei aller Treue und allem Gehorsam so weit gekommen sind, daß man uns todtschlägt, wie Hunde, wenn wir es wagen, einen Psalm zur Ehre Gottes zu singen?"

Der Marquis von Salgas erwiederte hierauf nichts; vielleicht war er selbst von der Wahrheit und Richtigkeit der Worte Laporte's betroffen.

„Ich sage euch", fuhr Laporte fort, „hätten wir vor zwanzig Jahren mannhaft unsere Rechte vertheidigt, mit dem Schwerte in der Hand, wie unsere Väter einst gethan unter dem großen Herzog von Rohan, es wäre besser mit uns. Aber es gibt keinen Rohan mehr; wir haben nur noch Marquis und Barone, die katholisch werden, wenn es der König haben will, und zum Frieden mahnen."

„Laßt mich, laßt mich!" knirschte der Baron von St. Come und suchte sich von d'Aigalier's Arm loszuwinden; „ich muß dem Schurken meinen Degen in den Leib stoßen; er wagt es, den gesammten Adel zu beschimpfen. Willst du schweigen, Schuft!" rief er dem kecken Sprecher zu, da auch der Marquis herantretend ihn zurückhielt. „Das Wort bringt dich auf das Rad."

„Mäßigt euch, St. Come", flehte d'Aigalier; „ihr vereitelt durch euere Heftigkeit den Zweck unseres Hierseins."

„Hat er nicht recht?" sagte Salgas mit einem trüben Lächeln. „Jedes Wort des Menschen klang wie ein Donnerschlag in meinem Ohre; ich kann nichts weiter gegen ihn sagen; versucht ihr nun euer Glück, d'Aigalier."

„Und zu diesem Gesindel wollt ihr, sollen wir halten?" fragte der Baron von St. Come wüthend. „Mit Mördern und Räubern uns verbinden?"

Der Marquis zuckte die Schulter. „Es steht bei euch. Doch in den Menschen lebt noch der alte protestantische Geist. So waren unsere Väter, die als ein schwacher Haufe in keckem, freudigem Muthe es mit sechs Heeren zugleich aufnahmen und sie schlugen. Das sind freilich fünfundfünfzig Jahre; damals lebte der große Rohan noch. Von uns weiß keiner etwas von diesen Tagen des Ruhms. Aber unter dem Volke sind diese Heldenkämpfe noch in frischer Erinnerung."

„Seht diesen armen Knaben", sagte Laporte und hob einen hübschen Kleinen von zehn oder elf Jahren in die Höhe; „es ist der Sohn meines Bruders; viele von euch haben ihn gekannt; es war ein einfältiger, frommer Mann, der seinen Weinberg in Frieden und Gottesfurcht baute. Da brachen die bewaffneten Rotten zu ihm ein, die Stätte seines Fleißes verheerend. Er vertheidigte sein Haus, das man anzünden wollte, der Elende, statt treu und gehorsam mit zu helfen, und sie schlugen ihn todt. Der Herr Intendant sagte: so müsse es allen Ketzern gehen, die sich ihrem Herrn freventlich widersetzen. Und der Herr Intendant sitzt nun auf dem Schlosse seines treuergebenen Freundes, trinkt behaglich den Wein, welchen ihm die todtgeschlagenen und verjagten Bauern gezogen haben, und freut sich, daß wir so sanft und gehorsam sind."

Ein Schrei der Wuth erschallte durch die Höhle, und ein Klirren von Waffen ließ sich hören. Ein zufriedenes Lächeln glitt über Laporte's finstre Züge. Da fühlte er sich am Arme gefaßt, und als er sich um-

wandte, stand zu seinem Erstaunen wiederum jenes schöne, junge Mädchen vor ihm, welches ihn gestern Abend wie ein Engel des Himmels vor der schleichenden Gefahr gewarnt hatte. Margot sah ihn mit blitzenden Augen an und sagte: „Ihr seid ein braver Mann, Laporte, aber schändet euch nicht durch Meuchelmord! Laßt euere Feinde jetzt schlemmen; es wird ein Tag kommen, wo ihr ihnen im offenen Kampfe entgegentreten mögt. Ein Ehrenmann wie ihr soll nie zu einem unehrlichen Mittel greifen, sich seiner Dränger zu erledigen. Wenn die rechte Stunde da ist — und ich schwöre euch zu, sie wird erscheinen, dann tretet mit den Waffen, die Gott geheiligt, in der Hand, euern Feinden entgegen und schlagt sie zu Boden, wie euere Väter gethan haben. Nur keinen Mord! versprecht mir das!“

„Wer seid ihr?“ stammelte Laporte mit weit geöffneten Augen und streckte die Hand nach Margot aus, wie um sich zu vergewissern, daß sie ein menschliches Wesen und kein Phantom seiner aufgeregten Sinne sei. „Ihr seid gestern schon wie ein Bote des Himmels zu mir getreten, und Niemand konnte mir berichten, von wannen ihr stammt. Herr Valery selbst scheint euch für keine gewöhnliche Sterbliche zu halten.“ Das Mädchen faßte die ausgestreckte Rechte als ein Pfand seiner Zustimmung ihres Verlangens.

„Laßt euch heute die Versicherung genügen, daß ich euere Freundin bin. Und euere Hand nehme ich als Versprechen an, daß ihr meiner Mahnung folgen wollt.

Ihr gefallt mir, Laporte. Ich liebe den kecken Muth. Ihr seid aus Alais? Dort werdet ihr mich noch öfter sehen; auch ich bin dort wohnhaft." Dann beugte sie sich zu dem kleinen Knaben herab, der sie wie sein Oheim mit erstauntem Blicke betrachtete. „Wie heißt du, mein Kind?"

„Roland", erwiederte der Knabe.

„Sieh, das ist ein schöner Name, der Name eines großen Helden. Du mußt werden, wie der, welcher ihn zuerst trug; ein tapferer großer Mann, der Schrecken seiner Feinde, der Schützer der bedrängten Unschuld."

„Ja, das will ich," sagte der Knabe. „Ich will meine Feinde tödten; sie haben meinen Vater ermordet."

Während dessen hatte Herr von Aigalier an die Versammelten das Wort gerichtet: „Ich wende mich an euere Einsicht; es sind viele verständige Leute unter euch, die sich nur durch ihre Leidenschaft haben fortreißen und betäuben lassen. Es ist wahr, wir haben keinen Rohan mehr, aber immer noch gibt es Edelleute, die mit Blut und Leben für das Evangelium einstehen. Aber die Zeiten sind auch anders, König Ludwig der dreizehnte besaß nicht die Macht und das Ansehn, welches sein Sohn hat; die Bekenner des reinen Glaubens waren damals eine starke Vereinigung von ungeheueren Kräften, und doch unterlagen sie zuletzt. Was wollt ihr armen, unbewaffneten, kriegsunkundigen Leute beginnen, wenn der König gereizt durch eine Frevelthat von euerer Seite, seine zahllosen Regimenter über euch schickt? Ach, seid vernünftig und bedenkt euer eigenes

Heil! Damit aber Niemand sage: unsere Edelleute verlassen uns in unserer tiefen Noth, so verspreche ich euch hier bei meinem Ritterwort, daß ich in wenigen Tagen euere gerechten Klagen vor den Thron des Monarchen bringen will. Der Marquis von Salgas und der Baron von St. Come werden ihren ganzen Einfluß beim Intendanten und beim Militärgouverneur anwenden, um sie zur Milde und Gerechtigkeit zu bewegen. Und nun trennt euch, ihr Leute, und glaubt mir, ich spreche aus einem Herzen, das für unsere heilige Religion und euer Bestes glüht. Ihr aber, die ihr den heimischen Boden verlassen wollt, lebt wohl und seid glücklich! Der Herr der Heerschaaren nehme euch unter seinen Schutz und verleihe euch selige Tage!"

Die Wirkung dieser aus einem redlichen Herzen gesprochenen Worte war entscheidend. Es entstand eine Bewegung, die nicht mißgedeutet werden konnte.

„Von neuem berückt, wiederum den Faden der Geduld ein Stück länger gedreht," sagte Laporte leise und bitter mehr zu sich selbst als zu Anderen. „Einmal kommt es doch, und je später, desto ärger. Nun will ich das arme Volk wenigstens über die Grenze bringen. Der letzte Liebesdienst, den ich ihm erweisen kann. Die Anderen mögen dulden und leiden und warten, was die Herren Edelleute zu Wege bringen." Er lachte spöttisch. Dann als er den Baron von St. Come mit den Anderen die Höhle verlassen sah, murmelte er zwischen den Zähnen: „Mit dir, stolzer Ritter, werde ich dereinst Abrechnung halten."

6.

Ankunft in der Heimat.

Alais, dicht am südlichen Fuße des rauhen und steilen Sevennengebirges im Thale des Gardon, das hier sich etwas erweitert, war zu jener Zeit von neuntausend gewerbthätigen Menschen bevölkert. Der Seidenbau, die Wollzucht und die starke Fabrikation seidener und wollener Zeuche hatten einen behaglichen Wohlstand hier verbreitet; der Fleiß, das segenvolle Erbtheil aller Länder, die sich von der katholischen Mutterkirche losgerissen, brachte auch hier geräuschlos goldene Früchte und eine irdische Seligkeit, welche die frommen Einwohner dankbar genossen, unbekümmert darum, daß die Kirche, welche sich die alleinseligmachende nennt, ihnen die ewige überirdische absprach. Hingen sie doch treu und fest am Evangelium, welches ihnen die Liebe Gottes und ein ewiges Leben als Lohn ihres reinen Glaubens zusagte.

Schon im Alterthume hatte das wundersame Volk der Hellenen, welches die Welt mit Handelsschiffen eroberte und durch Gesittung beherrschte, durch Gründung zahlreicher blühender Pflanzstädte aus den nordwestlichen Küstenländern des Mittelmeeres einen blühenden Garten geschaffen, als dessen schönste Zierde Massalia, später Massilia, jetzt Marseille galt, reich an Schätzen, noch reicher an Bildung. Die Römer waren stolz auf den Besitz dieser gesegneten Landschaften, welche sie mit Vor=

liebe ihre Provinz nannten; und so lange das Weltreich derselben bestand, erfreuten sich die Provençalen, einige stürmische Perioden abgerechnet, einer gedeihlichen Entwickelung und Förderung ihrer materiellen und geistigen Interessen. In jener schreckensvollen Zeit der sogenannten Völkerwanderung, welche wie die lavaglühende Eruption eines Vulkans blühende Länder in Einöden verwandelte, gewaltige Reiche und Staaten bis auf den Namen vertilgte und eine neue Weltordnung zur Folge hatte, setzten sich die wilden Westgothen, die Eroberer Spaniens, zugleich hier fest; sie wurden von den Burgundern verdrängt, welche ihre Beute wiederum den Franken überlassen mußten. Aber alle Schrecknisse, welche ein so rasch aufeinander folgender Umsturz alles Bestehenden erzeugen mußte, waren nicht im Stande gewesen, den alten hellenischen Geist, der sich noch deutlich genug in der klassisch schönen Körperbildung manifestirte, ganz zu unterdrücken. Er schien sich an den zahlreichen Resten und Ruinen aus dem Zeitalter der Griechen und Römer, den beredten stummen Zeugen einstiger Herrlichkeit, anzuklammern und aus ihrem Anblick Muth und Kraft zu neuer Thätigkeit, neuer Kulturblüte zu gewinnen. Diese Gegenden waren es zuerst in Europa, wo wildes Vasallenthum und rauhe Heerfolge, berührt vom milden Hauche des Christenthums, sich zu feiner edler Ritterlichkeit gestaltete, welche Gottesfurcht, Tugend und Frauendienst sich zum schönen Ziele steckte. Durch die häufige Berührung mit dem Morgenlande gedieh, von einem milden Himmel begün-

stigt, von edler Weiblichkeit gepflegt, zuerst im Occident die Wunderblume der Poesie und entfaltete üppig ihre farbenprächtigen süßduftenden Kelche. Die provençalischen Dichter waren die Väter der europäischen Literatur. An ihnen begeisterten sich in der Folge zu neuen unsterblichen Meisterwerken ein Dante, ein Petrarca und Boccaccio, ein Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide. Gesittung und Aufklärung herrschten, und die Anmaßungen des Bischofs von Rom, der werdende Papismus stieß in diesen Gegenden auf hartnäckigen wohlbegründeten Widerspruch. Arnold von Brescia, der kühne und geistreiche Schüler Abailards, war nicht umsonst im Kampfe gegen die Klerisei unterlegen, nicht vergeblich hatte der später heilig gesprochene Abt Bernhard von Clairvaux gegen die Uebergriffe der Päpste geeifert; ihre Stimme fand ein Echo in Südfrankreich. Ein Bürger von Lyon, Pierre de Vaux, gerieth durch die Lectüre eines Theils der h. Schriften und der Kirchenväter auf den Gedanken, sich mit seinen zahlreichen Anhängern, die man nach ihm Waldenser nannte, von der römischen Kirche loszusagen. Zahlreiche andere Sekten in Gascogne, der Grafschaft Toulouse und in der Gegend von Alby, welche man unter dem Namen Albigenser begriff, sollten ein schreckliches Loos mit ihnen theilen. Denn diese Blüte der Bildung und Gesittung war zu zart, sie stand zu vereinzelt, als daß sie dem barbarischen Anhauche des fanatischen düstern mittelalterlichen Geistes hätte widerstehen können; noch war die Aufgabe des Papstthums in der Weltgeschichte, den

wilden germanischen Sinn zu brechen und für höhere allgemeine Geistesthätigkeit empfänglich zu machen, nicht erfüllt; noch hatte die Hierarchie einige Staffeln ihrer Entwickelung zu erklimmen; was sich ihr dabei entgegensetzte, mußte zu Grunde gehen. Die Inquisition wurde eingerichtet, der Dominicanerorden entstand, und es entbrannte ein schrecklicher Vernichtungskrieg gegen die südfranzösischen Ketzer und ihren Schützer, den Grafen von Toulouse, dessen Land endlich dem heiligen Ludwig von Frankreich anheimfiel. Die herrlichsten Gegenden der Provence und von Oberlanguedoc waren zu Einöden geworden, und Feuer und Schwert wütheten unter dem Reste der Bewohner. Der Name der Albigenser ging unter. Viele flohen damals nach Aragon, Savoien und Piemont, wo sie im unzugänglichen Gebirge sich neue Zufluchtsstätten für ihren Glauben suchten. Feuer und Schwert schüchtern wohl ein, bekehren aber nicht. Es kamen wieder einzelne Sonnenblicke, und die Saat des apostolischen Glaubens gedieh aufs Neue. Vergeblich spann von Avignon aus, wo er sich niedergelassen, der „Antichrist" gleich einer fleißigen Kreuzspinne seine grauen Netze, um den Geist religiöser Empörung in jenen Geburtsstätten europäischer Bildung einzufangen und zu ersticken; mit kühnem Flügelschlage zerriß derselbe die feinen Fäden und begrüßte mit Jubelruf und Entzücken den neuen Tag, der weit im Osten, in der Stadt Wittenberg, aufgegangen war und sich nach Zürich und Genf fortgepflanzt hatte. An den Namen Calvins kettet sich von nun an das Schicksal der

südfranzösischen Protestanten; so wie er in den engen schwer zugänglichen Thälern unter diesen uralten Widersachern des Papstes, den gründlichen Verächtern des unsittlichen Roms, der „großen Hure Babel," nach ihrem biblischen Ausdruck, unter denen sich der unverfälschte Geist des Evangeliums erhalten, einen günstigen, der Aussaat gewärtigen Boden fand für seine Lehre wie nirgend sonst, so begrüßte man ihn hier als den Mann des Heils, der dem alten, durch die Blut- und Feuertaufe geheiligten Glauben einen neuen kräftigen Ausdruck verlieh. Die Verfolgungen von Seiten der herrschenden Kirche hatten damit kein Ende; sie traten nur in ein neues Stadium; sie erstreckten sich von jetzt an über das ganze Reich, beschränkten sich nicht allein auf die südlichen Provinzen. Franz I., der die an den antiken Meisterwerken in Italien erwachte Kunst und Wissenschaft pflegte und doch ihre erleuchtende Einwirkung auf die Geister fürchtete und haßte, der die deutschen Protestanten mit aller Kraft unterstützte, verfolgte die französischen Sektirer mit kalter Grausamkeit und errichtete in allen Provinzen die Inquisition. Brennende Dörfer und qualmende Scheiterhaufen gaben Zeugniß, wie human der Vater der französischen Kunst und Literatur war. Sein Sohn Heinrich II. suchte den greuelhaften Hinrichtungen der Ketzer durch seine königliche Gegenwart noch mehr Schrecken zu verleihen; Alles war vergebens, er konnte die Häresie nicht einmal an seinem Hofe unterdrücken und starb, als er eben im Begriff war, einen entscheidenden und vernichtenden

Schlag gegen die neuen Meinungen zu führen. Eine entsetzliche Zeit bürgerlicher und religiöser Kämpfe mit nur geringen Unterbrechungen folgt unter den drei folgenden Königen; aus dem Dunkel leuchtet in blutigrothem Scheine die That der Bartholomäusnacht. Aber sie diente nur dazu, die Bekenner der neuen Lehre zu neuen Kraftanstrengungen aufzustacheln, welche ihnen endlich den Sieg über ihre Gegner verschaffte. Nach dem Ableben des alten faulen Königsstammes setzten sie ihren Häuptling, den jungen Heinrich von Bearn, auf den Thron, dessen Besitz er sich durch den Uebertritt zur katholischen Kirche sicherte. Dankbar gewährte er seinen ehemaligen Glaubensgenossen durch das Edikt von Nantes volle Glaubensfreiheit. Aber schon sein Sohn Ludwig XIII. vergaß, daß sein Haus durch den kräftigen Arm der südfranzösischen Hugenotten die Krone Frankreichs gewonnen hatte; er verweigerte treulos die Bestätigung des königlichen Wortes, das sein Vater im Namen aller Könige seines Geschlechtes als schuldige Dankzahlung den Protestanten gegeben hatte. Da griffen diese wiederum zu den Waffen, um sich Anerkennung und Gleichberechtigung zu erzwingen. Ein gewaltiger Held und einstiger Freund Heinrich IV., der Herzog von Rohan-Gié, stand als Feldherr an ihrer Spitze, und in blutigen Kämpfen zwang er den wortbrüchigen König zur Bestätigung des Duldung zusichernden Edikts von Nantes. Trotz allen Anstrengungen ging die politische Machtstellung der Protestanten verloren; zu viele unreine politische und ehrgeizige Elemente waren ein-

gedrungen; die heiligen Interessen des Evangeliums wurden öfter als Deckmantel des schändlichen Egoismus mißbraucht. Ueberhaupt nahm der lebendige Eifer für die Angelegenheiten der Religion unter den Gebildeten beider Parteien ab; ein neues Dogma kam in jener Zeit durch Richelieu und Mazarin auf: das des absoluten Königthums; nur in dem Volke glühte noch der alte Feuereifer. Ludwigs XIV. frivole, glänzende und kriegerische Regierung hatte im Anfange wenig Zeit, sich um die religiösen Angelegenheiten zu kümmern; nur dann und wann erinnerte eine ungerechte und unsinnige Maßregel, daß sie den allerchristlichsten König zum Herrn hatten. Aber das sollte sich schrecklich ändern. Ludwig fühlte Gewissensbisse wegen der Sünden seiner Jugend, und heuchlerische Mätressen, Beichtväter und Hofschranzen wiesen auf die Ketzer hin, durch deren Bekehrung er sich die Seligkeit im Himmel und den schönsten Ruhm auf Erden erwerben könne. Das Mittel war zu bequem, um sich nicht des königlichen Beifalls zu erfreuen. Besonders hatte man sein Augenmerk auf Languedoc gerichtet. Da sanfte Erinnerung und Ueberredung nichts fruchtete, gebrauchte man Gewalt der Waffen bei den Bewohnern dieser Landschaften.

Die einfache Natürlichkeit dieser fleißigen und gewerbthätigen Menschen verabscheute die von Rom ausgehende pfäffische Gleisnerei, und die patriarchalische Tugend, welche fort und fort von Geschlecht zu Geschlecht als theuerstes und höchstes Gut vererbt war, hielt sich streng abgeschlossen von der galanten Unzucht, welche

Katharina von Medicis mit über die Alpen gebracht und in Paris mit dem glänzendsten Erfolge angepflanzt hatte. Die Bewohner von Languedoc waren nicht allein durch die Sprache, wie der Name dieses südlichen Länderstrichs andeutet,*) sondern durch Sitte, Glauben, Beschäftigung, Kleidung, Geistes- und Körperbildung, kurz in jeder Hinsicht von den Nordfranzosen verschieden; ja durch die rauhen, menschenarmen Gebirge, welche zwischen Languedoc und Auvergne in vielfachen Verzweigungen sich ausbreiten, waren sie wie durch eine natürliche Mauer vom nördlichen Frankreich getrennt und kamen mit demselben nur in sehr spärliche Berührung. Seit dem Erlasse des Edikts von Nantes erfreute sich das Sevennengebirge eines hohen sittlichen und gewerblichen Aufschwunges. Dieses zwischen der Rhone und der Loire beginnende und südöstlich nach den Pyrenäen hinabziehende Gebirge (eigentlich ein Arm der Pyrenäen) besteht nach Süden aus drei parallelen Höhenzügen; der erste und niedrigste sind kahle unfruchtbare Kalkhügel; hinter diesen Vorbergen zieht sich eine zweite wenig fruchtbare Region, darauf folgt endlich das eigentliche Hauptgebirge, welches in seiner Granitformation den Anbau ebensowenig begünstigt wie die Gneus- und Schieferlager des zweiten Höhenzuges.

---

*) Languedoc: Sprache von Oc, Aussprache des Wortes Ja! als Oc, im Gegensatze des übrigen Frankreich, welches im Mittelalter Languedoui genannt wurde: Aussprache von Oui, ja.

Wo aber die Natur sich karg und spröde zeigt, da erstarkt der Mensch im Kampfe mit ihr geistig und körperlich. Wie alle Gebirgsbewohner sind die Sevennolen fleißig, ausdauernd, erfinderisch und genügsam. Wo in den steilen engen Schluchten einmal der Boden weniger abschüssig ist, hat ein wackerer Bauer seine Hütte angebaut und den Felsenboden umher durch aufgetragene Erde in ein kleines Paradies des Fleißes und der Genügsamkeit umgeschaffen. Weingelände, Oel- und Maulbeerbäume bilden diese niedlichen Oasen in den gebirgigen Wüsten, welche sich oft stundenweit erstrecken. Diese kleinen Punkte der Kultur gewähren dem Auge aber auch die einzige Erholung nach solcher wilden traurigen Einöde. Denn einen freundlichen Eindruck macht das Sevennengebirge an und für sich nicht; arm an großen Waldungen, dagegen reich besetzt mit einzelnen Gehölzen gibt es der Landschaft mit seinem bloßliegenden Schiefergesteine, wo dasselbe aus den Thonlagern sich erhebt, einen düstern Charakter; gemildert wird derselbe keineswegs durch die vom Gebirge nach allen vier Himmelsgegenden herabstürzenden Ströme und Bäche, deren Wasser von der vielen Schiefererde, welche sie mit sich führen, ein schmutziges Ansehn bekömmt und übel riechend und verdorben wird, da es durch wenige beschattete Thäler in einem breiten Bette, wie die Frühlingsfluth sie sich schafft, in die Ebene herabfließt.

Bei diesen Verhältnissen des Bodens sind die Sevennolen natürlich vom Ackerbau abgeschnitten und auf andere Erwerbsquellen hingewiesen. Es wurde be-

reits erwähnt, daß die Wollen- und Seidenmanufactur hauptsächlich betrieben wird. Den Sommer über steigen die Arbeiter in die Ebene herab und beschäftigen sich als Taglöhner mit Seidenwürmerzucht und mit ländlichen Arbeiten. Denn die Küstengegend vor den Garriken, so heißen nämlich die Vorberge der Sevennen nach dem Meere zu, ist ein reiches gesegnetes Land. Ohne daß die Erde mühsam bearbeitet und gedüngt werden müßte, vergilt sie die leichte Mühe ihrer Bebauer durch reiche Ernten in Getreide, Wein, Oel, Seide, so daß nicht nur das Gebirge und die nördlich liegenden Landschaften Velai, Gevaudan, Vivarais, Lodeve und ein Theil von Auvergne von hier aus ihren Bedarf beziehen, sondern auch eine reichliche Ausfuhr durch die Häfen der Landschaft Cette und Aiguesmortes in überseeische, von der Natur minder begünstigte Länder stattfindet. Am herrlichsten und fruchtbarsten in ganz Niederlanguedoc war die Gegend um Nimes, ein wahrer Garten Gottes, vor Allem aber das entzückende Baumage, das Thal von Nages, welches die zur Hälfte reformirten Bewohner in frommer Erinnerung Kleinkanaan nannten. Doch ein giftiger Mehlthau war auf diese gottgesegneten Fluren gefallen, der die Blüthe des Landes verderbte: der Despotismus mit seinem furchtbaren Verbündeten, dem Fanatismus. Es bedurfte nur der Grille eines bigotten Selbstherrschers, wie Ludwigs XIV., um Hunderttausende im Genusse der muthig erstrittenen religiösen Freiheit und der Früchte ihres Fleißes beseligter Menschen durch einen verwegenen

Eingriff in die heiligsten Rechte der Menschheit in Noth und Jammer zu stürzen, um den blühenden Garten Gottes in eine menschenleere verwüstete, aber scheinbar gut katholische Landschaft umzuwandeln.

Und dennoch trotz dem schweren Drucke, unter welchem das Land erseufzte, gab es hier glückliche Menschen. Glücklich, weil sie ihr Heil in weiser Beschränkung suchten, eine Kunst, welche die meisten Menschen nicht verstehen auf das Leben anzuwenden. Aus dem Palaste, wo man sie in goldnen Schlingen und Netzen festzuhalten sucht, entflieht sie, die wunderliche Göttin mit der Binde um den Augen, und siedelt sich in den reinlichen Räumen des Bürgerhauses an; aber da wohnt sie am liebsten als bescheidene Häuslerin, wo Gottvertrauen und Liebe das Haus gebaut und seine Gemächer mit Licht und Ordnung geschmückt haben. Sie verschmäht gleich glänzenden Reichthum und drückende Armuth und tritt freundlich in die Wohnung des bescheidenen Wohlstandes, wohin ihr Zufriedenheit den Weg gebahnt. Am nächtlichen Lebenshimmel wandelt ein heller Morgenstern, er heißt Arbeit; die Nacht flieht, er steht noch in der prächtigen Morgenröthe, die nun den Himmel ziert; ihr Name ist Zufriedenheit, und beide sind die Vorläufer und Herolde der großen strahlenden Lebenssonne, die Alles mit Licht und Wärme erfüllt und alle Keime weckt und zeitigt, der Sonne Glück. Die nächtlichen Freudenfeste der Reichen und Mächtigen der Erde beleuchtet und erhellt sie nicht; die werden nur von den irdischen Kerzen des Schein-

glücks bestrahlt; desto lieber sucht sie den arbeitsamen, zufriedenen Mann in Hain und Flur, in der Werkstatt und im Kreise einer gesunden, sich wahrhaft liebenden Familie.

Einen schönen Beweis dafür lieferte das Haus des Seidenfabrikanten Timothée Valery zu Alais. Wie stattlich glänzte das weitläufige Gebäude mit seinen Ställen und Schoppen, malerisch am Abhange eines grünen Berges gelegen! Die messingnen Beschläge der künstlich ausgeschnitzten Hausthüre und Fensterläden, die Klinke in der Gestalt einer Muschel, der Hammer in der eines Delphins waren blank geputzt und glitzerten im Sonnenstrahle wie pures Gold, die ausgeschnörkelten Balken, welche die Vorderwand durchschnitten und in Fächer theilten, mit dunkelgrüner Oelfarbe angestrichen, die ausgekalkten Fächer mit schimmernder Kreidefarbe, auf welcher fromme Bibelsprüche mit kunstreichen geschnörkelten Buchstaben roth schimmerten. Die runden Fensterscheiben leuchteten wie polirter Stahl. Vor der Fensterreihe des obern Stocks zog ein künstlich gearbeitetes grünes Blumenbret, besetzt mit wohlgepflegten Scherben, die Augen des Vorübergehenden auf sich; da stand der dunkelgrüne Aronstab mit seiner Laternenblüthe, die gelbe Winterveil, die purpurne und violette süßduftende Veil, die Nelke in verschiedenen Zeichnungen, das scharfriechende Katzenkraut, die kleine Myrte, das Aschkraut und andere, alle so schön gehalten, daß es eine Lust war. Um das Dach waren weiße Regenröhren gelegt und ungeheuere Drachenköpfe sperrten

Rachen mit scharfgezackten Zähnen auf, um die ihnen auf einen Augenblick anvertraute Fluth auf die Straße hinabzuspeien. Auf dem Dache selbst fehlte kein Ziegel, kein Moos wucherte hier, und der First schimmerte mit platten Sandsteinen getäfelt. Vor dem Hause ein reinliches Pflaster, aus welchem sich kein Gräschen hervorwagen durfte, hinter demselben ein lachender Hof, zwischen den Ställen sich ausbreitend und in der Mitte ein einfacher Springbrunnen mit krystallklarem Wasser. Die Ställe eben so blank, eben so wohl verwahrt. Ueber dem Hofe und von diesem durch eine Mauer geschieden, der reizende Berggarten, nicht vornehm, nicht gekünstelt, aber einladend und anmuthig. Vorn ein kleines Blumengärtchen, höher hinauf ein Gemüsegarten, noch höher eine Weinpflanzung und zuletzt ein schattiges Gebüsch. Daneben ein Grasgarten, grün und üppig wie ein Sammetteppich, mit einer großen Maulbeerbaumplantage, deren Blätter der zahlreich gehegte Seidenwurm in den für ihn bestimmten Gemächern des Hauses in sein glänzendes Gespinnst verwandelte. Kein Unkräutchen auf den Beeten und in den Gängen, an den Obstbäumen kein Moos, kein dürrer Ast. Ueberall, wohin man auch das Auge wendete, Ordnung und Reinlichkeit. Derselbe gute Geist trat einem im Hause selbst noch anmuthiger und augengefälliger entgegen, schaute freundlich aus jedem Winkel desselben, bot einem in jedem Zimmer die Hand. Kein Stäubchen auf der mit rothen gebrannten Ziegelsteinen kunstvoll ausgelegten Flur, auf den Treppen, in den Gängen, in den

Gemächern. An Möbeln kein Ueberfluß, aber auch kein Mangel, keine Pracht, aber auch keine Aermlichkeit. Hier mußte das Glück wohnen oder nirgends. Und hier wohnte es wirklich und hatte schon so lange hier gewohnt und sich so fest gesessen, daß es unmöglich schien, es aus diesen hellen Räumen zu vertreiben. Ein klapperndes, stets eintöniges, nie aufhörendes Geräusch verkündete schon seine Nähe; diese Töne kamen von den in den beiden großen Flügeln des Hauses aufgestellten Weberstühlen der Seidenarbeiter.

Mehr noch als an den leblosen Gegenständen that sich aber der Segen Gottes an den lebenden Wesen im Hause kund. Da waltete eine verständige kluge, ihrer Klugheit sich etwas mehr als nöthig bewußte Hausfrau mit Umsicht und milder Strenge, und Söhne und Töchter wandelten um sie, wie seine Trabanten um einen Planeten, schön und sittig, gesund und kräftig, fromm und einfach, arbeitsam und gehorsam. Ja hier war Gottes Segen wahrhaftig eingekehrt; denn Frau Ulrique hatte ihrem Gatten zehn gesunde und schöne Kinder geboren; alle hatte der Herr am Leben erhalten, die meisten waren schon erwachsen und wohl gerathen, und der älteste Sohn sowie die älteste Tochter bereits glücklich in der Stadt verheirathet. Jedes der Kinder hatte sein besonderes Geschäft, und für alle gab es kein größeres Glück als ein lobendes Wort der Eltern.

Die Sonne eines freundlichen Herbsttages, — um so angenehmer, als lange regnerisches Wetter gewesen war — neigte sich eben zum Untergange, als die sanfte schöne Manon, die siebzehnjährige Tochter des Hauses mit schnellem Schritte sich in den Berggarten begab, wo die Trauben der Kelter entgegenreiften. Hastig erstieg sie die Höhe, von wo man auf einem Felsvorsprunge die Straße von Norden übersehen konnte, und schaute spähenden Auges aus, während ein unbewußter Seufzer der Sehnsucht ihre Brust hob. Dann schritt sie weiter und gewahrte bald ihren Bruder Job, welchen sie suchte, in den Maulbeerpflanzungen beschäftigt. Bei ihrem Herannahen trat ihr dieser, ein kräftiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, entgegen.

„Nun, ihr seid wieder zurück?“ fragte er. Sein Gesicht drückte große Spannung aus, und sein Blick ruhte forschend auf den Mienen der Schwester. „Deinem Gesichte nach scheint euch Paulette keine tröstliche Auskunft ertheilt zu haben.“

„Ach doch!“ erwiederte Manon mit einem halbverlegnen Lächeln. „Aber sonderbar war der Spruch. Ich und Sara hatten kaum den Fuß über die Schwelle ihrer Hütte gesetzt und unser Anliegen noch gar nicht vorgebracht, als sie uns entgegenrief: wollt ihr machen, daß ihr nach Hause kommt! Denn die Sonne wird nicht lange untergegangen sein, so wird euer Vater eintreffen. —“

„Wirklich!“ rief Job lebhaft, „dann dürfen wir

ihn ja jeden Augenblick erwarten. Hast du der Mutter Paulettens Prophezeiung mitgetheilt?"

„Nein; diese enthielt noch etwas, das mir doch gar zu abgeschmackt vorkommt. Das ist ja gar nicht möglich. Ich wollte dir die ganze Geschichte erst mittheilen, damit wir der Mutter nicht eine vergebliche Freude machen. Das wenigstens, was Paulette hinzusetzte, kann gar nicht eintreffen."

„Nun, was war denn das so Sonderbares?" fragte Job neugierig.

„Denke dir! sie sagte: so wird der Vater heimkehren und — euere Schwester!"

„Schwester?" wiederholte Job erstaunt und ungläubig.

„Ja, Schwester. Das ist doch dumm. Als hätte eine von uns die Reise mit dem Vater gemacht."

„Das ist freilich merkwürdig genug. Aber du erinnerst dich, daß Paulette oft Dinge verkündigt hat, über die wir im Anfange gelacht haben, und dann sind sie doch eingetroffen. Weißt du was, ihr könnt ja der Mutter euern Besuch bei Pauletten ganz verschweigen."

„Wenn du meinst, will ich es thun, aber dann geschieht es nur, um der Mutter Täuschung oder Verdruß zu ersparen. Ach, wie freue ich mich, wenn der Vater wieder kömmt! Was wird er mir mitbringen? Ich möchte nur wissen, was seine Ankunft verzögert hat? Wir Mädchen waren alle recht ängstlich, und die Mutter hat die ganze Nacht nicht geschlafen."

„Ihr ängstigt euch jedenfalls ohne Grund. Es

war zuweilen übles Wetter seither, das hat den Vater am raschen Reisen gehindert. Vielleicht haben sich seine Geschäfte in Paris auch in die Länge gezogen."

„Nun da Paulette uns seine Ankunft verkündigt hat, ist meine Furcht geringer geworden, wenn ich auch noch nicht ganz beruhigt bin. Aber es thut auch Noth, daß der Vater heimkehrt, wenn unsere Kränze und Blumengewinde nicht vertrocknen sollen; wir haben sie schon gestern befeuchten und besprengen müssen. Bleibt er noch länger aus, wird er leicht einen dürren Willkommen erhalten. Wie freue ich mich auf Nachrichten von meiner guten Pathe Champollion, welche meiner stets mit so viel Liebe gedenkt!"

„Und an ihn, unsern lieben guten Theodore, denkst du gar nicht; nach ihm fragst du mit keinem Worte?" sagte Job vorwurfsvoll und richtete einen strengen Blick auf seine Schwester. „O ihr Mädchen taugt alle nichts; da ist eine wie die andere, aber von dir hätte ich nicht geglaubt, Manon, daß du so undankbar und herzlos wärest. Wie viele Freundschaft und Liebe hat dir Theodore von Klein an bewiesen, du warest ihm die liebste von allen meinen Schwestern, und kaum ist er fort, so denkst du nicht mehr an ihn. Geh', das hätte ich nicht von dir geglaubt."

Eine Purpurröthe stieg in dem zarten Gesichte des Mädchens empor, welche schnell einer erschreckenden Blässe wich; sie schlug das Auge nieder, aus welchem schwere Tropfen fielen.

„Freilich," fuhr Job in seiner Strafpredigt fort

„was geht dich denn Theodore jetzt an? Aus den Augen, aus dem Sinne! heißt's bei euch. Wer hat ihm denn geheißen, dir so viele Stunden zu opfern, um dich in allem möglichem zu unterrichten, wovon ihr Mädchen sonst in euerm Leben nichts zu hören bekommt, so daß du gescheidter wurdest wie die anderen? Gott sei's geklagt! es wäre aber vielleicht besser gewesen, du wärest ohne seine Unterweisung aufgewachsen wie deine Schwestern, ich brauchte jetzt nicht an deinem Herzen irre zu werden."

„Ach!" erwiederte das arme Kind schluchzend und weinend." Du thuest mir schweres Unrecht. Könntest du in mein Herz sehen, dann würdest du gewiß erkennen, daß ich jeden Augenblick an Theodore gedacht habe, seitdem er fort ist, und daß ich seine Freundlichkeit für mich nie vergessen werde."

„Wenn ihr nicht weiter könnt, so weint ihr; das soll dann Alles gut machen. Armer Theodore! Du hast dein Pfund schlecht angelegt. Aber wenn sie dich auch Alle vergessen, meine Freundschaft bleibt dir bis an's Ende des Lebens. Sieh', Manon, ich will dir ein Geheimniß verrathen, damit du erkennst, wie sehr Theodore dir gewogen war und zu deinem Schmerz erfährest, welches treue Freundesherz du mißachtend zurückweisest. Du weißt, ich war sein bester Freund, und wir liebten uns inniger als Brüder. Da sprach er oft, wenn wir so allein wandelten: sieh', Job, mein einziger Wunsch ist, daß Manon mir so zugethan wäre, wie ich es ihr bin. Und Tags vor seiner Abreise nahm

er mich bei Seite und redete zu mir: wenn du merkst, daß Manon mich auch ein wenig lieb hat, so sage ihr, daß ich sie mehr liebe als die ganze Welt. Ich kann es ihr nicht sagen. Aber sie soll auf mich vertrauen. — Was soll ich ihm nun schreiben? Daß du schon nach wenigen Wochen seine Freundschaft und Zuneigung vergessen hast!“

Ein süßer Schrecken durchfuhr Manon's Seele bei diesen Worten, und durch die verweinten thränenschweren Augen drang ein Blick des Entzückens auf den erzürnten Bruder, der ihr so weh gethan und sie so überglücklich gemacht hatte. Antworten konnte sie Nichts. Job stand indessen mit einem bösen Gesichte dabei; der gute Junge hatte keine Ahnung davon, welch' eine Maiwonne er in der Brust seiner Schwester aufgerufen hatte, und wie da Gedanken und Empfindungen, von seinem belebenden Worte wie von der Frühlingssonne getroffen, keimten und sproßten, Ideen und Gefühle, welche den Blüthenschmuck des weiblichen Herzens für das Leben bilden sollen. Dieses Drängen und Treiben schien Manon's zarte Brust nicht ferner ertragen zu können; das Mädchen fürchtete, ihr Herz möchte ihr springen, wenn sie sich noch länger Gewalt anthun müsse, die freudigen Regungen in ihrem Innern zu bergen; sie sagte daher mit bebender Stimme: „Ich will hinabgehen zur Mutter.“

„Thue das“, erwiederte Job ernst. „Ich werde hier bleiben, weil ich von dieser Höhe aus die Ankunft

des Vaters, an welcher ich nicht mehr zweifle, zuerst werde bemerken können."

Das junge Mädchen entfernte sich langsam und stieg zögernd die Terrassen des Berggartens hinab. Welche Seligkeit strahlte von diesem jugendlichen unschuldigen Antlitz! Ein mildes Feuer glühte in dem dunkeln Auge, und ein Lächeln seliger Befriedigung spielte um ihren Mund. Doch plötzlich stürzten wieder reiche Thränen aus ihren Augen, Zähren des Entzückens, sie preßte die Hände auf die Brust, als wolle sie die aufgeregten Gefühle in ihr niederdrücken, und ihre Lippe stammelte leise: „Theodore!"

Als sie hinab auf den Hof gekommen war, trat sie an den Brunnen und wusch sich Gesicht und Hände, als habe sie eine Arbeit im Garten verrichtet. Wie wohl that das Naß ihren brennenden Wangen! Sie schickte sich eben an, in's Haus hineinzugehen, als Job mit dem lauten Rufe: „Der Vater kommt! Ich habe den Wagen gesehen!" den Berggarten herabeilte.

„Der Vater kommt!" rief Manon in's Haus hinein, und Frau Ulrique, die Hausmutter, trat nach einigen Minuten aus der Thüre, eine wohlgenährte Frau von mittlerer Statur. Ein stattliches Doppelkinn gab ihr ein sehr würdiges Ansehen, und an ihrem ruhigen, scharfen, Ehrfurcht fordernden Blicke, an der gesetzten, etwas pretiösen Haltung ihres mit einer Bandhaube geschmückten Kopfes und dem gravitätischen Gange konnte man leicht erkennen, daß sie das eigentliche Haupt

des Hauses sei, zumal wenn man Gelegenheit gehabt hatte, vorher Herrn Valery's Bekanntschaft zu machen.

Diese würdige Frau ging jetzt in der Mitte ihrer Kinder, welche auf den wiederholten Ruf Job's und Manon's aus allen Theilen des Hauses herbeigekommen waren, um dem „lieben Vater" vor das Thor des Städtchens entgegenzueilen und ihn herzlich zu begrüßen.

„Sieh, sieh, Manon", flüsterte Sare, ein recht hübsches Mädchen, ihrer Schwester zu, als man den Wagen von fern heranfahren sah. „Da sitzt wahrhaftig eine Frau beim Vater. Ob das die Schwester ist, von welcher Paulette gesprochen hat? Ich zittere vor Ungeduld und Neugier."

Jubelnd umringten die Familienglieder jetzt den Wagen, und mancher neugierige Blick fiel auf Margot. Herr Valery sprang herab und schloß seine Ehegenossin in die Arme; sie erwiederte diese Zärtlichkeitsbezeigung mit einiger Zurückhaltung, Folge ihrer Begriffe von weiblichem Anstande. Dann küßte der Fabrikant seine Kinder, Gott dankend für ihre Gesundheit.

„Wen bringst du uns denn da?" fragte Frau Ulrique mit einem verwunderten Blick auf seine Reisegefährtin.

Ohne zu antworten, eilte Herr Valery schnell zum Wagen zurück und hob Margot heraus, welche mit einer Art frohem Erstaunen diese Bewillkommnung angesehen hatte. Jetzt, als sie ihre Hand in die Valery's legte, zitterte sie heftig, und ihr Blick flog mit einem wehmüthig flehenden Ausdruck nach dem Gesichte der Frau

Ulrique, dessen Züge allerdings in diesem Augenblicke eine kalte und abschreckende Strenge angenommen hatten, nicht gemildert durch die sich darin abspiegelnde Neugierde, da auch diese eben nicht freundlicher Natur war. Die scharfsichtige Margot hatte auch schon seit einigen Stunden eine gewisse Unruhe im Wesen ihres Beschützers bemerkt, welche sie nicht allein der Freude, bald wieder im Kreise seiner Familie zu sein, beimaß. Diese Unruhe war jetzt zur ängstlichen Unsicherheit in Blick und Haltung geworden, und er nahte sich seiner ihn befremdet anblickenden Ehehälfte mit einer gewissen scheuen Hast, welche er vergebens durch ein wohlwollendes Lächeln zu maskiren versuchte.

„Hier, herzliebes Weib", begann er mit einem Uebermaße von Freundlichkeit die auf ihrer Stelle wie angewurzelte Frau anzureden, „bring' ich dir noch eine Tochter. Sie ist ein um ihres und unseres Glaubens willen verfolgtes Wesen, und unser Heiland spricht: wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Liebe sie, als ob du sie geboren hättest; sie wird sich deiner Liebe würdig zeigen. Liebe sie, denn sie ist die Retterin meines Lebens und meiner in Paris gemachten Lösung gewesen. Ohne sie würdest du mich wahrscheinlich nicht wieder gesehen haben. Sie ist die ganze Herreise über wie ein Engel Gottes schützend mir zur Seite gewesen."

Diese letzten Mittheilungen wurden mit großem Nachdruck und erhöhter Stimme gesprochen, offenbar um die befürchtete Stimmung seiner Frau zu bessern und

ihren Antheil für die Fremde zu gewinnen. Er hatte sich in dieser Hinsicht auch nicht verrechnet; denn das unwillkürliche, leise, mißbilligende Kopfschütteln der Frau Ulrique verwandelte sich schier unmerklich in ein beistimmendes Nicken, die Doppelfalte auf der Stirn schmolz zu einer einzigen zusammen, und der etwas zurückgeworfene Kopf senkte sich, so daß das Doppelkinn wieder in seine gemüthliche Form kam; und als nun vollends Margot mit bescheidener Demuth die Hand der Hausfrau ergriff und mit einem tiefen Knix einen Kuß darauf drückte und mit recht wehmüthiger Stimme zu ihr hinauf lispelte: „Vergönnt mir nur, daß ich euch als Magd diene, werthe Frau! ich bin ein armes, ganz verlassenes Kind, das Niemanden auf der Welt hat und gern euere Liebe gewinnen möchte" — da verschwand die Wolke des Unmuths vollends von Frau Ulrique's Stirn; eine Thräne des Mitgefühls erglänzte in ihrem Auge, und sie zog das schöne Mädchen in einer weiblichen Aufwallung an ihre Brust mit den Worten: „Sei mir willkommen, woher du auch kommst! Wen mein Gatte als Kind anerkannt hat; wem er Leben und Gut verdankt, der verdient gewiß auch meine Liebe." Und somit küßte sie die weinende Margot auf die reine hochgewölbte Stirn.

„Sieh, Margot, das ist Manon, von der ich dir so viel Gutes erzählt!" rief Herr Timothée jetzt plötzlich seelenvergnügt. „Der stämmige Bursche da ist mein Job, den du auch schon dem Namen nach kennst."

Der Jüngling wurde roth bis an die Ohren und

bot verlegen der unerwartet erhaltenen Schwester die Hand, während Manon, die erste mädchenhafte Scheu rasch besiegend, sie mit einem herzlichen „Willkommen!“ umarmte.

„Das ist Rebecque, und diese hier Sare“, fuhr der überglückliche Vater in der heitersten Laune fort, seine Kinder dem neuen Zuwachs seiner Familie vorzustellen. „Dort stehen Pierre und Zacharie, und hier Jeanette und Marie. Kommt, Kinder, zu Hause werdet ihr euch bald genug kennen lernen.“

Der wackere Valery nahm schmunzelnd seines Weibes Arm; denn es war mit ihr Alles über seine Erwartung gut gegangen. Die Mädchen umringten mit naiver Neugierde und Freude Margot; Alle wollten die Hände der neuen schönen Schwester fassen, von der sich jede etwas unbestimmtes Gutes und Schönes in der Zukunft versprach. Nur Job ging verdutzt und befangen von fern und warf zuweilen nur einen scheuen verstohlenen Blick auf Margot's reizende Gestalt; schnell aber schlug er das trunkene Auge erröthend nieder, wenn er glaubte, eine seiner Schwestern habe es bemerkt, und war still und zerstreut, als habe ihm Jemand etwas angethan.

7.

Die Familie Valery und ihre Freunde.

„Gott sei Dank!“ rief Herr Valery, als er mit seiner Gattin, gefolgt von den Kindern, in das Haus eintrat, wo ihm in Kränzen und Gewinden auf der Flur und im Familienzimmer ein grüner freundlicher Willkommen entgegenlachte. „Gott sei Dank, daß ich wieder bei den Meinigen bin! Hier darf ich die Maske der Verstellung einen Augenblick ablegen und frei aufathmen.“ Und er drückte der Hausfrau die Hand, zog den Rosenkranz aus der Tasche und warf ihn nachlässig, ja fast verächtlich auf den Tisch, als wolle er Alles von sich entfernen, was auf seine angenommene Rolle Bezug hatte.

„Job“, wandte er sich zu seinem Sohne, der soeben in's Zimmer trat, nachdem er Pferde und Geschirre in Stall und Schoppen untergebracht hatte. „Du wirst das kleine wohlbekannte Kistchen aus dem Wagen herbeiholen und als galanter Bruder und Sohn vertheilen, was darin ist. Jeglich Ding ist mit dem Namen des Empfängers bezeichnet. Für Manon ist von ihrer Frau Pathe noch ein besonderes Kistchen im Wagenkasten.“

Eine freudige Bewegung entstand unter den Mädchen, als Job, mit den beiden Schreinen unter dem Arme, nach wenigen Minuten zurückkehrte.

„O ich wußte es, daß meine gute Pathe Champollion wieder an mich gedacht hat!“ sagte Manon vergnügt.

„Hätten wir Anderen doch auch Pathen in Paris“, schmollte Rebecque; „du hast es besser als wir; du erhältst fast immer doppelten Antheil.“

„Bist du neidisch, Schwester? Warte, du sollst meinen Antheil vom Vater haben.“

„Man hört, daß der Vater von Paris kommt“, rief dazwischen mit lautem Lachen die muntere Marie, das jüngste Kind des Hauses. „Er führt so eigenthümliche Redensarten im Munde. Job galant! Ha, ha!“

„Nun, was lachst du denn da, kleine Lachtaube?“ fragte der Vater. „Glaubst du denn nicht, daß dein Bruder Job galant sein kann? Jetzt freilich macht er ein recht ärgerliches Gesicht, aber daran bist du Schuld.“

Unter Scherzen und Lachen wurden die Geschenke ausgetheilt, deren Hauptwerth darin bestand, daß sie von einem geliebten Vater oder einer verehrten Pathe und aus der Metropole, der Geburtsstätte der Mode, kamen. Außer dem Antheile, den Frau Ulrique aus der Kiste erhielt, beschenkte sie ihr Gatte noch mit einem prächtig in schwarzen Sammet gebundenen Büchlein, das er vorsichtig in einer inneren Tasche des Rockes verborgen getragen hatte. Es war ein neues Testament, welches mit dem Rosenkranze friedlich unter derselben Führung den Weg hierher gewandert war. Dieser kleine Umstand charakterisirte den Mann und sein Verhältniß. In der bequemen handlichen Tasche, jeden

Augenblick bereit zum Gebrauche, trug er das Verdeckungsmittel der Verstellung, das sichtbare Zeichen der allgemeinen Lüge, welche dazumal Frankreich von einem Winkel bis zum anderen und alle Schichten der Gesellschaft durchdrang; wohl verborgen an seinem Herzen ruhte das Heiligthum seines Glaubens. Frau Ulrique dankte mit wenigen herzlichen Worten, drückte das Buch mit einem Ausdrucke von seliger Andacht, der ihr Gesicht ungemein verschönte, an ihr Herz und verbarg es sorgsam in ihrem Busen. Nun kamen ihre vier Töchter herbei und hingen sich mit Küssen und Schmeichelworten an den Hals des guten Vaters, der sich vor dieser wirklichen Last des Glückes kaum zu halten wußte.

Das neue Glied des Hauses betrachtete mit feuchten Augen die rührende Gruppe. Als Herr Valery endlich von den Banden der kindlichen Liebe und Dankbarkeit wieder frei geworden war und hoch aufathmete, denn die Küsse seiner Töchter hatten ihn fast erstickt, sagte Margot mit einem schalkhaften Seitenblicke auf Zacharie, Pierre und Job, der nach geendigtem Geschäfte des Austheilens stumm und befangen am Tisch stand: „Aber, lieber Papa, bekommen denn die Herren Söhne nichts?"

„Hätte ich ihnen ein schöneres und besseres Geschenk mitbringen können", erwiederte der Hausherr munter, „als dich, theure Margot, die du gleich in der ersten Stunde so viel freundliche Theilnahme und Aufmerksamkeit für sie zeigst?"

Die jungen Leute errötheten; Margot wandte sich

lachend zu den Mädchen und betheiligte sich lebhaft und mit allseitiger Anerkennung ihres feinen Geschmackes an den ziemlich geräuschvollen Verhandlungen, welche sich über Verwendung der erhaltenen Putzgegenstände erhoben.

Die Söhne hatten das Zimmer verlassen, und Herr Valery und seine Gattin zogen sich von dem munteren Kreise etwas zurück und führten mit halblauter Stimme ein Gespräch von augenscheinlich ernster Art, denn die Mienen des Ehepaares, welche soeben noch vom Schimmer elterlicher Zärtlichkeit widergestrahlt hatten, waren jetzt von einem Ausdrucke tiefer Bekümmerniß beschattet.

„Deine wenigen Worte von vorhin waren inhaltschwer genug“, sagte der Hausherr. „Großer Gott, sollen wir Ruhe, Frieden und Sicherheit nicht einmal um den hohen Preis unseres Uebertrittes erkauft haben? Erst hat man uns mit Haß betrachtet und jetzt mit Mißtrauen. Wahrlich, unsere Feinde sind unversöhnlich. Doch was sage ich? unsere Feinde? sind es nicht unsere Brüder, unsere Landsleute, die uns so arg peinigen? Ist es nicht unser eigener König, der uns ausrottet mit der Brandfackel und der Kriegswaffe, er, dem der Allmächtige die Herrschergewalt verlieh, damit er uns, seine Unterthanen, schützen solle? Ach Ulrique, an der Schwelle meines Hauses schon empfängst du mich mit solcher Unglücksbotschaft!“

Frau Ulrique ließ diesen Ausbruch südländischer Leidenschftlichkeit vorübergehen; sie war hinlänglich an den plötzlichen Wechsel zwischen freudigen und schmerz-

lichen Empfindungen gewöhnt, der bei ihrem Gatten einzutreten pflegte.

„Klagen helfen nichts, lieber Mann," sagte sie gelassen. „Es kömmt alles auf unser Benehmen in der Sache an. Noch ist keine wirkliche Gefahr vorhanden. Ein Gerücht, ein Gerede, das bald aufhören wird, wenn wir uns dazu verstehen, noch eifriger katholisch zu — scheinen."

Die Frau preßte bei diesen Worten die Hand an den Busen und senkte den Blick nieder, während eine schwache Röthe ihr Gesicht überzog. Ihre Gelassenheit schien doch mehr eine äußere zu sein.

„Der König befahl, und wir gehorchen," murmelte Herr Valery. „Wir gehen zur Messe, da er es will, aber über unsere Herzen, über unsern Glauben hat nur der König der Könige zu befehlen."

Es entstand eine Pause, in welcher beide Gatten ihren schmerzlichen Gedanken nachhingen.

„Und was meinest du, das zu thun sei?" fragte endlich der Hausherr.

„Wie ich dir sagte; wir müssen unseren Eifer für die katholische Kirche verdoppeln. Es bietet sich dir eben die beste Gelegenheit. Du bist Gott sei Dank! gesund und wohl zurückgekehrt; opfere der Kirche von deinem Gewinn; lasse Dankgebete anstellen und bezahle sie gut. Ferner nimm Antoine vor und verbiete ihm mit der größten Strenge, deren du fähig bist, die Theilnahme an den Versammlungen unserer Glaubensgenossen, da dieselbe ihn und uns ins Verderben stürzen wird,

und vor allem den gefährlichen Umgang mit dem übel berüchtigten Laporte, auf welchen man von oben ein besonders scharfes mißtrauisches Auge zu haben scheint."

„So ist es, so ist es," sagte Herr Valery und seine Züge heiterten sich etwas auf. „Geschenke an die Kirche, das heißt die Priester. Gold wird uns die Herzen unserer Gegner versöhnen. Wäre es das erste Mal, daß Ruhe und Sicherheit mit klingendem Metall erkauft worden wäre? Ja, du hast recht, liebe Frau, wir wollen ihnen den plaudernden Mund mit Gold stopfen. Und was Antoine betrifft, so soll er sich nicht unterstehen, die religiösen Versammlungen in der Wüste nochmals zu besuchen und sich in Laport's Gesellschaft blicken lassen, sonst schicken wir ihn fort, wenn er auch mein Pathe und bester Arbeiter ist. Will er gerade einen Vorzug haben vor anderen seines Glaubens? Müssen sie nicht ebenso des Trostes belehrender und erbauender Predigt entbehren? Gewiß hat ihn der verwegene Laporte verführt, den ich durchaus nicht los werden kann. Wie wäre sonst der Junge auf solche Gedanken gekommen?"

„Sei aber auch nicht ungerecht, Timothée," erwiederte seine Gattin ernst und sah ihn mit ihren klugen Augen fast vorwurfsvoll an. „Wie würde dir sein, wenn uns Gott nicht bei Nacht und Sturm den wahren Verkündiger seines Wortes ins Haus geführt hätte, der uns in unserer Trübsal tröstet und erquickt? Hat er mich nicht mit seinem milden Zuspruch von Verzweiflung gerettet, da ich voll Reue und Scham über unseren

Abfall zu vergehen glaubte? Nein, so meinte ich die Strenge nicht. Antoine ist ein wackerer Junge, voll schönen und feurigen Eifers für seinen Glauben, der sich unglücklich genug darüber fühlt, daß wir ihn unserer Schuld theilhaftig gemacht, während es unsere am Altare Gottes übernommene Pflicht war —"

„Sprich nicht weiter, liebe Frau," unterbrach Valery ihre Rede, den die Erinnerung an sein Abenteuer auf dem Gebirge plötzlich sehr mild stimmte. Hatte er sich doch desselben Vergehens schuldig gemacht, welches er so eben hatte streng ahnden wollen. „Drücke den Stachel nicht noch tiefer in meine Brust. Meine Worte waren unbesonnen und bei Gott nicht so schlimm gemeint. Du kennst mich ja. Wie wäre ich fähig, meinen guten Antoine zu verstoßen! Der Allmächtige sollte mich vor einer solchen Sünde bewahren! Nein, wir wollen ihn lieber in das Geheimniß hereinziehen und ihn, der nach Belehrung und Erbauung dürstet, an den Andachtsstunden unserer kleinen häuslichen Gemeinde Theil nehmen lassen, die dein Vetter, unser würdiger Gast, hält. Was meinest du?"

„Ich denke, wir können ihm vollkommen vertrauen," versetzte Frau Ulrique. „Und sind wir ihm nicht einen Ersatz schuldig? Wie wird sich Benoit freuen, zwei fast verlorene Glieder unserer armen gedrückten Glaubensgenossenschaft um sich sammeln und wieder für uns gewinnen zu können!"

„Du erinnerst mich," sagte ihr Gatte, „daß ich Benoit begrüße und ihn mit unserer Margot bekannt

mache. Er würde uns auch am besten in unserer jetzigen Verlegenheit rathen können.

„Kein Wort davon zu ihm! Wir würden ihn auf der Stelle verlieren, wenn der edle Mann glaubte, seine Anwesenheit in unserem Hause könne nur einen Schatten von Gefahr bringen."

„Du hast Recht wie immer," erwiederte Herr Valery lächelnd. „Gott gab mir mit dir die Ueberlegung ins Haus. Was wäre ohne dich aus mir geworden!" Und er küßte sie dankbar auf die Stirne. „Also kein Wort darüber zu ihm! Hat er doch Angst und Leiden genug ertragen wie ein treuer Apostel seines Herrn."

Eben als Herr Valery im Begriffe stand das Zimmer zu verlassen, öffnete sich die Thür desselben, und es trat ein Mann von mehr als Mittelgröße in schwarzer Kleidung herein. Man konnte ihn keine angenehme Erscheinung nennen. Dunkles Haar hing nachlässig und ohne Pflege am Kopfe herunter, den sein Besitzer nach vorne zu neigte; das Gesicht war farblos und hatte jenen unbeschreiblichen Typus, der sogleich verrieth, daß der Mann ein Geistlicher und zwar ein katholischer war. Eine Brille, unter der hervor seine Augen wie aus einem Verstecke ihre Blitzstrahlen auf alle Anwesenden entsendeten, war nicht geeignet, den ersten unangenehmen Eindruck aufzuheben. Eine wunderliche Mischung von natürlicher Arroganz und angelernter Demuth zeigte sich bei dem Eintretenden, als er, den dreieckigen Hut mit der Linken wie zum Segensgruß hebend, mit sanfter Stimme die pathetischen Worte sprach: „Die Kirche,

mein theurer Herr Valery, hat euch mit ihrem Segen entlassen; sie empfängt euch auch wieder segnend in euerer Heimath durch ihren unwürdigen Diener. Wie schön ist es, daß ich zufällig der Erste bin, der euch begrüßt! Das kann nicht Zufall sein."

Das lebhafte Gespräch der holden Kinder war mit dem Eintritte des schwarzgekleideten Herrn plötzlich verstummt; Manon hatte einen Versuch gemacht, den bunten Flitterkram, die Geschenke des Vaters, bei Seite zu raffen, er war indessen nicht gelungen; so fröhlich die Gesichter der Töchter des Hauses vorher gewesen waren, so trübselig erschienen sie jetzt, nur im Gesichte der beiden Jüngsten kämpfte noch der Muthwille mit dem Ernste; sie hatten die Häupter geneigt wie Blumen, die ein böser sengender Wind angehaucht. Und war es anders? Hatte sie doch auch der Gifthauch des religiösen Fanatismus berührt, als Herr Jerome Berger, Vikar des Stadtpfarrers in Alais, mit seinem Segensgruße ins Zimmer trat. Auf Morgot allein schien die Erscheinung des Geistlichen nicht den bewältigenden Eindruck zu machen wie auf ihre neuen Schwestern. „Unser Beichtvater!" hatte ihr Manon mit bebender Stimme zugeflüstert. Sie stand ruhig und betrachtete, nachdem sie seinen Gruß erwiedert hatte, den Geistlichen aufmerksam, dessen Persönlichkeit ihre Theilnahme zu erregen schien.

„Ich empfange den Segen der Kirche, welchen euer frommer Mund über mich ausspricht, Herr Vikar, mit gebührender Ehrfurcht," sagte der Hausherr, nahm

seinem Gaste demüthig Hut und Stock ab und lud ihn zu einem Sitze ein. „Ich ergreife zugleich die Gelegenheit, euch meinen aufrichtigen Dank für die sorgliche geistliche Ueberwachung meines Hauses, deren ihr euch während meiner Abwesenheit unterzogen habt, abzustatten. Meine Frau hat mir gar sehr gerühmt, wie unverdrossen ihr bemüht gewesen seid, die Sorge und Angst meiner Familie um mich durch religiösen Zuspruch zu lindern. Und wahrlich, euer Gebet und die Fürsprache der Heiligen haben mich vor schwerer Gefahr des Leibes und Lebens bewahrt, wie ich euch gelegentlich mittheilen werde, so ihr es begehrt."

Frau Ulrique, welche dem Vikar ihre ehrfurchtsvolle Reverenz gemacht hatte, verließ schnell das Zimmer und kehrte bald mit einer Flasche und zwei Gläsern zurück.

Herr Berger, welcher alle diese Demuth und Freundlichkeit als schuldigen Tribut hinzunehmen schien, hatte indessen Platz genommen und musterte durch seine blitzenden Augengläser die Gruppe der jungen Mädchen.

„Wer ist denn die junge Person hier?" fragte er den Hausherrn mit augenscheinlichem Interesse, indem er rücksichtslos auf Margot deutete, die er während Valery's Danksagungen neugierig angestarrt hatte. „Sie kann nicht von hier sein, denn ich habe sie weder in euerem Hause noch in unserer Stadt je zuvor gesehen. Sie ist wohl mit euch gekommen, Herr Valery?"

„Ein künftiges Beichtkind von euch, Herr Vikar, Margot Duclos," erwiederte der Gefragte verlegen und

stotternd, eine entfernte Verwandte von uns aus Paris, welche heute mit mir angekommen ist und ein Glied unserer Familie sein wird."

Aengstlich sah er sich nach seiner Frau um, welche er zur Beantwortung etwaiger fernerer Fragen für viel geschickter hielt, als sich selbst; sie trat zu seiner Beruhigung so eben mit einer Flasche köstlichen Lunels ein. Diese schien die Aufmerksamkeit des Geistlichen von dem Mädchen abzuziehen. Er trank und eine Art freundliches Schmunzeln überlief seine düsteren Züge.

„Nun erzählt, wie trafet ihr die auserwählte Braut Christi auf euerer Reise? Ist die Saat an anderen Orten ebenso reich aufgegangen als in unserer guten Stadt Alais und in unserer Provinz? Wahrlich bei uns sind Wunder geschehen in der Erkenntniß der Wahrheit, nachdem der erlauchte Herzog von Noailles im Vereine mit dem Herrn Intendanten von Basville-Lamoignon und Sr. Eminenz unserem hochwürdigsten Bischofe Flechier in Nimes sich des Geschäftes der Bekehrung mit ruhmwürdigem Eifer unterzogen haben. Wo aber solche Kräfte in schönem Vereine wirken, in der That, da muß Großes geschehen."

Herr Valery gab einen kurzen Bericht von seiner Reise und versicherte, daß ganze Landstrecken, deren Bewohner sonst in Ketzerei befangen gewesen, jetzt für den wahren Glauben gewonnen seien, Dank den energischen Anstrengungen der königlichen Intendanten und der Bischöfe. Man habe übrigens in Paris sich in die Ohren geraunt, daß der König auf Zureden der Frau

von Maintenon noch strengere Verordnungen gegen die Widerspänstigen erlassen werde."

„Gott und alle seine Heiligen mögen den königlichen Herrn und seine erhabene Freundin tausendfältig dafür segnen! Das ganze schöne Frankreich, wie es nur einen Herrn hat, soll nur einen Glauben haben, will er, und welcher kann dieß anders sein als der allein seligmachende? O wir werden es noch erleben, daß der heilige Vater unseren glorreichen König kanonisirt. Und wer verdiente es mehr? Hat er nicht das größte Wunder verrichtet, indem er in kurzer Zeit Tausende von irrenden Seelen auf den Weg des Heiles zurückführte? Ja, Ludwig der Vierzehnte zeigt sich in Wahrheit als den allerchristlichsten König."

Auf den Mienen der Anwesenden spiegelte sich nicht undeutlich der Abscheu, den diese Rede des Geistlichen hervorrief, doch wagte Niemand ein Wort zu entgegnen. Herr Timothée nahm sein Glas zur Hand und trank; Frau Ulrique hatte die Hände in einander geschlagen und saß mit gesenkten Augen, ebenso die Mädchen. Nur Margots Blick begegnete Herr Berger, als er sich, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten, umschaute, derselbe ruhte kalt und theilnahmlos auf ihm. Ein leiser Seufzer erschallte, man wußte nicht, aus welcher beängstigten Brust er aufgestiegen war. Herr Berger schien von alle dem nichts wahrzunehmen; er rückte sich die Brille auf die Nase, trank seinen Wein aus und erhob sich.

„Selig sind auch die zu preisen, welche die zärt-

lich liebende Mutter Kirche wieder in ihren Schoß aufgenommen hat; die Engel und alle Heiligen im Himmel jauchzen und freuen sich ob der Rettung ihrer Seelen. Die aber, so das Heil verschmähen und die, welche meinen, das Auge der Mutter zu täuschen, sie tragen die Schuld selbst, wenn jene sie züchtigt aus Liebe und Erbarmen."

Die Stimme des Geistlichen, in welcher bei den ersten Worten etwas wie leiser Hohn durchgeklungen war, verlor sich zuletzt in ein Flüstern.

Jetzt griff er nach Hut und Stock.

„Ich habe noch eine Bitte, Herr Vikar," sagte Herr Valery. „Die heilige Jungfrau hat ihren unwürdigen Verehrer großer Gnade werth gehalten; meine Geschäfte und meine Reise haben unter ihrem Schutze einen gedeihlichen Verlauf genommen, und ich möchte mich ihr dankbar erweisen."

„Am besten geschieht das durch ein gläubiges Herz."

„Sehr wahr, diesen Dank opfere ich der Hochheiligen ohnedieß alle Tage," versetzte Herr Valery mit niedergeschlagenen Augen. „Doch scheint es mir billig, daß ich der Kirche, deren Segen unfehlbar mein Geschäft gedeihen machte, von dem Gewinne ein Dankopfer bringe."

„Die Kirche braucht nichts für sich als den Glauben ihrer Bekenner," erwiederte der Priester. „Ich werde euer Geschenk annehmen, um es an arme Seelen zu verwenden, welche noch in Zweifel und Irrthum befangen sind. Schwer ruht die Last meines Amtes

auf mir, seitdem mir die Sorge für so viele heilbedürftige Seelen zugefallen ist, doch wo es den Dienst unserer heiligen Religion gilt, wird Jerome Berger die letzte Kraft aufbieten."

„Bitte, Herr Vikar, begleitet mich auf meine Zahlstube."

Der Geistliche wandte sich nach den Frauen um, neigte den Kopf ein wenig und schritt zur Thüre hinaus, die Herr Valery ihm dienstwillig öffnete, um dann selbst nachzufolgen.

Sobald die düstere Erscheinung verschwunden war, athmeten alle im Zimmer Anwesenden frei auf.

„Ich hege ernstliche Besorgnisse," nahm die Hausfrau das Wort, „daß der Vikar einen Verdacht hinsichtlich unseres Gastes hegt, so sorgfältig wir auch dessen Charakter verborgen gehalten. Herr Berger kömmt öfter in unser Haus als sonst, und diese versteckte Drohung —" Sie schüttelte bekümmert den Kopf.

„Weißt du, Mama, warum der Vikar so oft kommt?" fragte die kleine Jeanette altklug. „Du setzest ihm stets den köstlichen Muscatwein vor, und nie geht er eher fort, als bis —"

Ein mißbilligender Blick der Mutter schloß dem muthwilligen Mädchen den Mund. Glückliches Kind, dessen jugendlich heiterer Sinn durch keine düstere Ahnung getrübt werden konnte!

Auch Margot war ernst gestimmt, der plötzliche Uebergang vom Schauspiele des schönsten häuslichen Glückes zu dem Anblicke der moralischen Erniedrigung,

welche diese braven Leute erduldeten, hatte einen schmerzlichen Eindruck auf sie gemacht.

„Der Mann hat mir nicht gefallen," sagte sie; „er gleicht einem finsteren Dominikaner, der über Ketzer zu Gericht sitzt."

„Und doch wirst du dich vor ihm beugen müssen, wie wir Alle, armes Kind," seufzte Frau Ulrique. „Laß ihn deine Abneigung ja nicht merken. Hat er doch leider Gewalt über uns. O wie gern wollte ich mit Gatten und Kindern am Bettelstabe aus diesem theuren Hause ziehen, in welchem ich nun dreißig Jahre geschaltet, wenn wir unsern Gott frei und offen verehren könnten wie vormals!"

Mit Thränen in den Augen wandte sich die arme Dulderin ab.

„Komm, liebe Margot, laß uns gehen," flüsterte Manon ihrer neuen Schwester zu. „Die Mutter hat ihre trübe Stunde stets, wenn der Vikar da war. Wir wollen dir Haus und Gärten zeigen."

Unter Manons Vorgange verließen die Mädchen das Zimmer. Die Mutter holte das Geschenk ihres Gatten hervor, küßte das Buch und suchte mit trüben Augen Trost für ihre Leiden in der Schrift, welchen sie so vielen Tausenden schon geboten hat.

Während Margot mit dem Mädchen die Treppe hinauf in die obern Räume des Hauses stieg, warf sie einen Blick durch das Fenster, welches auf den Hof

ging und die Aussicht auf die Einfahrt des Hauses gewährte. Sie sah eine Person, welche sie vorhin bei ihrem Eintreffen als Dienerin des Hauses kennen gelernt, in demüthiger Haltung mit bittend gefalteten Händen vor dem Vikar stehen; er hatte die Rechte wie drohend erhoben und schien dem Mädchen eindringlich zuzureden. Sein Gesicht kam ihr im flüchtigen Hinblicke noch finsterer und abschreckender vor als im Zimmer. Das Mißbehagen an dem Manne, welches sie kaum überwunden hatte, ward auf's neue rege und steigerte sich zu einer instinktartigen Abneigung, die aus dem ahnenden Gefühle hervorging, dieser Mann werde einmal auf ihr und ihrer neuen Freunde Leben einen unheilvollen Einfluß ausüben. Diese unangenehme Stimmung beherrschte sie so sehr, daß sie zerstreut und einsilbig bei allem muntern Geplauder ihrer Gesellschafterinnen blieb und zum Erstaunen derselben kalt und theilnahmlos die Schätze des Hauses betrachtete, ungeheuere Vorräthe von glänzenden Linnen- und Seidengeweben, welche die Schwestern in naiver Prahlerei vor ihr ausbreiteten.

„Der geistliche Zuspruch des Herrn Berger scheint dich verstimmt zu haben, liebe Margot," sagte Rebecque. „Er hatte auch bei uns früher diese Wirkung. Doch jetzt haben wir uns an das Unvermeidliche gewöhnt und entschlagen uns immer schnell des Trübsinns, den der düstere Mann erwecken muß."

Margot fand nicht für nöthig, ihr den Grund ihrer Mißstimmung mitzutheilen, war sie sich doch des-

selben selbst nicht klar bewußt; sie nahm sich indessen zusammen und verbarg dieselbe so gut als möglich.

„Siehst du, liebe Margot,“ sagte Sare, „in jenen Nebengebäuden arbeiten unsere Leute, wie dir das Rasseln und Knarren der Webstühle schon verräth. Dort hinten nach dem Garten zu steht die Menagerie, das Gebäude, worin die Seidenwürmer gezogen werden. Alles das werden dir unsere Brüder zeigen, welche es uns Schwestern übel nehmen würden, wollten wir sie dieses Vergnügens berauben.“

Jetzt kam der Vater aus einem Seitenflügel im Hofe heraus, erstieg die Treppe und stieß auf die Mädchen.

„Gut, Margot,“ sagte er, „daß ich dich treffe. „Du hast vorhin unseren Plagegeist kennen gelernt, jetzt will ich dich zu unserem Schutzgeist führen.“

Er faßte sie bei der Hand und leitete sie einige Schritte weiter zu einer Thüre, an welche er bescheideutlich anklopfte. Eine wohlklingende, etwas schwache Stimme rief: „Herein!“ Als die Beiden eintraten, erhob sich von einem Lehnstuhle ein Mann in mittler Größe, mit einem ausdrucksvollen, aber blassen Gesichte, welchem die Leiden unverkennbar ihren ehrwürdigen Stempel aufgedrückt hatten. Belebt wurde dasselbe durch ein Paar sanfte und schwermüthige Augen, aus welchen Entschlossenheit und Geist hervorblitzten. Er trat den Eintretenden rasch entgegen, und eine gewinnende Freundlichkeit verbreitete sich über seine Züge.

„Ah, mein theuerer Herr Cousin,“ sagte er und

reichte dem Hausherrn die Hand; „da seid ihr ja zurückgekehrt und Gott sei Lob! gesund und wohl, wie ich sehe. Schon wollte ich hinabeilen, euch zu begrüßen, da gewahrte ich noch zur rechten Zeit den Mann von der anderen Seite, und ich stand gern dem Vertreter der herrschenden Kirche nach."

„Ja, ja, der widerliche Mensch muß mir ordentlich aufgelauert haben," erwiederte Herr Valery und strich sich mit der Hand über die Stirn als wolle er unangenehme Erinnerungen verwischen. „Doch wie kräftig und wohlgemuth ihr mir entgegentretet, verehrter Freund! Ich bin freudig erstaunt."

„Wer sollte nicht gesunden unter den Händen so liebenswürdiger Pflegerinnen wie meine werthe Cousine und ihre Töchter sind!" erwiederte der Andere mit einem milden Lächeln. „Und doch fühle ich mich noch krank an Kopf und Herz, aber das ist ein Uebel, welches kein irdischer Arzt jemals heilen wird. Doch wen bringt ihr mir da, lieber Freund? wer ist das junge Mädchen? Bitte, nehmet Platz, meine Tochter," wandte er sich an Margot, die während der wechselseitigen Begrüßung der Männer den Blick gespannt auf der interessanten Figur des ihr schon aus Valery's gesprächigen Mittheilungen bekannten Hausgenossen geheftet hatte. Auch dieser schien überrascht, da er das Mädchen näher in's Auge faßte.

„Ihr sehet in der guten Margot Duclos hier eine Tochter meines Hauses, denn das wird sie sein, und ein neues Glied unserer kleinen heimlichen Gemeinde.

Ihr seid erstaunt über diesen Zuwachs meiner Familie, doch diesem Mädchen habt ihr es zu danken, wenn ihr mich gesund und wohl vor euch sehet. Sie hat mir Leben und Vermögen gerettet. Ihr sollt Alles erfahren. Du, liebe Margot," wandte sich der Hausherr an seine Pflegetochter, „hast in diesem würdigen Manne Herrn Charles Benoit vor dir, bis vor kurzer Zeit der verehrte Seelsorger einer reformirten Gemeinde in Guienne, jetzt der treue Hüter eines zwar kleinen, aber der Tröstungen des apostolischen Glaubens nicht minder bedürftigen Häufleins, dem es Gott sei's geklagt nicht gestattet ist, dem Herrn öffentlich auf seine Weise zu dienen, denn der Gottlose lauert auf den Gerechten. Ich habe dir auf der Reise von Herrn Benoit nur als dem Verwandten von meiner Frau gesprochen, jetzt da dich meine Familie als Glied aufgenommen und anerkannt hat, darf ich dir diesen Beweis höchsten Vertrauens nicht ferner vorenthalten."

Ueberrascht blickte Margot auf die bleichen edeln Züge des Geistlichen, der mit einem schmerzlichen Lächeln die Rede seines Gastfreundes angehört hatte. Jetzt reichte er ihr die Hand und sagte:

„So seid uns denn willkommen, theuere Tochter, in unserem kleinen Kreise! Hier fallen die Masken, die Lüge des Lebens wagt sich nicht in unser stilles verborgenes Heiligthum der Wahrheit, und die Herzen und Sinne vereinigen sich in ungeheuchelter Liebe. Doch soviel Erhebung und Tröstung ihr in unserem stillen Bunde finden möget, auf so viel Erniedrigung

und schmerzliche Verleugnung müßt ihr euch gefaßt machen. Ihr werdet ein Märtyrthum, das ärger ist als alle Quälungen des Leibes, denn ihr werdet die Pein des Geistes erdulden. Aber alle Wunden, wenn auch langsam, heilt der süße Balsam geistiger Erkenntniß."

„O unsere Margot hat schon den bitteren Kelch der Leiden gekostet!" nahm Herr Valery das Wort. „Schon hat man mit Bitten und Gewalt versucht, sie auf die Bahn der Lüge zu locken, aber sie hat wacker widerstanden und lieber Alles geopfert, Heimath, Verwandtenliebe und Vermögen, ehe sie ihrer Ueberzeugung ungetreu geworden ist."

Eine hohe Röthe hatte bei diesen lobenden Worten die Wangen des Mädchens überzogen und sie senkte verschämt den Blick, als sie Herr Timothée liebkosend an sich zog und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

„Nun gehe, mein Töchterchen," fuhr er fort. „Deine Schwestern werden dich erwarten. Ich habe mit unserem werthen Freunde noch ein paar Worte zu reden, dann folgen wir sogleich."

Margot verließ rasch das Zimmer, begleitet von den wohlwollenden Blicken der beiden Männer. Sie fand die Mädchen nicht mehr vor, und sie war in der That froh darüber. Es hatte sich in ihrem Innern ein Aufruhr widerstreitender Empfindungen erhoben, der sie zu jedem gleichgiltigen Gespräch, ja zu jeder Berührung mit irgend einem Bewohner des Hauses unfähig machte. Sie bedurfte der Einsamkeit, um den Kampf in ihrer Brust austoben zu lassen und wieder

diejenige Ruhe zu gewinnen, deren sie in ihren neuen Verhältnissen so nöthig bedurfte. Rasch glitt sie die Treppe hinab, gelangte unbemerkt an der Thüre des Familienzimmers vorbei, aus welchem ein Gewirre von Stimmen an ihr Ohr schlug, in den Garten und überließ sich hier dem Sturme ihrer Gefühle. Was mochte ihre Brust in so heftige Wallungen versetzen und dieses schöne Auge, das nur Freude und Liebe zu blicken schien, mit schmerzlichen Thränen füllen? Fühlte sie schon jetzt die Qualen der Erniedrigung und Verleugnung, deren Eintreten ihr der Geistliche verkündigt hatte? Oft rang sie wie verzweifelt die Hände und barg das Gesicht in ihnen, als wage sie nicht, den schuldbewußten Blick zu heben. Allmälig je höher sie den Berggarten hinaufstieg, desto ruhiger wurde sie. Ein stilles Sinnen hatte sich ihrer bemeistert, ein Entschluß schien in ihr zu reifen, der siegreich die feindseligen Gefühle in ihrem Busen niederkämpfte. „Ja, ihm will ich wahr entgegentreten," flüsterte sie. „Er wird mir das Beste rathen."

„Aber wo bleibst du Margot?" unterbrach Jeanette, die sich ihr athemlos näherte, den Strom ihrer Gedanken. „Das ganze Haus sucht dich, Niemand wußte, wohin du gekommen sein mochtest. Komm, man wartet auf dich," setzte die kleine Marie hinzu, die soeben hinter einem Busche auftauchte.

An der Hand der lieben Kinder stieg Margot zum Hause herab, mit den kleinen Freundinnen lachend und kosend.

Stets hatten sich die Hugenotten vor ihren katholischen Mitbürgern durch einen einfachen reinen Lebenswandel und durch patriarchalische Sitten ausgezeichnet; seit durch die jüngsten Bedrückungen der größere Theil von ihnen zur gewaltsamen Bekehrung gezwungen worden war, zeigten sich diese Tugenden bei ihnen in erhöhtem Grade, wie dieß bei tüchtigen seelengesunden Menschen immer die Folge unverdienter Leiden ist. Der entartete Enkel des menschenfreundlichen Heinrichs IV. hatte durch seinen ungerechtfertigten Glaubenseifer Zustände herbeigeführt, wie sie in Spanien unter Ferdinand dem Katholischen und seinen fanatischen Nachfolgern herrschten. Hier wie dort hatte die rohe Gewaltthat die Akatholiken zwar äußerlich der herrschenden Kirche unterworfen, aber sie hatte auch zugleich die Märtyrer in ihrer innerlichen Ueberzeugung gestärkt oder ein starres Festhalten am Hergebrachten hervorgerufen, wie die Neigung dazu selbst bei dem sanftmüthigen Fabrikanten hervortrat. Daß die Bande der Anhänglichkeit unter den Verfolgten fester geknüpft wurden, war die Folge gegenseitiger Absonderung der beiden Religionsparteien. Nur selten wurde Einer zum Verräther, wenn Andere die lästigen und verhaßten Gebote der gewaltsam aufgedrungenen Religion übertraten und insgeheim Gott verehrten, wie die Väter gewohnt gewesen waren. So bestand ein enger Zusammenhang unter den Protestanten Frankreichs und namentlich unter denen in Languedoc; um nicht dem Willen des Königs gegenüber ungehorsam zu erscheinen, fügte die Mehrzahl

sich scheinbar durch Aufzeichnung auf die Bekehrungslisten, wie sie namentlich in Languedoc durch den Marschall Noailles eine Rolle spielten, oder durch den Besuch der Messe. Welches moralische Elend im französischen Reiche durch diesen unnatürlichen Zustand erzeugt wurde, ist unmöglich zu übersehen. Bis in die fernsten Winkel des Landes, bis in die untersten Schichten der Bevölkerung, die zu anderer Zeit fest wie Meeresgrund von allen Ereignissen und Stürmen auf der Oberfläche unberührt zu bleiben pflegten, wurde der Same der am Hofe Ludwigs üppig blühenden Heuchelei gestreut und der erste Grund zu einer Abneigung des Volks gegen dieses entsittlichende Königthum gelegt, die freilich noch mancher frevelnden That der Ludwige bedurfte, um nach hundert Jahren den Thron umzustürzen.

Diese Zustände fanden auch in der kleinen gewerbfleißigen Stadt Alais statt, deren Bewohner fast zur Hälfte aus Neubekehrten bestand. Als die protestantischen Kirchen geschlossen wurden (die beiden Geistlichen hatte der Intendant Herr von Basville schon längst in Gefängniß setzen und ihnen den Prozeß machen lassen, zufolge dessen sie die Gnade genossen, des Landes verwiesen zu werden) und als darauf einige Compagnien Soldaten einrückten, welche den harmlosen Bewohnern von Alais die Ueberzeugung beibrachten, der große König Ludwig sei nicht nur Herr ihrer Leiber, wie sie bisher in tiefster Unterthänigkeit irrthümlich geglaubt hatten, sondern auch ihrer Seelen, da entstand unbeschreiblicher Jammer und Noth. Aber die unifor-

mirten Apostel, welche man in die Häuser einquartirte, verstanden ihr Geschäft. Die Männer wurden erbärmlich geprügelt, den Frauen that man Gewalt an, bis ihr verstockter Sinn erweicht wurde; zugleich ließ man die Bekehrungslisten umhergehen und als mit anderen angesehenen Leuten auch Herrn Valery's Name als eines neuen Katholiken darauf prangte, füllten sich die Bogen rasch. In kürzester Zeit war Alais eine rein katholische Stadt geworden. Was kümmerte es die Offiziere, ob einige arme Teufel, die nichts zu verlieren hatten, um des Glaubens willen aus der Stadt entflohen waren, oder ob Männer und Frauen den schändlichen Mißhandlungen viehischer Soldaten erlagen? Heil ihnen, sie wurden wenigstens als Rechtgläubige begraben! Der Bischof Flechier von Nimes hatte eine rechtschaffene Freude über den raschen Zuwachs seiner Herde und stellte in dem würdigen Herrn Berger einen sorgsamen Hirten für die neugezimmerte Hürde an, in welcher er manchen störrigen Bock argwohnen mochte. Vor den Augen der Welt war die Einwohnerschaft von Alais eines Glaubens, aber die Kluft zwischen den beiden Religionsverwandten war hier wie überall nach der gewaltsamen Bekehrung tiefer und weiter als vorher; der größere Theil der altgläubigen Bevölkerung mußte sich gestehen, daß eine durch Gewaltthat erzielte Bekehrung unmöglich eine aufrichtige sein könne, so wünschenswerth eine solche auch in ihren Augen war. Die verständigen und gefühlvollen Katholiken schämten sich, daß man ihre Religion zum Vorwand und Deckmantel unmenschlicher

Grausamkeit gemacht hatte; die Gefühle der gequälten und bewältigten Protestanten gegen ihre Peiniger und deren Glaubensgenossen lassen sich errathen. Wie im Gewittersturm die geängstigte Schafherde sich eng zusammendrängt, so schlossen sich auch die armen hugenottischen Dulder in Städten, Dörfern und Landschaften an einander an, bang den Edikten des königlichen Despotismus entgegensehend, welche Donnerschlägen gleich eine Stütze ihrer bürgerlichen Existenz und ihres Menschenrechts um die andere zerstörten. Herr Valery war ein Haupt seiner unterdrückten Glaubensgenossen, so wenig begierig er auch nach dieser gefährlichen Ehre und so wenig befähigt er auch in geistiger Beziehung zu einer solchen Stellung war. Allein er war ein reicher Mann, gab Vielen Arbeit und Brot, war von Herzen der beste Mensch und hatte dieselbe Gewalt erleiden müssen wie der Geringsten Einer. Das war genug, um ihn in den Augen seiner Mitdulder zu erheben. Durch eine ängstliche Beobachtung des katholischen Formenwesens hatte sich Valery auch einen guten Namen bei den Katholiken gemacht, welche sich gar gern überredeten, seine Bekehrung sei eine aufrichtige, und war auf diese Weise im Stande gewesen, manche kleine Wetterwolke, wie sie unbedachter Eifer ehrgeiziger Subalternbeamten schuf, von den Häuptern seiner Schützlinge durch ein rechtzeitig angebrachtes Geschenk oder ein gutes Wort abzulenken. So galt Herr Valery bei den Behörden und bei den Katholiken als ein getreuer Sohn der römischen Kirche und als ein gehorsamer Unterthan

des Königs; bei seinen Glaubensgenossen als ein im Herzen guter Hugenott, dessen einziger Kummer es sei, den Katholiken spielen zu müssen, dessen größte Freude, einem armen Glaubensgenossen durchhelfen zu können. Die Anhänglichkeit an das Valerysche Haus zeigte sich bei jeder Gelegenheit; und so war denn kaum die Heimkehr des Hauptes bekannt geworden, als eine Menge von Besuchern erschien, die sich theilnehmend nach dem Verlaufe der Reise und nach den Erlebnissen des guten Herrn Valery erkundigten. Zuerst stellte sich Herr Levaillant, reicher Glasfabrikant, Nachbar und Gevatter Valery's, mit seiner Ehehälfte ein; ein wohlgenährtes Paar von umfangreichen Dimentionen, auf welche die Noth ihrer Glaubensgenossen bis zu dieser Stunde noch keinen nachtheiligen Einfluß ausgeübt hatte; ferner Frau Blanc, das kleine freundliche Weib eines Weinhändlers, welchen sie entschuldigte, und noch Andere. Die näheren Bekannten und Freunde, die verheiratheten Kinder des Hauses mit Angehörigen wurden eingeladen, das Abendessen zu theilen, und so fand sich bald eine ziemlich zahlreiche Tischgesellschaft zusammen, welcher der Hausherr mit einiger Weitläufigkeit sein Zusammentreffen mit der Fremden, freilich in einer Darstellung, welche vom wirklichen Verlaufe der Dinge bedeutend abwich, und seine weiteren Reiseabenteuer mit den Räubern erzählte, indem er die Scene mit südlicher Lebhaftigkeit beschrieb und die Entschlossenheit seiner Retterin gebührend hervorhob.

„Aber wo ist sie, wo ist meine gute Margot?"

fragte er, nachdem er die Erzählung seiner Erlebnisse beendet.

„Schon habe ich die Kinder ausgeschickt, sie zu suchen, sie muß sogleich erscheinen", erwiederte seine Gattin.

„Wie mein werther Vetter hier, werdet auch ihr erstaunen, verehrte Freundin", wandte sich der Hausherr an eine neben ihm und Benoit stehende Dame, die einst von großer Schönheit gewesen sein mußte und sich durch elegantere Kleidung und ein gewisses vornehmes Wesen vor den anderen Frauen auszeichnete; „wie ein so zartes schwaches Mädchen, denn das ist Margot, solcher Entschlossenheit fähig sein kann. Sie scheint nur geschaffen, um Jedermann durch Liebreiz für sich einzunehmen oder zu entwaffnen, wie es ihr denn mit mir und meiner lieben Ulrique sogleich gelungen ist, aber sie hat bewiesen, daß sie nöthigenfalls auch von Pulver und Blei Anwendung macht, um sich Geltung zu verschaffen."

Entschlossenheit und Muth sind Eigenschaften, die ihrem Besitzer zu jeder Zeit zu überschwänglicher Anerkennung verhelfen werden; vereinigt er mit denselben noch Schönheit und Anmuth, so vermehrt dies den natürlichen Antheil der Nebenmenschen noch mehr; kömmt nun noch überdies der Umstand hinzu, daß der glückliche Besitzer so beneidenswerther Eigenschaften dem von Natur schwächeren und zaghafteren Geschlechte angehört, so ist ein steter Triumph desselben voraussichtlich und wohl gerechtfertigt. Es war daher begreiflich, daß

die Blicke der Gesellschaft während der lobpreisenden Erzählung des Hausherrn mit nicht geringer Spannung an der Stubenthüre hafteten, durch welche der ersehnte Gegenstand der Neugier, Bewunderung und sicher auch der liebevollen Theilnahme, eintreten mußte.

In Begleitung ihrer beiden kleinen Führerinnen erschien jetzt die Erwartete. Die anwesenden Gäste verstummten und betrachteten mit erstaunten Blicken die auffallende Erscheinung. Offenbar waren alle Vorstellungen übertroffen. Während sich Valery schmunzelnd die Hände rieb und ein zufriedenes Lächeln Frau Ulrique's Gesicht verklärte, die mit den älteren Töchtern den Tisch ordnete, ließ Margot einen flüchtigen Blick über die anwesende Gesellschaft gleiten und schritt unbefangen auf den Hausherrn und die ihm Zunächststehenden los.

„Mein Kind, ich muß dich mit einigen Freunden unseres Hauses persönlich bekannt machen", nahm dieser das Wort und faßte die Hand seiner Pflegetochter. „Dem Namen nach kennst du diese Dame schon, da ich dir unterwegs so manches von ihr und ihrem wackern Sohne Theodore erzählt habe. Es ist Madame Adele St. Julien. Hier mein werther Freund Levaillant und seine Frau, hier Madame Blanc, deren wackeren Gemahl du noch kennen lernen wirst. Ich hoffe, sie werden dir ihre Freundschaft nicht versagen."

„Gewiß nicht", versetzte Madame St. Julien lebhaft und zog das junge Mädchen an ihre Brust, während die Anderen in scheuer Verlegenheit sich verneigten

und einige Worte murmelten. „Schon durch die Errettung dieses Biedermanns", fuhr jene fort, „habt ihr einen mächtigen Anspruch an unsere Dankbarkeit und Liebe."

„O ihr beschämt mich mit euerem Lobe, Madame", erwiederte das junge Mädchen. „Verstand sich das nicht von selbst? Hat er mich nicht erst dem Verderben entrissen?"

„Ja, wohl wissen wir es, doch ihr habt glänzend wiedervergolten."

„Der Herr gab ihr einen Muth wie der kühnen Judith", nahm der vertriebene Geistliche das Wort, „so daß sie sich nicht entsetzte vor dem Feinde und seiner Macht, sondern ihn stürzte."

„So ist es ohne Zweifel", sagte Herr Valery und nickte überzeugt mit dem Kopfe, „der Herr selbst gab ihr den Muth; doch warum gebrauchet ihr das kalte Ihr gegen unsere Tochter, verehrte Freunde? Hat sie das an uns verdient?"

Auf den Gesichtern Benoit's und der Madame St. Julien stieg ein verlegenes Lächeln auf; sie sahen sich einander an, dann sagte die letztere: „Gott behüte, daß wir die gute Margot kränken sollten. Aber es liegt in ihrem Wesen etwas, das unser Gefühl rechtfertigt. Sie sieht so vornehm aus."

Die Anderen alle nickten beistimmend; das war das rechte Wort. Eine flammende Röthe überzog Margot's Wangen; sie lachte, dann wurde sie auf einmal ganz ernsthaft und erwiederte: „O sagt das nicht, Madame;

es thut mir wirklich wehe, obschon ich weiß, daß es nur Scherz von euch ist."

„Beruhige dich, mein Kind", erwiederte die Dame, „allerdings war es ein Scherz, und ich würde den Ausdruck nicht gebraucht haben, hätte ich gewußt, daß er dir peinlich sei. Du wirst meinem Herzen sehr nahe stehen, das seit dem Weggange des guten Theodore sich nach einem neuen Gegenstand mütterlicher Liebe sehnt. Du sollst die leere Stelle ausfüllen."

„O wie soll ich mich so vieler Liebe würdig machen!" stammelte Margot. „Wie ungewohnt bin ich solcher Zärtlichkeit!"

Die Worte wurden mit einem so rührenden Ausdruck gesprochen, daß sich die Gesellschaft lebhaft ergriffen fühlte.

„Hört einmal, Frau Gevatterin", sagte Levaillant leise zur Hausfrau. „Euer Gemahl hat da ein hübsches Geschäft gemacht, aber ich denke, vor zehn Jahren noch wäre der Artikel nicht so ganz willkommen gewesen. Ha, ha! Was meinst du, Frau?"

„Hier stehen auch noch Leute", sagte die Hausmutter zu Margot, „die schon lange auf den Augenblick warten, dir ihre herzlichen Gefühle zu erkennen zu geben. Hier mein Aeltestgeborener André mit seinem guten Weibe Suzanne, da mein zweitältestes Kind Madeleine mit ihrem Gatten Isac."

Schüchtern und mit treuherziger Freude begrüßten die beiden Paare den Ankömmling und sprachen in ein=

fachen Worten ihren Dank und ihre Freude über des Vaters und Margot's Rettung aus.

„Doch ich sehe, der Tisch ist bereit", rief Herr Valery. „Nach so viel Rührung und Thränen wird uns ein Stück Schinken und ein Glas Wein wohl bekommen."

Man nahm Platz. Auffällig war es für Margot, daß alle am Tische Sitzenden einige Augenblicke sich regungslos und mit gesenktem Haupte verhielten; schnell errieth sie, daß man bete. Als man eben begonnen hatte zu essen, öffnete sich die Thür und herein hüpfte ein nicht mehr junger kleiner Mann, der mit großer Sorgfalt gekleidet war.

„Das vortreffliche Haupt unserer Stadt! Unser würdiger Maire Herr Mercier", rief Valery, der mit den übrigen Tischgenossen sich erhoben hatte und dem Besuche entgegenging.

„Er selbst — er selbst", rief das zierliche Männchen sich verbeugend, „der sich das Vergnügen — aber meine verehrten Freunde, ihr bringt mich wirklich zur Verzweiflung — ergebenster Diener, meine Damen — bitte tausendmal, nehmt euere Plätze ein — bester Herr Valery, setzt euch — Mesdames, thuet mir die einzige Liebe — aber Mademoiselle, was macht ihr?" wandte er sich an Manon, die flink ein Gedeck herbeigebracht, während einer der Söhne vom Hause einen Stuhl an den Tisch gerückt hatte.

„Ihr seid ein reizendes ungehorsames Kind, liebe Manon", sagte der galante Maire. „Ihr berücksichtigt

den Willen euerer Obrigkeit nicht im mindesten, es bleibt weiter nichts übrig, als euch zu gehorchen." Damit nahm er Platz. „Nun, verehrter Freund", wandte er sich an den Hausherrn, „die Reise ist euch wohl bekommen, wie ich sehe. Was giebt's Neues? Habt ihr Se. Majestät gesehen? Was spricht man von der unvergleichlichen Madame de Maintenon? Erquicket mein mattes Provinzherz mit etwas Interessantem aus der Hauptstadt. Wir sitzen hier ganz trocken, als gäb' es gar kein Nimes mehr in der Welt."

„Leider bin ich außer Stande, eueren Wunsch zu befriedigen", erwiederte der Hausherr dem ungestümen Frager. „Ich habe weder das Glück gehabt, den König zu sehen, noch etwas von Frau von Maintenon zu hören. Doch eine Neuigkeit habe ich mitgebracht, die euch sicher Vergnügen machen wird."

„Und die wäre?" fragte der Maire gespannt und hob sein Weinglas.

„Dort kömmt sie", entgegnete Herr Valery und wies auf Margot, die soeben mit Sare eine neue Tracht Speisen auftrug.

Der Andere setzte das Weinglas vom Munde ab und schaute das Mädchen in naiver Verwunderung einige Augenblicke an, ohne ein Wort zu sagen. Er schien ganz erstarrt. Endlich löste sich seine Verblüfftheit in den Worten: „Meiner Treu, das ist eine gute Neuigkeit, die ihr da mitgebracht habt, Herr Valery. Und darf man fragen, verehrter Freund —"

„Ihr seht in ihr die hinterlassene Waise eines von

mir geschätzten Geschäftsfreundes in Paris; Margot Duclos, der sie mir schon vor längerer Zeit in seiner letzten Krankheit testamentarisch vermachte. Umstände indeß verhinderten —"

„Mein schönes Kind", unterbrach ihn der Maire, der die Worte des Hauswirthes gar nicht gehört hatte, mit possirlicher Galanterie, indem er aufstand, „ihr seht in mir eueren ergebensten Diener, Ritter sagt man, wenn ich nicht irre, in Paris, und nebenbei Maire dieser guten Stadt."

„Ich hatte schon vorhin die Ehre von euch begrüßt zu werden", erwiederte Margot mit dem freundlichsten Gesicht; das arme Mädchen hatte Noth, einen Ausbruch des Lachens zu unterdrücken.

„Und ich Unglücklicher habe euch nur einen flüchtigen Blick geschenkt! Doch ich verdiene Verzeihung, denn wer sollte nicht geblendet werden, wo soviel Schönheit und Jugend versammelt ist."

Diese Worte riefen ein heiteres Kichern hervor.

„Herr Maire, ihr werdet uns die Mädchen ganz verderben," bemerkte die Hausfrau.

„Gesetzt auch, ich vermöchte das, so würde euer gutes Beispiel, beste Frau, Alles wieder gut machen."

„Ich weiß schon, mit euch wird man nicht fertig," erwiederte jene, und ein Lächeln überflog ihr ernstes Gesicht.

„Da ihr eine Pariserin seid," wandte sich der redselige und neugierige kleine Mann von neuem an Margot, so müßt ihr uns von Paris erzählen. O wer

die Weltstadt, den Sitz der Bildung und des feinen Anstandes mit dem glänzendsten Hofe aller Zeiten nur einmal sehen könnte! Bitte, erzählt mir! Oft schon hat mir mein werther Freund hier berichtet, was er auf seinen Besuchen in der Hauptstadt gesehen und erlebt hat, aber meine Wißbegier ist durch seine Mittheilungen nur gesteigert worden."

Bei den ersten Worten des Maire hatte eine Wolke Margots freundliche Mienen überflogen, doch genügte sie dem Wunsche des Neugierigen, durch neue Fragen zu neuen Mittheilungen angeregt.

Während die jungen Mädchen und Frauen ebenfalls begierig Margots Worten lauschten, nahm der männliche Theil der Gesellschaft nicht auf gleiche Weise Interesse an der Unterhaltung. Herr Benoit hatte ein Gespräch mit seiner Nachbarin, der Madame St. Julien angeknüpft; der älteste Sohn des Hauses unterhielt sich mit seinem jüngern Bruder und seinem Schwager; Job saß mit etwas umwölkter Stirn, anscheinend theilnahmlos, und doch fing er in Wahrheit jedes Wort aus Margots Munde mit entzücktem Ohre auf. Doch warum sprach sie gerade zum Maire so freundlich? Das war in seinen Augen freilich ein wichtiger Mann, aber er hatte das Gefühl, er sei ihrer Güte viel würdiger, als der kleine läppische Stadtregent. Auch Herrn Valery's hatte sich eine Verstimmung bemächtigt. Der gute wackere Mann, dem nie vorher ein unwahres Wort im gewöhnlichen Leben entfallen war (sein gezwungener Uebertritt und was damit zusammenhing war eine Sache

für sich, in seinem Herzen abgebüßt und ausgeglichen) fühlte sich sehr unbehaglich, da er sich genöthigt gesehen hatte, Margots wegen heute schon drei oder vier richtige nackte Lügen auszusprechen. Vergeblich bemühte er sich einen Vermittlungspunkt aufzufinden und gewann erst dann Ruhe, als er sich vorgenommen, seinen geistlichen Vetter in dieser Gewissenssache zu consultiren.

Margot gerieth allmälig in jenes vertrauliche Plaudern, welches ihrem Geschlecht in allen Ständen eigen zu sein pflegt, und womit es sich selbst ein so besonderes Genügen gewährt. Sie erzählte vom Könige und seiner mächtigen Geliebten, theilte manche interessante Anekdote mit, und es währte nicht lange, so sprach sie allein am Tische, da sie Personen und Zustände berührte, die allen Anwesenden von höchstem Interesse sein mußten. Nächst Herrn Mercier verfolgte Madame St. Julien Margots Erzählungen mit größter Theilnahme, oder vielleicht war die ihrige noch größer, nur weniger auffällig.

„Du scheinst die Verhältnisse am Hofe und in Paris genau zu kennen, mein Töchterchen," sagte sie mit absichtlichem Accent.

„Wundert euch nicht darüber, Madame", erwiederte Margot nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, der indessen von Niemanden bemerkt zu werden schien, „mein Vater hatte mit dem Hofe zu thun, da erfährt man vielerlei; ich bin selbst öfter in Versailles

gewesen und habe Sr. Majestät und die Frau von Maintenon gesehen."

Die Querbemerkung der Frau St. Julien hatte vielleicht Margots Lust am Erzählen gestört; sie hörte auf. Der Maire und Madame St. Julien, die in der Nachbarschaft wohnte, empfahlen sich; ersterer in schrecklicher Ungewißheit, welcher Schönen in dem befreundeten Hause er sich vorzugsweise widmen solle. Rebecque, Manon, Sare waren prächtige Mädchen, Kinder der Natur und alte Bekanntschaften, aber Margot, dieser pikante Ankömmling, war auf dem besten Wege, die alten Flammen zu löschen und einen neuen unvertilgbaren Brand im liebevollen Herzen des Maires anzuzünden.

„Noch nie hab' ich den Maire so vergnügt gesehen," sagte Rebecque, als sie mit den anderen Mädchen schlafen ging. „Gewiß, Margot, du hast's ihm angethan."

Einige Zeit noch war ein lustiges Geplauder in den Zimmern, welches die blühenden Töchter des Hauses einnahmen. Dann verstummten sie allmälig, eine um die andere. Margot wollte noch über vieles denken und sinnen, aber sie war plötzlich vom Schlummer überwältigt sie wußte nicht wie. Ein wahrer Gottesfrieden ruhte auf dem Hause.

8.

Häusliche Ereignisse.

Wie in allen kleinen Städten zu aller Zeit, hatte auch in Alais die Neugierde zahlreiche Altäre (man könnte sagen, in jedem Hause einen), stets bereit, Opfer anzunehmen, welche sich zum Verdrusse der schönen Priesterinnen nur allzu selten finden ließen. Margots Ankunft war eine willkommene Gelegenheit, um den geistigen Heißhunger des beliebten Götzen mehrere Wochen zu reizen. In allen Häusern der höhern Bürgerklassen wurde von ihr gesprochen, nachdem sie von ihren neuen Schwestern als eine verwaiste Verwandte aus Paris bei Freunden und Bekannten eingeführt worden war, und überall wurden vertrauliche Sessionen abgehalten, um über die persönliche Erscheinung, den Anzug und das Benehmen des Ankömmlings Urtheile zu fällen. Es bildete sich hier wie stets in solchen Fällen eine Art ägyptisches Todtengericht, nur noch schrecklicher als dieß, da es über einen Lebenden abgehalten wurde, welcher den Ausspruch an sich empfinden sollte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß zugestanden werden, daß Margot durchaus nicht so tadellos aus diesen Untersuchungen hervorging, als man bei einem so ausnehmend schönen, klugen und wackeren Mädchen vielleicht erwarten wird. Nur war es sonderbar, daß keine ihrer Richterinnen (denn nur von diesen ist die Rede, da die Männer alle sich ganz entzückt über sie aussprachen)

anzugeben wußte, was an ihr auszusetzen sei. Der Einen war Margot zu klug und zu gebildet, eine Andere gab zu, daß sie recht hübsch, aber auch zu gefallsüchtig sei, eine Dritte nannte sie geziert, diese fand sie im Gegentheile zu frei, jene warf ihr vor, daß sie zu hochmüthig sei. Alle vereinigten sich darin, daß Margot in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen etwas Apartes habe, das von den entzückten Männern nobler Anstand, von den Weibern Vornehmthuerei genannt wurde. Es war überhaupt nicht unwahrscheinlich, daß die strenge Kritik der Frauen ihren Grund nur in einer Opposition gegen den Enthusiasmus der Gatten, Söhne und Brüder hatte.

Diejenige, welche so viele geläufige Zungen in Bewegung gesetzt hatte, lebte ahnungslos und ruhig im Schoße ihrer neuen Familie. Nach einigen Wochen schon war sie in die Reihe der Glieder völlig eingeordnet, und es war Allen, als sei das von jeher so gewesen. Harmlose vertrauende Menschen leben sich so schnell in einander. Margot bekam wie die anderen Kinder des Hauses ihr besonderes stehendes Geschäft, welches darin bestand, die ungeheuren Massen der Leinenwäsche in Ordnung und Stand zu erhalten, außerdem hatte sie mit Rebecque, nach Madeleines Verheirathung der ältesten Tochter im Hause, einem sanften bescheidenen Mädchen von neunzehn Jahren, die sogenannte Woche, während welcher sie unter Oberaufsicht der Mutter und mit Beistand einer Magd die laufenden Geschäfte des bedeutenden Haushaltes besorgen

mußte. Nach Verlauf der Woche traten dann Sare und Manon in den Dienst ein. Oefters wurde die Bemerkung laut, wie förderlich Margots Anwesenheit für die Hausordnung sei, welche durch die Verheirathung der ältesten Tochter und durch den Umstand eine Störung gelitten hatte, daß Jeanette, die fünfte jetzt vierzehnjährige Tochter noch zu jung war, um Madeleinen ersetzen zu können. Margot that ihr Bestes, um sich die Zufriedenheit der Familie zu erwerben, und da der gute Wille hauptsächlich zum Gelingen menschlicher Verrichtungen beiträgt, gelang ihr dieß auch. Sie lernte von Manon, einer tüchtigen Näherin, das Nähen, worin sie sich schwach fühlte, und lehrte ihr dafür die feine Stickerei, wovon die kleine Provinzialin noch keine Kenntniß hatte.

Herr Valery hatte es sich sogleich nach seiner Heimkunft eine angelegentliche Sorge sein lassen, dem Mangel an religiöser Bildung abzuhelfen, welchen er unterwegs bei Margot entdeckt hatte; es kostete nicht die geringste Schwierigkeit, diesen Vorsatz auszuführen, da der wackere Herr Benoit, sobald es seine Gesundheit einigermaßen verstattete, unaufgefordert sich der Fortbildung der Töchter des Hauses, namentlich Manons, welche er vor allen liebte, angenommen hatte; Margot brauchte also nur einzutreten. Der ehemalige Geistliche war ein viel zu geistvoller Mann, als daß er sich hätte darauf beschränken sollen, den Mädchen bloß Glaubenssätze zu lehren. Er wußte wohl, daß die Religion nur die Blüthe des Geistes und das höchste Produkt

der Bildung ist; daß also erst der Geist mit Kenntnissen genährt und eine Bildung erzeugt werden muß, wenn es eine wirkliche Blüthe und nicht eine künstlich aufgesetzte, gemalte Blume werden soll, welche beim ersten Regensturm die Farbe läßt und ungestalt wird. Er unterrichtete daher mit zweckmäßiger Sichtung des Stoffes seine Schülerinnen in den meisten Fächern des menschlichen Wissens.

Das waren denn Stunden des herrlichsten Genusses für den geistvollen Lehrer und für die begabten Schülerinnen, von beiden Seiten mit Ungeduld erwartet. Aller seiner körperlichen Leiden vergessend, saß der bleiche Mann im Lehnstuhle; sein Auge strahlte, und ein leichtes Roth stahl sich auf seine Wangen, während er den aufmerksam lauschenden Mädchen von den Wundern der Natur oder von den Begebenheiten der Geschichte erzählte. Er war selig, denn er genoß das höchste Glück, in Margot eine Seele gefunden zu haben, welche ihm nachfühlte, und einen kühnen Geist, der ihn verstand. Neidlos sahen die gutmüthigen Töchter des Hauses, wie weit ihnen ihre neue Schwester in geistiger Beziehung überlegen war, und fanden die Bevorzugung, welche diese von Benoit erfuhr, ganz natürlich. Mit frohem Erstaunen nahmen die Hausgenossen wahr, welchen günstigen Einfluß die Unterrichtsstunden, seitdem Margot Theil nahm, auf die Stimmung des Geistlichen ausübten; er zeigte sich im Kreise der Familie heiter und beglückwünschte oft den Hausherrn, daß er einen solchen Schatz von seiner Reise heimgebracht. Befand

er sich allein auf seinem Zimmer, verfiel er jedoch als Beute einer Unruhe und Träumerei, welche diesem ruhigen und klaren Geiste sonst fremd gewesen waren. Vergrößert wurde dieselbe noch, da er zu bemerken glaubte, und er beobachtete des Mädchens Thun und Treiben fortwährend scharf, daß Margot ebenfalls an einer inneren Gemüthsbewegung zu leiden schien; sie seufzte öfters, und ihre trüben Augen verriethen die Spuren von Thränen. Der wackere Geistliche erkannte mit Schrecken, daß er auf dem Punkte stehe, das Opfer einer Leidenschaft zu werden, welche für den reifen Mann in seinen Verhältnissen verhängnißvoll sein mußte. Er, der heimathlose, flüchtige Priester ein junges Mädchen lieben, welches dem Alter nach seine Tochter sein konnte! Er erröthete, und doch durchzitterte bei dem flüchtigen Gedanken ein Entzücken sein Herz, welches bis jetzt die Liebe zum Weibe nicht gekannt hatte. Und wer war dieses wunderbare Geschöpf, welches ihm auf seinem rauhen Lebenswege in holdseliger Anmuth entgegentrat? Ihr Wesen, ihre Erscheinung, ihre vorzügliche Bildung, welche sie, wie er bald genug wahrnahm, zu verbergen bemühte und doch stets unwillkürlich verrieth, widersprachen durchaus den Angaben, welche sie über ihre Herkunft gemacht hatte. Benoit beschloß seinem peinlichen Zustande ein Ende zu machen.

Als die Unterrichtsstunde eines Tags geendigt war, bat er Margot, noch einen Augenblick zu bleiben, da er etwas mit ihr sprechen wolle. Die beiden anderen Mädchen verließen das Zimmer, und Margot wartete

in offenbarer Aufregung, was ihr Lehrer ihr sagen würde. Dieser war aufgestanden und kramte abgewandten Gesichtes und mit hastiger zitternder Hand in einigen Büchern und Schreibereien, welche auf einem Seitentische lagen. Der arme Mann rang nach Fassung. Endlich wandte er sich um, ließ sich auf einem Stuhle nieder und bat Margot gleichfalls Platz zu nehmen.

„Mein gutes Kind," sagte er leise zu ihr, faßte ihre Hand und sah sie mit einem Blicke an, in welchem sich die Neigung eines edeln Herzens aussprach, „du siehst einen wahren Freund in mir, der mit dem tiefsten Schmerze bemerkt, daß eine Last auf deiner Seele ruht. Schenke mir dein Vertrauen; gern will ich sie mit dir theilen. Was quält und drückt dich? Es ist ja der schöne Beruf eines Dieners der Religion, Trost und Linderung zu spenden Jedem, welcher dessen bedürftig ist."

Margot begann heftig zu weinen. „Ihr sollt erfahren, was mich quält, mein würdiger Freund. Schon längst hab' ich euch mein Herz eröffnen wollen, und nur die Furcht schloß mir wieder den Mund. Ich bin nicht diejenige, für die man mich im Hause hält; ich habe euch Alle hintergangen, aber ich schwöre es euch mit dem heiligsten Eide zu, ich bin unschuldig an diesem Betruge." Eine Thränenfluth erstickte ihre Stimme.

Benoit lächelte, aber es lag etwas Schmerzliches in diesem Lächeln. „Wohl hab' ich es gleich erkannt, daß du keine Bürgerstochter von Paris seiest, mein Kind, sondern einem höheren Stande angehörest. Mein Blick

ist in dieser Beziehung geschärft worden; ich habe viele Jahre als Lehrer in Familien von hohem Range gelebt und kenne die Art der Hochgestellten. Ein Bürgerlicher kann sich unter günstigen Umständen wohl das vornehme Wesen aneignen und es mit der Zeit dahin bringen, die Leute über seine Abkunft zu täuschen, nie oder höchst selten wird die Sache umgekehrt gelingen. Und nun, meine Tochter, willst du mir dein Herz nicht ganz eröffnen?"

„Jetzt nicht, jetzt nicht," erwiederte Margot in schmerzlicher Erregtheit. „Laßt mich erst die Fassung erringen, die mir in diesem Augenblick abgeht! Diesen Abend oder morgen früh sollt ihr Alles erfahren, mein väterlicher Freund. Ihr habt recht; ich war eine von den Hochgestellten, doch ich bin herabgestiegen von der Höhe, wo die Luft eisig weht und die Herzen erstarrt. Ich mußte fort, sonst wäre auch ich verkommen wie die Anderen, deren Seelen die Hofluft vergiftet hat. Hier in dieser Niedrigkeit athme ich wieder auf, ich erwarme wieder an Menschenherzen und ich fühle mit Entzücken mein eigenes wieder schlagen. Hier will ich bleiben und leben, ich mag nie auf jene Höhe zurückkehren. Aber werdet ihr mich auch nicht verrathen? Sonst möchte ich leicht mit dem feurigen Schwerte aus meinem Paradiese vertrieben werden."

Der Geistliche sah das Mädchen, während es diese Worte sprach, mit einem traurigen Blicke an und sagte dann: „Ihr erlaubt mir, mein Fräulein, daß ich das vertrauliche Du ferner gebrauche, welches die Verhält-

nisse einmal mit sich gebracht haben. Spreche ich doch auch zu euch mit der Liebe eines Vaters, eines bürgerlichen Vaters zu seiner Tochter."

Ein bittender Blick Margots ließ ihn fortfahren.

„Ich kenne die Leiden und Drangsale nicht, welche du, mein liebes Kind, im Hause deiner Eltern erfahren hast; aber ich muß sie mir wohl unerträglich vorstellen, da ein so entschlossenes und kluges Mädchen kein anderes Mittel fand, ihnen zu entgehen, als die Flucht. Solche Verhältnisse, so entsetzlich sie sind, kommen wohl in allen Ständen vor. Aber meine liebe Tochter, du verräthst einen Gedanken, vor dessen Ausführung ich dich freundlich, aber entschieden warnen muß. Du sagst, du wolltest nie auf jene Höhe zurückkehren und dein Leben in dieser Niedrigkeit zubringen. Hast du auch recht bedacht, was es heißen will, aus seinen Verhältnissen ganz heraustreten? Die sind nicht wie ein Kleid, welches man so leichthin wechseln kann; sie gleichen eher der Haut auf unserem Leibe und sind mit unserer Person dicht verwachsen. Ein Wechsel geht da nicht ohne tiefe Wunden und heftiges Weh vor sich. Du nennst den Aufenthalt in diesem Hause ein Paradies und, mit deinem früheren Wohnorte verglichen, mag er unendliche Vorzüge haben. Es leben gute wackere Leute hier, aber ein Paradies — giebt es nirgends; es hat seine Existenz nur in der menschlichen Einbildung. Wähnen wir auch einmal das Thal des Friedens erreicht zu haben, ach! nur zu bald wird es durch unsere eigene oder Anderer Thorheit und Leidenschaft-

lichkeit zur dornigen steinigen Wüste. Wird es hier anders sein? Nur zu früh wird dir die Leidenschaft aufdringlich entgegentreten, und die Thorheit dir dein Paradies verleiden; ja die Gemeinheit wird dir um so widerwärtiger erscheinen, da sie der Hülle der Zierlichkeit und Anmuth entbehrt, an welche dein Auge von Jugend an gewöhnt ist."

„O gewiß nicht, mein theurer Lehrer," betheuerte Margot eifrig. „Kann es in der Welt etwas Abscheulicheres geben als jene Niedrigkeit der Seele, welche sich unter den Formen des feinen Anstandes, der edeln Sitte, der Ritterlichkeit und Religion, ja der engsten Familienbande zu verstecken sucht? Tritt die Verworfenheit den Menschen in ihrer scheuseligen Nacktheit an, so wird sein Gefühl empört, schleicht sie sich unter glatten gleißenden Formen an ihn heran, so wird sein Herz vergiftet und sein Verstand berückt, ehe er es merkt. Ach, ich kenne sie ja, diese übertünchten Gräber! und ich kann nicht wieder zu ihnen zurückkehren."

Benoit erwiederte nichts; auch er mochte seine Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht haben. Nach einer Pause fragte er in ruhigem Tone: „Du bist natürlich eine Katholikin, meine Tochter?"

Margot sah ihn mit einem flehenden Blicke an und hauchte ein leises „Ja."

„Der Aufenthalt in diesem Hause wird dir auf jeden Fall von Nutzen sein, mein liebes Kind," fuhr der Geistliche fort. „Deßhalb bleibe, aber — ich wiederhole meine Warnung dringend — erhalte dir die

Möglichkeit des Rücktrittes. Dich unglücklich zu wissen, was im entgegengesetzten Falle nothwendig folgen müßte, würde auch mich elend machen. Um hier zu bleiben, ist es denn freilich erforderlich, dein Incognito beizubehalten, denn, wie du richtig vermuthest: ein Lüften des Schleiers würde die schönen Verhältnisse in der Familie gänzlich stören; es wäre ein schrecklicher Schlag für meine Verwandte, in ihrer lieben Margot die katholische Tochter eines vornehmen Hauses zu erkennen. Ich selbst werde das Geheimniß aufs strengste bewahren. Aber, meine Theure," fuhr der Geistliche zögernd fort; „auch unser gegenseitiges Verhältniß wird sich der Natur der Dinge gemäß ändern müssen. Die Hugenottin durfte ich in unserer Religion unterrichten; der Katholikin dieß zu thun, verbieten mein Gewissen und die strengen Befehle des Königs."

Aus Margots Wangen war alles Blut gewichen, und sie saß einige Augenblicke wie vernichtet. „Wie!" stammelte sie endlich. „Ihr wollt mir die Pforte der Wahrheit grausam verschließen, nachdem ich das innere Heiligthum kaum mit einem Blicke gesehen habe? Ach, habt Erbarmen mit mir, ich beschwöre euch bei Gott und allen Heiligen!"

Benoit lächelte schwach über diese unprotestantische Form der Bitte und faßte dann zärtlich die Hand des Mädchens. „Armes Kind!" sagte er gerührt. „Du dauerst mich tief in der Seele."

„Könnt ihr nicht gegen euer Gewissen," fuhr Margot eifrig bittend fort; „dann laßt mich wenigstens zu-

gegen sein, wenn ihr die Töchter des Hauses unterrichtet. Ich kann euere Unterweisung nicht missen."

„Wohl," erwiederte Benoit; so sei es, und du magst thun wie der Apostel räth: prüfet Alles und das Beste behaltet. Doch nun, mein Kind, gehe hinab. Dein Geheimniß ruht still in dieser Brust; wahre auch du es und sei meiner Worte wohl eingedenk! Und wenn du dich gefaßt und gesammelt hast, mir dein böses Schicksal vor Augen zu legen, dann komm' und gieße deinen Schmerz in meine Brust aus. Es ist die Brust deines treuesten Freundes."

Mit leichtem Herzen verließ das schöne Kind das Zimmer, nachdem sie noch einmal ihren heißen Dank ausgesprochen und die ausführliche Mittheilung für den nächsten Tag zugesagt hatte. Benoit sah ihr gedankenvoll nach; eine tiefe Trauer überschattete allmälig sein edles bleiches Gesicht, und ein schwerer Seufzer stahl sich aus seiner männlichen Brust.

Wiederum waren Briefe von Theodore eingelaufen, welche eine allgemeine herzliche Freude im Hause des Fabrikanten hervorriefen. Er gefiel sich sehr in seiner Stellung, welche eine recht angenehme Gestaltung annahm und ihm, wenn auch keine bedeutende Einahmen, doch Ehre und Ansehen genug gab. Das Lebensschifflein des jungen Mannes schien im Begriff, einen recht stolzen Lauf zu unternehmen. Er theilte gleich zu Anfang des Schreibens an seine Mutter mit, daß er dem

Könige vorgestellt und von demselben mit überraschender Huld empfangen worden sei. Der Souverän hatte sich mit großer Theilnahme nach der Mutter des jungen Offiziers erkundigt und überhaupt ein wohlwollendes Interesse an der kleinen Familie St. Julien zu erkennen gegeben. Da dieser Umstand in den Brief an Valery's nicht so weitläufig besprochen war, so brachte Madame St. Julien eines Nachmittages (es war der folgende Tag nach dem Einlaufen der Briefe) den ihrigen mit, um Frau Ulriquen die wichtige Begebenheit nach der ausführlichen Berichterstattung mitzutheilen.

Die menschliche Erfahrung kennt kein heiligeres und reineres Gefühl als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde und ihre Freude an dessen Glück und Wohlergehen. Solche Empfindungen heiligen aber auch das Herz des Weibes und machen es mild und demüthig. Aber, leider war dieß keineswegs in dem gewünschten Maße bei Madame St. Julien der Fall. Ihre Freude hatte einen stolzen hoffährtigen Anstrich und ein triumphirendes Lächeln spielte um ihren Mund, befriedigte Eitelkeit blitzte aus ihrem Auge, als sie die Stelle des Briefes vorlas, wo der gnädigen Erkundigung des Königs nach ihr Erwähnung geschah. Frau Ulrique sowohl wie Margot, welche der Vorlesung beiwohnte, fanden mit feinem Sinn den faulen Fleck am Mutterherzen der Madame St. Julien heraus, und besonders die erstere fühlte sich verstimmt. Eine Stelle des Briefes hatte die gute Dame beim lauten Vorlesen übergangen, nicht etwa weil sie dieselbe für zu unwichtig

hielt. Im Gegentheile war sie dadurch sehr unangenehm berührt worden, Theodore nämlich schrieb: bei seinem guten Glücke hoffe er in wenigen Jahren im Stande zu sein, den Lieblingswunsch seines Lebens, Manon heimzuführen, erfüllen zu können. Welchen fatalen Strich diese Neigung ihres Sohnes durch die Rechnung der Dame zu machen drohte, läßt sich denken.

„O ich wußte es wohl!" sagte sie mit einem triumphirenden stolzen Blick den Brief zusammenfaltend, „der König konnte meinen Sohn nicht verlassen. Er hat uns die alte Huld bewahrt, und durch seine Gnade wird der Glanz unseres Hauses neu erstehen. Ach, Theodore! wenn er nur nicht thöricht sein und die Anstrengungen des Glückes zu unserem Emporkommen durch eine kindische Schwäche seines Herzens vereiteln wollte! Was können ihm Kindereien helfen, welche seinen künftigen Verhältnissen durchaus unangemessen sind! Denn jedenfalls ist er zu großen Dingen bestimmt, und es wird dann die Sorge des Königs sein, seiner Stellung durch die Verbindung mit einer hohen Familie noch mehr Glanz und Festigkeit zu geben. Aber ich kann diese Faseleien nicht ferner leiden; ich bin seit lange zu nachsichtig gewesen und werde Theodore ernstlich veranlassen, sein Glück nicht durch sentimentale Schwärmereien selbst zu verscherzen. Mein Gott, du weißt es, wie sehnsüchtig ich selbst des Augenblicks harre, der mich aus der langen Dunkelheit und Erniedrigung erlöst!"

Frau Ulrique hatte diese Rede mit dem tiefsten

Unwillen angehört, welchen zu verbergen sie sich nicht die mindeste Mühe gab. „Ihr sprecht da sonderbare Dinge," sagte sie mit gereizter Stimme. „Ihr wünschet und wollet darauf hinarbeiten, daß euer Sohn lieblos unserer Zuneigung gegen ihn vergesse? Ich muß euch zu meinem Bedauern sagen, daß ich das gar nicht schön finde. Wir Alle haben uns herzlich gefreut, daß Gott ihn zu Freude und Wohlergehen geführt hat und haben ihm inbrünstig dafür gedankt. Euch aber scheint die Gnade Gottes, welche dem guten Theodore zu Theil geworden ist, stolz und hoffährtig zu machen. Die lange Prüfungszeit, welche euch der Herr nach dem Tode eueres Gatten aufgelegt hat, scheint euern Sinn nicht mit Demuth erfüllt zu haben. Euer Herz strebt wieder nach dem eiteln Glanz, sobald nur ein Schimmer des Glückes euer Auge berührt hat, und schnell ist aus euerm Herzen die Erinnerung an alle Freundschaft verwischt, die ihr zur Zeit des Unglücks erfahren habt. Schämt ihr euch unser? Sehet zu, ob ihr in euerer Hoheit solche Freunde findet, als die wir uns gezeigt haben."

So wohl am Platze eine Zurechtweisung gewesen wäre, so war doch diese zu derb, um Madame St. Julien zur Einsicht ihres Fehlers zu bringen. Tief beleidigt erhob sie sich, lispelte einen Abschiedsgruß und entfernte sich. Frau Ulrique war selbst viel zu aufgeregt, um sie mit einem freundlichen Worte zurückzuhalten. Die gute Frau hatte die verblümten Anspielungen ihrer Hausfreundin gar nicht verstanden und deren Worten eine so allgemeine Beziehung auf das Verhält-

niß Theodore's zu ihrer Familie gegeben, wie sie Madame St. Julien durchaus nicht genommen haben wollte. Diese hatte ihres Sohnes Liebe zu Manon gemeint, in der falschen Voraussetzung, daß dieselbe bei deren Mutter heimliche Hegung und Begünstigung finde; Frau Ulrique, die in dem Benehmen Theodore's gegen ihre Tochter nichts sah als Freundschaft von der Kinderzeit her und brüderliche Zuneigung, mußte die Anspielungen ihrer Freundin nothwendig auf alle Glieder des Hauses beziehen. Margot, welche den wahren Sachverhalt kannte, denn Manon hatte sie bereits in das Geheimniß ihres jungen Herzens eingeweiht, fühlte sich nicht berufen, das Mißverständniß zu lösen, aber es überkam sie eine Bangigkeit um die erste Liebe ihrer schönen Schwester.

„So sind diese vornehmen Leute", sagte Frau Ulrique, ihrer zürnenden Freundin einen nicht sehr freundlichen Blick nachsendend. „Da hat die Frau nun zwanzig Jahre, wie es schien, in Demuth und Stille dahin gelebt und ihr Unglück betrauert. Aber der Funke des Hochmuths hat immer unter der Asche geglimmt; jetzt, da kaum ein günstiges Windchen sich erhoben hat, bricht er in heller Flamme aus und wir — sind ihr nicht mehr gut genug. Ja, ich traue ihr sogar zu, daß sie um den Preis einer glänzenden Stellung ihren Glauben, den sie zeither nur zum Schein aufgegeben hat, gänzlich ableugnet nach dem Beispiel der Frau von Maintenon. Art läßt nicht von Art."

Margot sagte einige Worte, um die aufgeregte Frou zu begütigen und um Madame St. Julien in

einem weniger schuldigen Lichte erscheinen zu lassen, als Ulrique sie sah. Es gelang ihr dieser löbliche Vorsatz um so mehr, da die Hausfrau zu fühlen anfing, daß sie selbst von ihrer gerechten Erbitterung sich zu weit hatte fortreißen lassen.

„Aber sage mir doch, Mutter", forschte Margot, „wer ist denn eigentlich diese Madame St. Julien? Ihre Aeußerungen über ehemaligen Glanz und einstige Hoheit sind mir aufgefallen. Sie muß doch von sehr vornehmer Herkunft sein."

„Das ist sie auch; sie stammt aus einer adeligen Familie im Fürstenthume Oranien, Namens Chateauneuf und ist an einen Offizier verheirathet gewesen, der jung gestorben und sie als Witwe mit einem kleinen Sohne hinterlassen hat. Sie ist von Nimes, wohin sie sich nach dem Tode ihres Gemahls begeben und wo sie einen Verwandten hatte, hierher gezogen. Sie bezieht eine Pension, welche der Vater in Paris für sie erhebt. Das ist Alles, was ich dir über ihre Vergangenheit sagen kann. Sie ist von jeher sehr zurückhaltend in dieser Beziehung gewesen, so vertraut und freund wir auch sonst im Laufe der Jahre geworden sind. Es ist auch möglich, daß sie nichts besonders Wichtiges aus ihrem Leben zu erzählen weiß. Aus einzelnen Aeußerungen habe ich entnommen, daß sie eine glänzende Jugend gehabt und in großartigeren Verhältnissen gelebt haben muß, als dies allerdings seit langen Jahren der Fall ist. Aber guter Gott, das Glück des Lebens beruht ja nicht auf eitlem Schimmer, das sollte die gute

Frau bedenken. Ich sollte meinen, die glücklichste Zeit ihres Lebens habe sie hier zugebracht. Noch fällt mir ein, daß sie einen jüngeren Bruder hat, welcher Schiffskapitain des Königs ist. Er pflegt sie in längeren Zwischenräumen zu besuchen, und sie erwartet ihn, wie sie mir neulich sagte, schon seit einiger Zeit. Er sollte schon vor Theodore's Abreise eintreffen und diesen nach Paris geleiten. Da er nicht eintraf, hat der Vater ihren Sohn dorthin gebracht."

Die drei Töchter des Hauses machten durch ihren Eintritt in's Zimmer der Unterhaltung ein Ende.

„Wir sprechen eben darüber", sagte Rebecque, „was nur Job hat. Er ist ganz aus seiner Art geschlagen und begeht die sonderbarsten Streiche. Ich musterte eben die Ställe, um nachzusehen, ob die Thiere ordentlich abgewartet seien; da höre ich Job's Liebling, das schöne Bläßchen, kläglich brüllen. Neugierig, was dem Thiere fehlen möge, welches Job stets selbst abgewartet hat, trete ich herzu und sehe, daß es keinen Halmen Heu zu fressen hat und ganz kraftlos vom Fasten ist. Zum ersten Male gab ich ihm Futter, und das arme, von seinem Herrn so arg vernachlässigte Thier, bezeigte seine Dankbarkeit deutlich genug."

„Der arme Job muß recht krank sein", nahm nun Manon das Wort. „Alles, was ihm lieb und theuer war, vernachläßigt er. Seine beiden Nachtigallen liegen todt im Käfig, beinah scheint es mir, als wären sie vor Hunger umgekommen. Was sollte den guten Thierchen,

die noch gestern auf's schönste sangen, so plötzlich angekommen sein?"

„Hat er die Vöglein verhungern lassen", fuhr Sare in des Bruders Sündenbericht fort, „so hat er seine herrlichen Blumen verdursten lassen. Ich war eben im Garten, um nach unserem Gemüse zu sehen, da führte mich der Zufall an Job's Beeten vorüber. Ach, da sah es betrübt und traurig aus! Die Blumen hatten ihre Häupter geneigt und waren welk; es kam mir vor, als sähe ich lauter kleine Leichen. Der Anblick hat mir recht leid gethan."

Mittlerweile war auch der Hausherr mit den übrigen Gliedern der Familie eingetreten, denn die Zeit der Nachmittagsmahlzeit war gekommen. Er hatte Sare's Worte gehört und sagte nun: „Job muß krank sein, obgleich er es auf meine besorgte Anfrage entschieden in Abrede gestellt hat. Er ist bei der Arbeit zerstreut und unaufmerksam, vergißt, was man ihm einen Augenblick vorher gesagt hat und bereitet mir, der ich gewohnt bin, mich ganz auf ihn zu verlassen, nur Verlegenheit. Jetzt, wo die Arbeit so sehr drängt, kömmt mir das sehr ungelegen. Was fangen wir an, liebes Weib? ich weiß mir gar keinen Rath in der Noth."

Frau Ulrique war durch diese Mittheilungen, welche ihr von den verschiedensten Seiten über Job's sonderbares Benehmen zukamen, sehr bestürzt. Ihr selbst war es schon seit mehreren Tagen aufgefallen, wie schweigsam und scheu ihr Sohn sich benahm, wie er öfters

ohne eine denkbare Ursache erröthete und durchaus nicht die frühere Zutraulichkeit gegen Eltern und Geschwister bewies. Sie hatte sich schon darüber ihre Gedanken gemacht, war aber damit noch zu keinem rechten Erfolge gekommen.

„Wo ist Job?“ fragte sie; „ich will mit ihm reden; ich denke, er wird seiner Mutter vertrauen und mir sein Herz öffnen. Einer von euch, Pierre oder Zacharie, mag hinaus zu Pauletten gehen und sie ersuchen, noch diesen Abend zu uns zu kommen. Ihr Rath und ihre Erfahrung haben uns oft schon gute Dienste geleistet.“

„Job ist auf seine Kammer gegangen“, sagte Zacharie; „ich soll ihn beim Essen entschuldigen.“

„Job ißt gar nicht mehr“, bemerkte die jüngste Tochter Marie; „ich begreife gar nicht, wie er das aushalten kann; ich habe immer Hunger.“

„Es fiel mir schon gestern auf,“ wandte sich Pierre an Manon und Margot, „daß Job so wenig Freude über den Empfang des Briefes von Theodore äußerte. Wie glücklich fühlte er sich, als ihm der Vater den ersten Brief übergab!“

„Vorhin bin ich recht erschrocken“, flüsterte Manon in Margots Ohr. „Ich kam eben die Treppe herab, als Madame St. Julien mit einem ganz rothen Kopfe aus dem Zimmer hier schritt. Ich rief ihr einen Gruß zu, aber sie dankte mir gar nicht und warf mir einen recht bitterbösen Blick zu, wie ich ihn von der guten Frau nie erwartet hätte. Was ist denn vorgefallen?

warst du nicht im Zimmer, während sie die Mutter besuchte? was kann sie bewegen, so unfreundlich gegen mich zu sein, die ich ihr nicht das mindeste zu Leide gethan habe?"

Herr Valery saß in der Zahlstube über seinen Büchern, als er durch den Eintritt des Maires in seiner Beschäftigung unterbrochen wurde. Der Anblick des Besuchers war ganz geeignet, den Fabrikanten in einige Verwunderung zu setzen. Herr Mercier war offenbar im höchsten Staate. Ein fein betreßtes Hütlein saß zierlich und keck auf seinem runden Kopfe; seinen Leib schmückte eine weiße, buntgeblümte Atlasweste, aus welcher vorne eine Fluth von Spitzen hervorquoll; über die Weste schmiegte sich der kurze Rock nach dem neuesten Muster; an ein köstliches Sammtbeinkleid schlossen sich seidne Strümpfe, welche die stattlichen Waden des Oberhauptes der getreuen Stadt Alais in vortheilhaftem Lichte sehen ließen. In der Rechten hielt der angeputzte Mann einen duftenden Strauß von Orangen-, Granat- und anderen Blüthen. Dazu das feiste, runde, lachende Gesicht des Mannes, auf welchem ein Ausdruck unendlich komischer Feierlichkeit und schmachtender Liebessehnsucht lag. Wie ein Blitz durchfuhr Herrn Valery ein Gedanke, der sicher richtig war: daß der Maire auf Freiersfüßen wandle.

„Werthgeschätzter Freund," begann dieser seine Anrede und pflanzte sich in seiner ganzen Größe, die

allerdings ein sehr bescheidenes Mittelmaß nicht überschritt, vor den Hausherrn, dessen Mienen schnell die für den Moment passende Feierlichkeit angenommen hatten. „Seit vielen Jahren schon besteht trotz früherer Verschiedenheit im Glauben eine genaue und herzliche Verbindung zwischen unsern Familien, welche immer zu den ersten dieser Stadt gehört haben. Ihr seid schon ein Freund meines Vaters gewesen und seid auch der meinige geworden. Da ist denn unter dem Beistand des Himmels der gute Gedanke in mir erwacht, meinem Junggesellenstande zu entsagen, ein Weib zu nehmen und die Freundschaft unserer Familien noch enger zu schließen, indem ich es mir aus euerm Hause hole."

Mit gefalteten Händen den Blick zu Boden gerichtet, hatte Valery diese Eingangsrede angehört, welche er mit einem wiederholten bekräftigenden Kopfnicken begleitete. Jetzt sah er den zierlichen Freiersmann, welcher Athem schöpfend einen Augenblick inne hielt, mit einem wohlwollenden Blick an, um ihn zu ermuthigen, nunmehr auf die Sache selbst oder vielmehr auf die betreffende Person einzugehen. In der That war der Fabrikant gespannt, zu erfahren, welcher von seinen Töchtern es gelungen sei, das flatterhafte Schmetterlingsherz des Maires, welches so lange in seinem Hause umhergegaukelt, einzufangen.

„Da ist denn nun, nachdem ich viele Nächte im Gebete zur heiligen Jungfrau um Erleuchtung gerungen, meine Wahl auf euere holdselige Nichte Margot Duclos gefallen. —"

„Margot Duclos!“ rief Valery in unverhehltem Erstaunen, denn er hätte eher des Himmels Einfall erwartet, als gerade ihren Namen zu hören.

„Ja, sie ist es, für die mein Herz schlägt,“ bestätigte der Maire mit gerührtem Tone.

„Hm, hm,“ sagte Valery und rieb sich in großer Verlegenheit die Hände. „Ich muß euch offen bekennen, daß mich euer Antrag ungemein überrascht hat. Es dürften sich da einige Erörterungen nöthig machen, damit ihr nicht Täuschungen in gewisser Beziehung unterliegt. Hm, hm! Ihr müßt wissen, daß ich Margot große Verbindlichkeiten schulde, ungemein große, und ich habe sie dafür in meine Familie aufgenommen. Aber Vermögen hat sie nicht.“

„So! kein Vermögen?“ fragte der Maire gedehnt und kleinlaut und zog sein rundes Gesichtchen etwas in die Länge.

„Es ist meine Schuldigkeit, euch das zu sagen, damit ihr keinen Mißgriff thut. Ihr seid also vorher gewissenhaft berichtet. Es versteht sich von selbst, daß, wenn Margot heirathet, ich sie nicht wie eine Bettlerin aus meinem Hause lasse. Diese Schande werde ich ihr und mir selbst niemals anthun, aber Vermögen kann ich ihr natürlich nicht mitgeben, denn sie hat keins.“

„Aber sie ist doch von gutem Herkommen?“ fragte der Maire.

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Valery in immer steigender Verlegenheit; „ihr Vater war ein bedeutender Kaufmann, mit welchem ich schöne Geschäfte gemacht

habe, ein Modewaarenhändler — hm, hm! — aber, versteht ihr, der Mann hatte Unglück — es ging schief, die vornehmen Leute, wie er sie zu Kunden hatte, vergessen häufig das Bezahlen; das ist in großen Städten so — meine Frau weiß die Geschichte ganz genau — sie soll sie euch erzählen. —" Und äußerst hurtig war er zur Thüre hinaus, um die gewöhnliche Retterin aus seinen Nöthen zur Hülfe zu rufen.

„Kein Vermögen!" sagte Herr Mercier, als er sich in der Zahlstube allein sah, spreitzte die Beine und steckte die Hände in seine Hosentaschen, nachdem er den Bräutigamsstrauß auf den Tisch gelegt. „Kein Vermögen! wie ist es möglich, daß ein so schönes, gutes, kluges Mädchen kein Vermögen hat? Aber was fang' ich nun an? Zurücktreten —! Ach Margot, reizender Engel von Paris, hättest du doch nur zehntausend Livres! und wenn es fünftausend wären; ich wollte sogar mit zweitausenden zufrieden sein, aber gar nichts ist freilich zu wenig. Dich fahren lassen, holdes Kind, ist auch ein schrecklicher Gedanke. Hm, hm! ich habe genug, mehr als genug, um hier die meinem Stande angemessene Rolle zu spielen. Es wäre auch nicht übel, großmüthig zu sein und ein armes Mädchen zu heirathen. In unsern Gedichten kömmt es oft vor, daß ein Prinz eine Schäferin von der Wiese weg heirathet. — Hab' ich doch in meinem an Margot gerichteten Gedichte auch so etwas Schwärmerisches gesagt." Er zog einen Bogen Papier aus der Tasche und sah die Schrift darauf mit triumphirender Miene an. „Hier

hab' ich sie immer meine Königin genannt. Das ist sie nun freilich nicht, da sie kein Vermögen hat. — Gott und ihr Heiligen alle, helft mir! Was thu' ich? heirathe ich Rebecque oder Sare oder Manon oder Margot? In solcher Noth hat sich noch kein Mann auf Freiersfüßen befunden. — Es kann so übel auch nicht sein, wenn die Frau gar nichts eingebracht hat; sie fügt sich mehr, ist geschmeidiger und gehorsamer. Eine reiche tritt gleich anders auf, sie stellt sich dem Gemahl gleich, macht Ansprüche, beruft sich auf ihre Mitgift, während jene immer sanft ist und für Alles danken muß."

Der Maire überließ sich von neuem seinem stillen Erwägen. Plötzlich rief er mit einem schlauen vor Freude strahlenden Gesicht: „Kein Vermögen! Alter Fuchs, beinah' hättest du mich überlistet! Wie verlegen er war! Ueberrascht von meinem Antrage! Er hatte erwartet, ich werde um eines seiner Gänschen anhalten, und den Goldfasan hätte er für einen seiner Rüpel von Jungen gerupft. Halt, guter Timothée! Hier sind noch Leute, die den Kopf auf dem rechten Flecke sitzen haben. Ha, ha, ha! Wie er mich herumbringen wollte! er wußte gar nicht, was er sagen sollte. Aber wo bleibt denn der alte Schleicher? er wird mir doch nicht etwa gar den Braten vor der Nase wegschnappen."

Beunruhigt von diesem Gedanken, raffte Herr Mercier Strauß, Gedicht, Hut und Stock an und verließ die Zahlstube. Auf dem Vorsaale lauschte er, ob er nicht die Stimme Margots vernehme, aber er hörte in der Wohnstube nur das laute Lachen der beiden

jüngsten Mädchen. Ein unbestimmter Drang trieb ihn an, den Garten aufzusuchen, ob er vielleicht dort den Gegenstand seines Verlangens finde. Vorsichtig ging er in den Hof und schlich sich, da er auf demselben zwei der Töchter des Hauses stehen sah, welche ihm zum Glück den Rücken zuwandten, wie ein Dieb durch die Thür, welche zum Garten führte. Er athmete auf, als er sich aus dem nächsten Bereiche der muthwilligen Kinder sah, welche ihm in seinen lobenswerthen Absichten sehr hinderlich sein konnten, und erstieg die Terrassen, sorgsam nach Margot umherspähend. Endlich sah er sie ganz oben auf einer Bank sitzen. Sie hatte, wie es schien, einen Brief in der Hand und las. Geduckt und mit der äußersten Behutsamkeit näherte er sich bis auf wenige Schritte ihrem Ruheplatze. Hier stand ein dichter, ziemlich hoher Busch, der seinem ferneren Heranschleichen zwar ein Ziel setzte, aber ihm auch einen trefflichen Beobachtungspunkt abgab. Er bog mit der Hand einen Zweig weg, welcher ihm die Aussicht auf die Bank verdeckte, und seine trunkenen Blicke ruhten nun auf dem reizenden Mädchen, das sich unbemerkt glaubend in einer bequemen anmuthigen Stellung auf der Bank saß und dergestalt doppelt schön war. Das Lesen des Schreibens schien sie in Aufregung zu setzen, und es kam dem Maire vor, als mache sie eine Bewegung, um sich die Augen zu trocknen; dann blickte sie wieder gedankenvoll nach der gegenüber liegenden Anhöhe, von welcher sich die Straße von Norden herabschlängelte.

Der Maire wagte hinter seinem Busche kaum zu athmen. „Zum Henker!" dachte er. „Das ist immer eine verdächtige Sache, wenn junge Mädchen über Briefen weinen und so sehnsüchtige Blicke über die Berge werfen. Sie wird doch nicht einen Geliebten in Paris haben, nach dem sie ausschaut? Aber dann hätte mir doch der Alte etwas gesagt — wenn er es nämlich selbst weiß. Bah! der Brief kann auch von einem Bruder, einer Mutter oder Freundin sein, wenn es überhaupt einer ist."

Plötzlich zerbrach der Zweig, welchen der Maire im Eifer der Beobachtung zu stark gebogen hatte. Auf das Geräusch hin barg Margot das Schreiben in ihrem Busen, sprang auf und eilte auf den Busch zu. Zu ihrer Ueberraschung sah sie den Maire hinter demselben knieen. Zum Tode erschrocken über die unerwartete Störung seines Schaugenusses, hielt er die gefalteten Hände flehend empor.

„Ach der Herr Maire!" sagte das Mädchen munter. „Ihr befindet euch wohl hinter dem Busche in Berufsgeschäften als Sicherheitsbeamter? Was gibt es denn hier zu vigiliren?"

Keines Wortes mächtig, warf der Maire der, wie er meinte, erzürnten Schönen einen Erbarmen heischenden Blick zu. Zugleich griff er in die Tasche und überreichte ihr einen gefalteten Bogen Papier.

„Ein Polizeirapport?" fragte Margot muthwillig. „Aber erhebt euch doch, Herr Maire. Warum diese unbequeme Stellung, welche euerm glänzenden Anzuge

nur Nachtheil bringen kann? — Wie Verse?! Ihr seid also auch selbst Poet, nicht bloß ein Freund der Literatur, als welchen ich euch bis jetzt nur kannte. Laßt sehn! — Herz — Schmerz — Gluth — Wuth — Ah, eine Liebeserklärung! Das ist zu nett. Aber ihr seht für einen Dichter viel zu solid aus, Herr Mercier. Ich bitte, erhebt euch doch! Und ihr wollt haben, daß ich euch mein Urtheil über die Verse sage? Sie sind ganz niedlich, darf ich euch ohne Schmeichelei gestehen, und werden nicht verfehlen, jedes weibliche Herz, welches von euerer Liebenswürdigkeit schon vorher gerührt worden ist, vollends zu gewinnen. Darf man wissen, für wen dieses Papier bestimmt ist?"

„Für wen anders als für euch, reizende Margot?" stotterte der kleine Dichter.

„Für mich?" fragte das Mädchen in lustigem Erstaunen und maß darauf den Maire mit einem etwas hochmüthigen Blicke von oben bis unten. „Wißt ihr, was ihr seid, Herr Maire?" fuhr sie dann wieder munter fort. „Ein Verräther, ein arger Verräther. Erst habt ihr meinen drei Schwestern, einer nach der anderen, den Kopf verrückt, daß die armen Dinger vor Gram und Liebesschmerz sterben wollen; und nun gedenkt ihr mir dasselbe Schicksal zu bereiten. Aber ich werde sie herbeirufen, damit sie euch auf der That ertappen und für euere Treulosigkeit züchtigen."

Geschmeichelt durch diese Mittheilung und ängstlich, das schöne Zusammentreffen gestört zu sehen, machte der Maire eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich schwöre euch bei Gott und allen Heiligen im Himmel," sagte er mit komischer Feierlichkeit; „ich bin unschuldig an dem Unglücke. Was kann ich dazu, wenn sich die Mädchen in mich verliebt haben? Es ist das nicht der erste Fall, ich versichere es euch bei meiner Ehre, daß hübsche Kinder ohne mein geringstes Zuthun sich etwas in den Kopf gesetzt haben. Nein, liebenswürdige Margot, mein Herz gehört euch allein, und die Verse, die ihr so hübsch gefunden habt, sind nur ein schwacher Widerschein der Flammen, welche in meinem Inneren brennen."

„Ein sehr feuriger Vergleich; er will mit der ruhigen Bescheidenheit, die ihr so eben bewiesen, gar nicht harmoniren. Aber, Herr Maire, ihr sagt, euer Herz gehöre mir. Das ist ein gefährliches Besitzthum, von welchem ich nicht die leiseste Ahnung hatte. Bedenkt, was soll aus mir werden, wenn alle die Schönen, die an euch ihr Herz verloren haben, auf mich einstürmen und von mir das euere verlangen!"

„O gebt euch nicht unnützen Besorgnissen hin! Hier liege ich zu euern Füßen, euch Herz und Hand anbietend," rief der Maire aus, welchem bei dem bisherigen Tone der Unterhaltung etwas unbehaglich wurde. „Doch wie ist's mit euerm Herzchen? — ist es noch frei? — darf ich hoffen, der glückseligste Maire im ganzen Königreiche zu werden? Ich sah euch vorhin in einem Briefe lesen —."

„Ah, ihr habt gelauscht," erwiederte Margot ernsthaft, denn sie fühlte, daß des Scherzes nun genug sei,

und daß der Maire bei allem Komischen, was er hatte, ein achtbarer Mann sei und auf seine Anfrage eine geziemende Antwort beanspruchen könne. „Beruhigt euch, der Brief ist von meinem Bruder und von ihm höre ich nie ohne Bewegung, da ich ihn sehr liebe. Ihr fragt, ob mein Herz noch frei sei? Das ist eine leichte Frage, die sich schwer beantworten läßt. Ich weiß es nicht. Es kömmt auch nichts darauf an, da ich euern Antrag, Herr Maire, so ehrenvoll und schmeichelhaft er für ein junges Mädchen ist, nicht annehmen kann und darf.“

Das Gesicht des Maires dehnte sich jetzt zu einer Länge aus, welche man ihm in der That nicht zugetraut hätte. „Ihr wollt mich nicht? Ist mir der Fuchs vielleicht doch zuvorgekommen?“

„Ich versteh' euch nicht, Herr Maire.“

„Hat vielleicht der alte Herr Valery über eine gewisse Sache mit euch gesprochen, bevor ich in den Garten kam?“

„Welche Sache? Ich habe meinen Papa Valery seit Mittag nicht gesehen.“

„Hm, also das war es nicht,“ murmelte Herr Mercier. „Begreife es, wer kann! — Aber warum weist ihr dieses für euch glühende Herz zurück, grausame Margot?“ wandte er sich in kläglichem Tone wieder an das Mädchen.

„Ein Mann wie ihr ist wohl berechtigt, nach den Gründen einer solchen Weigerung zu fragen; aber ich bitte euch dringend, erlaßt mir die Antwort.“

„Tigerherz! Unbegreifliche Sphynx! So eben sagte mir Herr Valery, daß ihr vermögenslos wäret und —"

„So ist es, mein Vater hat die Wahrheit gesagt. Ich stehe allein in der Welt und habe nichts, was ich mein nennen könnte."

„In der That?" erwiederte der Maire, auf den diese Worte einen tiefen Eindruck machten. „Und dennoch weist ihr einen Mann zurück, der sich zu den besten Partien zählen kann und —" hier ließ er einen selbstgefälligen Blick an sich heruntergleiten — „gerade nicht zu den unschönen gehört, der auf viele Herzen schon Eindruck gemacht hat, wie euch selbst bekannt ist, der euch außer seinem Herzen seine Weinberge, Gärten, Aecker und Wiesen zu Füßen legt, der euch nicht nur zu einer der reichsten, sondern auch zur vornehmsten Frau in Alais machen will. O wie glücklich würde eine Andere an euerer Stelle sein! Margot, schönste Margot, laßt euch bewegen! kann nichts Eindruck auf euch machen?"

Eine Zornesröthe stieg bei dieser eindringlichen Mahnung in Margots Gesicht; doch sie faßte sich und erwiederte ruhig: „Ihr setzt mir hart zu, Herr Maire; und doch muß ich bei meiner vorhinnigen Antwort bleiben. Glaubt mir, ich bin durchdrungen von der Ehre, welche ihr mir zugedacht habt. Aber ihr wißt sicher aus euerer eigenen Lebenserfahrung, daß oft Verhältnisse den Lauf des Menschen gegen seinen Willen bestimmen."

„Brecht diese Verhältnisse, welche euch hindern,

dem Zuge eueres Herzens zu folgen," rief der Maire, welcher aus diesen Worten frische Hoffnung schöpfte.

„Wir sind nicht Herren der Verhältnisse," erwiederte Margot trübe lächelnd; „sondern sie meistern uns. Mich wirbelt das Schicksal vielleicht ebenso plötzlich wieder hinweg aus diesem schönen Lande, als es mich hergeführt hat. Ich weiß es nicht. Aber ich muß bereit sein und darf nicht Bande schließen, welche dann zu lösen schwer und schmerzlich sein würde. Aber was auch komme, und wie unsere Loose fallen, erhaltet mir euere Freundschaft, Herr Maire. Euere Liebe wendet einer Würdigeren zu; es gibt so viel schöne, reiche Mädchen hier, welche es sich, wie ihr selbst vorhin richtig bemerktet, zum größten Glücke anrechnen werden, in euern Weinbergen und Gärten als Gebieterin zu walten. Warum wollt ihr sie alle der Armen, Fremden, Unbekannten nachsetzen?"

Wenn der gute Maire hätte die Frage beantworten können! Obgleich er jetzt überzeugt war, daß der alte Valery ihm in Bezug auf Margots äußere Verhältnisse die Wahrheit gesagt hatte, so war der Liebesflamme in seinem Inneren doch durch diese Mittheilung kein Abbruch geschehen. Im Gegentheil war der Zauber, unter welchem er lag, durch die gehabte Unterredung noch stärker geworden. Das nachdenkliche, etwas trübe Wesen, welches Margot nach der vorherigen schalkhaften Munterkeit zeigte, hatte einen unwiderstehlichen Eindruck auf ihn gemacht; und man konnte ihn in der That nicht ganz mit Unrecht einem Maikäfer vergleichen, der

mit einem Faden am Beine gern von dannen fliegen möchte, und sich beständig wieder durch eine unwiderstehliche, für ihn unbegreifliche Gewalt zurückgezogen fühlt. Nach einer feierlichen Versicherung, daß er die Hoffnung, Margots Bedenken zu überwinden, keineswegs aufgebe, entfernte er sich, verfolgt von einem schalkhaften Blick des Mädchens, welchen er freilich nicht gewahrte. Gewiß würde ihn derselbe im entgegengesetzten Falle etwas irre gemacht haben.

9.

Ein Brief Margots.

„Dein Brief, mein geliebter Bruder, ist glücklich in meine Hände gekommen, und ich ersehe daraus mit Freuden, daß auch dir die geheimnißvolle Depesche, die ich an dich absandte, und worin ich dir meine Schicksale seit unserer Trennung und die Menschen, bei denen ich jetzt lebe, schilderte, ungefährdet erhalten hast. Durch das Handlungshaus Champollion und Compagnie in Paris, welches mit Herrn Timothée Valery in enger Handelsverbindung steht, kannst du auch ferner deine Briefe unter der dir angegebenen Adresse meiner Amme Margot Duclos an mich gelangen lassen; es vergeht kein Monat, wo nicht gegenseitige Correspondenz stattfindet. Nur schreibe stets italienisch und nenne keine Namen, wenn es nicht unumgänglich nothwendig ist.

Der Brief, welchen ich von dir erhielt, hatte Aufmerksamkeit erregt. Es war ein Glück, daß du deinen Namen nicht vollständig unterzeichnet hattest. Die kleine Manon setzte mir mit Neckereien und Schmeicheleien so lange zu, bis ich, um kein Mißtrauen zu erwecken, ihr sagte, der Brief sei von meinem Bruder, Clerc bei einem Advokaten, und ihr das Schreiben selbst gab, dessen Sprache sie nicht verstand. Ich übersetzte ihr Einiges.

Die Amme soll jeden Monat zweimal bei Champollion nach Briefen an sie fragen, die ich für meine Tante und Pathe ausgegeben habe, um den mit meinem jetzigen ganz gleichen Namen zu erklären. Auf diese Weise bleiben wir in Verbindung mit einander, ohne daß unsere Eltern etwas von meiner Existenz ahnen. Das war mir in deinem Briefe eine tröstliche Nachricht, daß sie mich für todt halten. Aber bitter ist es doch, recht bitter, daß sie keinen Tag, keine Stunde um mich getrauert haben. Das hättest du mir nicht schreiben sollen, Roger! Es hat mir wie ein eiskalter Wassersturz den letzten Funken kindlicher Liebe in der Brust erstickt. Nun ist's aus, für ewig aus zwischen ihnen und mir. Ich bin für die Frau, welche mich geboren hat, eine Todte; sie ist für mich eine Fremde. Ich weiß nur wie aus Zufall, daß in Paris eine Frau Marquise von D. lebt und daß ich sie einmal als die Frau, die mich unter dem Herzen getragen, gekannt habe; übrigens geht sie mich nichts weiter an; jedes Band ist zwischen uns zerrissen. So wird durch Unnatur, Lüge, Verkehrtheit, vornehme Erbärmlichkeit das

Heiligste auf Erden vernichtet. Großer Gott! Eine Mutter treibt durch widersinnige Strenge und unnatürliche Gleichgiltigkeit ihre einzige Tochter zur Verzweiflung! Die Unglückliche giebt sich in der Blüte der Jugend den Tod, und das rührt die entsetzliche Frau nicht. Es geht alles seinen nüchternen Gang, als wäre nichts vorgefallen. Sie läßt sich nach wie vor ihre eiskalte Brust von der Zofe mit den kostbarsten Brüsseler Spitzen behängen, ihr stolzes Haupt vom Friseur toupiren, kniet dann mit Anstand am Betpult nieder und sagt die bestimmte Anzahl Paternoster her, die ihr der gefällige Abbé aufgegeben, nimmt dann den Morgenbesuch vom jungen Marquis, dem geliebten Sohne, an, läßt ihm seine Posituren machen, wie einen abgerichteten Pudel, sagt ihm ein paar süße Worte, küßt ihn auf die duftende Stirn und fährt mit ihm zur Messe. Zurückgekehrt empfängt sie den Besuch des Herrn Marquis, von dem die Welt weiß, daß er ihr Gatte ist. Sie sagt ihm, wo sie heute die Predigt hören wird, welch ein Abbé oder Pater von der Gesellschaft Jesu heute bei ihnen speisen wird, daß sie der Vesper in Versailles beiwohnen wird. Sie erzählt mit einem stolzen Anflug von Freude, daß Frau von Maintenon den Einband ihres Gebetbuches gelobt, und der Pater la Chaisse ihren regelmäßigen Kirchenbesuch beim Könige gerühmt habe. Der Marquis empfiehlt sich wieder, entzückt von der Frömmigkeit seiner Gemahlin. Kein Wort von dem unglücklichen Mädchen, daß sich, wie sie nicht anders wissen, gestern oder vorgestern ins Wasser gestürzt, nach

dessen Leiche man vergeblich geforscht, und dieser Marquis ist der Vater, diese Marquise die Mutter jener Armen. Man vermißt sie nicht, man weiht ihrem Andenken keine Thräne, man fürchtet nicht an ihr eine Sünde begangen zu haben. Der galante Abbé Roux, der mir immer mit seinen widerwärtigen Liebkosungen lästig fiel, stellt sich jeden Tag um zwölf Uhr ein, die Frau Marquise verschließt sich gewohnter Maßen eine Stunde mit ihm in ihr Boudoir; er hat nichts an ihr zu trösten. Sie bedarf des Trostes nicht. Der Abbé kommt ja mit ihr zu beten. O das Herz in der Brust möchte mir zerspringen vor Wehmuth und zwar jetzt erst, nachdem ich schon drei Monate von all den Gräueln entfernt bin! denn jetzt erst bin ich ganz geschickt geworden, edle Liebe, wahre Tugend, ächte Frömmigkeit kennen zu lernen. So lange ich im elterlichen Hause war, hielt ich diese höchsten und reichsten Geschenke des Himmels für schöne Märchen, erfunden, unschuldige Gemüther zu täuschen. Ich sah sie ja täglich nur als Lockbeeren, um Andere zu fangen und niedrige Zwecke zu erreichen, oder als schöne Hüllen gebraucht, um unter ihrem Deckmantel jede gemeine Leidenschaft frech walten und schalten zu lassen. In der ersten Zeit meines Aufenthaltes unter einfachen, wahren Menschen wurde es mir schwer, an ihre reine uneigennützige Tugend zu glauben, aber jetzt weiß ich, daß es noch Tugend gibt auf Erden, und daß Gott noch in den Herzen seiner Menschen wohnt, wenn auch nicht in Paris und Versailles. — Ja, Roger, preise mich glücklich! Ich

bin aus dem kalten verpesteten Bereiche liebeloser Heuchelei wie durch einen Zauberschlag in die herzenswarmen wonnigen Gefilde frommer Liebe versetzt worden; ich habe Vater und Mutter gefunden, herzige, treffliche Menschen, voll reinster Seelenunschuld, voll Güte, Menschenliebe, Glaube, Vertrauen. In dem einfachen Hause, dessen Glied ich jetzt bin, blüht jede Tugend und trägt reichliche Frucht. In meinem ersten Briefe konnte ich dir nur meine Rettung umständlich beschreiben, ich war noch zu voll von den vielen empfangenen, mir ganz neuen Eindrücken, und noch nicht zu der Ruhe gekommen, die nöthig ist, alle Gegenstände richtig zu beurtheilen. Nun habe ich ein Vorurtheil um das andere abgelegt, ich bin ein umgewandelter Mensch und kann mich in den irdischen Himmel finden, in welchen mich mein gutes Geschick versetzt hat. — Ja ich bin ganz verwandelt, und um dir das zu beweisen, um auch jetzt so aufrichtig gegen dich zu sein, wie ich es immer war, muß ich dir Geständnisse machen, die dich in Erstaunen setzen werden. Aber ich kann und werde dir das nicht übel nehmen; denn du lebst ja noch in jenen künstlichen, unnatürlichen Verhältnissen der vornehmen Welt und kannst, obgleich das bravste Herz, den einfachen stillen Frieden, der mich umwaltet, nicht recht beurtheilen. Weiß ich doch, wie schwer es mir wurde, und ich lebte schon darin. Wie ich dir bereits versichert, ich habe mich für ewig von der vornehmen Welt losgesagt und auf Stand und Geburt stillschweigend verzichtet; ich habe die prunkvollen falschen Götter

abgeschworen, welche in jenen Kreisen, in die mich meine Geburt geworfen, angebetet werden, denen man dort stündlich lügnerische und schwelgerische Opfer bringt, und habe mich dafür dem keuschen Dienste einfacher Hausgötter zugewendet. Hier umgeben mich liebende Eltern, zärtliche Geschwister, treue redliche Freunde. Die fünf Jahre, welche ich zu Paris im elterlichen Hause verlebt habe — kann man aber solch eine gedankenlose eitle Existenz wirklich Leben nennen, an welcher weder Kopf noch Herz irgend einen Antheil haben? — das Alles liegt wie ein dumpfer verworrener Traum hinter mir, und ich kann mich oft nur mit Mühe überreden, daß mein jetziger Zustand nicht eine ununterbrochene Fortsetzung der Jugendglückseligkeit ist, die wir in der Bretagne auf unserem Familiengute genossen. Dank sei der Mutter, die uns beide von ihrem gefühllosen Herzen verstieß und uns so die Glückseligkeit wahrer Mutterliebe durch die gute Claire zu kosten Gelegenheit gab! Wie lebhaft tritt nicht in dem Augenblicke, da ich wieder in ähnlichen Verhältnissen bin, das Glück jener Zeiten vor meine Seele! Wie tobten wir mit den Kindern des Pächters in Ställen, Scheunen und auf Wiesen wild umher, wie oft strichen wir, die Flinte im Arme, durch die Forste, während unsere Bonne ihr Gebetbuch durchbuchstabirte! Wie manchen lustigen, ja wilden Streich führten wir aus! Wie gesagt, mein jetziges Leben ist die naturgemäße Fortsetzung des damaligen. Wie ich dort spielte, so arbeite ich hier; an die Stelle wilder Lust ist harmloser heiterer Scherz ge-

treten, so weit ihn eben die Verhältnisse erlauben. Ich komme auf diesen Punkt zurück. Ich kann dir unmöglich beschreiben, welches Vergnügen ich empfand, da ich vor einiger Zeit Schwielen in meinen Händen wahrnahm. Sie erschienen mir wie eine Berechtigung meiner Existenz auf der Welt. Vor einem halben Jahre noch würde ich über ihr Erscheinen in Verzweiflung gerathen sein. Aber Schwielen in den Händen und Ruhe des Herzens scheinen im Wechselverhältniß zu stehen. Oft wenn ich mit dem Besen bewaffnet, ein Zimmer reinige, muß ich mich selbst fragen: bist du dieselbe Person, die im vorigen Winter noch auf den langweiligen, prunkenden Hoffesten zu Versailles glänzte, und welche man glücklich pries, wenn ihr Frau von Maintenon mit dem Fächer ein Zeichen des Beifalls zuwinkte? Du, mein theurer Roger, bist das einzige Band, das mich noch mit jener Welt zusammenhält; du aber gehörst mir mehr an als ihr. Ich wollte, ich könnte dich zu mir herüberziehen in mein stilles Paradies, wo der Mensch gilt, was er werth ist. Aber du bist ein Mann, du kannst und wirst handeln. Daß dich die Pest der Lüge und des Lasters nicht anstecke, dafür bürgt mir die moralische Empörung, mit der du stets das Unwesen unseres elterlichen Hauses betrachtetest, und der Haß, mit welchem unsere Mutter dich ebenso verfolgt wie mich sonst. Doch nach dieser Vorrede zur eigentlichen Geschichte meiner gänzlichen Verwandlung!

Als ich zum rechten Selbstbewußtsein meiner glück-

lichen Lage kam, und das war nach Absendung meines ersten Briefs an dich erst der Fall, schmerzte mich eins sehr, nämlich, daß ich meinem guten herzigen Vater Valery in Bezug auf meine Verhältnisse nicht die lauterste Wahrheit gesagt hatte. Ich habe dir in meinem vorigen Briefe umständlich erzählt, wie der treffliche Mann, ohne daß ich ihn Veranlassung dazu gegeben hatte, mich für eine Hugenottin hielt und sich selbst mir als ein heimliches Glied dieser verfolgten Glaubenspartei zu erkennen gab, und wie ich schwach genug war, ihn in diesem Wahne zu lassen und darin zu bestätigen. Er war so glückselig darin, und es that mir so wehe, ihn herauszureißen. Eben so bedenklich war's, ihn mit meinen bürgerlichen Verhältnissen bekannt zu machen. Seine Furcht vor den Machthabern war so groß, daß er vor dem Gedanken zitterte, ich könne verfolgt, erkannt und er in mein Verderben mit hineingezogen werden. Er beruhigte sich erst vollkommen, als ich mich für das Kind bemittelter hugenottischer Bürgersleute ausgab, nach deren Tode mich reiche katholische Verwandte hätten zwingen wollen, katholisch zu werden und in's Kloster zu gehen. Er gestand mir später selbst, daß mein Thun und Wesen ihm die Ahnung erweckt haben, ich gehöre den höheren Ständen an, und daß dieser Gedanke ihm große Angst verursacht. Du siehst eine einzige Unwahrheit, die noch dazu in der besten Meinung gesagt wurde, hat sowohl mich als auch diese achtungswerthen Leute mit einer Kette von Verwickelungen und Verlegenheiten umringt. Um meine Gegen-

wart in seinem Hause zu rechtfertigen, hat Herr Valery zu allerhand Märchen und Erfindungen seine Zuflucht nehmen müssen, und das schmerzt mich doppelt, weil ich merke, wie sauer ihm das wird. Ich selbst muß beständig auf der Hut sein, um mich nicht zu verrathen. Madame St. Julien, die Mutter des jungen Gardeoffiziers, welchen ich deiner Beachtung empfahl, und eine Dame, über deren Verhältnisse ich nicht im Klaren bin, hat mich schon oft durch ihre Fragen in Noth gebracht. Sie scheint Connexionen am Hofe zu haben, da sie Kenntnisse der Verhältnisse verräth, und ich hege in Bezug auf sie Vermuthungen, die ich dir später mittheilen werde, sobald sie Wahrscheinlichkeit gewinnen.

Auf der Reise hierher tröstete ich mich immer, es werde sich schon eine schickliche Gelegenheit darbieten, die Wahrheit zu bekennen; aber nachdem ich hier als Glied in diesem ehrlichen Hause aufgenommen war, überzeugte ich mich bald, daß ein Bekennen der Wahrheit den Frieden desselben für immer zerstören würde. Sie scheuen sich vor jedem Katholiken, den sie nicht durch jahrelange Bekanntschaft als tolerant erprobt haben, und betrachten ihn als ihren natürlichen Feind; und wahrlich diese friedlichen harmlosen Kinder der Natur, die kein Thier betrüben, geschweige einen Menschen, haben ihres einfachen, wahren christlichen Glaubens wegen Haß, Verfolgung, Mord und jede scheußliche Unbill von Katholiken zu erfahren, daß man es ihnen nicht verargen kann, wenn sie jeden Anhänger der päpstlichen Satzungen für ein Kind der Hölle und

einen Genossen des Teufels halten. O welche Dinge habe ich erfahren! Die gute Frau Ulrique, die ein schmerzliches Vergnügen daran zu finden scheint, das Märtyrerthum ihrer Glaubensgenossen zu rühmen, an welchen sie nicht hat Theil nehmen können, hat mir Mittheilungen über die von den uniformirten Bekehrern verübten Grausamkeiten gemacht, bei denen ich im wahren Sinne des Worts vor Entsetzen erstarrte. Du kannst dir außer augenblicklicher Ermordung (und ein schneller Tod würde eine Wohlthat gewesen sein) keine Beschimpfung grausam, keine Marter raffinirt genug denken, welche diese frommen und friedlichen Leute, die besten Bürger des Staates, nicht haben erdulden müssen. Und nun halte die heuchlerischen, lügenvollen Berichte des Marschalls Noailles über sein Apostelgeschäft in dieser Landschaft dagegen, mit denen man sich am Hofe so bereitwillig täuschen ließ. Da hatten die „verblendeten" Hugenotten nur auf den Wunsch des Königs gewartet, um sogleich aus voller Ueberzeugung katholisch zu werden, die verirrten Lämmer hatten kaum den sanften Ruf des Hirten vernommen, als sie ohne Anwendung von Gewalt wieder in die gemeinsame Hürde zurückkehrten. Abscheuliche schurkische Verdrehung der Wahrheit! Die Soldaten haben ärger gewüthet wie in Feindes Land, denn hier galt es ja, Ketzer im eigenen Lande auszurotten; wer von den Verfolgten fliehen konnte, floh ins Ausland, Tausende bargen sich in den Wäldern vor der fanatischen Wuth ihrer Mitbürger, Unzählige konnten weder durch Drohungen noch durch Qualen zur

Verleugnung ihres Glaubens gebracht werden; diejenigen endlich, welche man in Schrecken setzte, oder welche Verhältnisse und andere wichtige Rücksichten nöthigten, sich dem Willen der Machthaber zu fügen, wie meinen guten Vater Valery, der durch Widerstand oder Flucht den Ruin seines Geschäftes und dadurch vieler armer Familien herbeigeführt haben würde; alle diese sind im Herzen noch gute Protestanten und fügen sich nur mit Gram und Abscheu in das heuchlerische Spiel. O der verblendete König! Wollte er doch beachten, was die Schrift zu ihm und seines Gleichen sagt: „Euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchsten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet."

Unter diesen Umständen ist es unmöglich, diese guten Leute davon zu überzeugen, daß nicht alle Katholiken unmenschliche Barbaren sind; denn alle, die sie kennen lernten, haben sich ihnen als solche bewiesen. Das Bekenntniß, daß ich keine Hugenottin sei, würde mich ihnen auf ewig entfremdet haben, und das wäre für sie, die mich so lieb gewonnen, ein großes Unglück gewesen, für mich aber das größte, die ich mich ganz in sie hineingelebt und die Seligkeit des Friedens, der Liebe, der Tugend mit unbeschreiblicher Seelenwollust genossen. Mir war ja wie einem Menschen, der in öden Steppen gelebt, stets mit der Ahnung und der Sehnsucht nach paradiesischen Gefilden in der Seele, und der nun plötzlich in das ersehnte Paradies versetzt worden ist. Ein solcher genießt ja noch weit größere Wonne, als der im Pa=

radies Geborene und Aufgewachsene. Sollte ich mich nun durch ein wahres, aber unkluges Bekenntniß wieder aus dem Himmel verbannen? Und wohin sollte ich? Noch schlimmer hätte ich es mit einer Enthüllung meines Standes gemacht. Ach, du glaubst nicht, in welchen Mißkredit der hohe Adel der Hauptstadt bei diesen Naturmenschen steht! Aber diese sündhafte, dünkelvolle Kaste hat es selbst verschuldet. Sie ist die stets üppig grünende Pflanzschule der bösen Dämonen für diese unschuldigen Leute. Wüßten Valery und die Seinigen, wer ich eigentlich bin, sie würden in steter Angst leben. Aber nichts in der Welt könnte mich vermögen, meinen Wohlthätern also zu vergelten. Also ruhe für sie auf meinem früheren Leben der Schleier eines ewigen Geheimnisses, von dem sie nicht einmal etwas ahnen dürfen. Und doch drückte mich die Lüge schwer und schmerzte mich um so empfindlicher, je mehr Glück und Liebe ich hier genoß. Sie war der herbe Tropfen, der mir den Becher der reinsten Freude vergällte. Der Gedanke war mir unerträglich, gegen diejenigen, welche die offenste Wahrheit gegen mich waren, unwahr sein zu müssen. Aber der Himmel erbarmte sich meiner Noth und schickte mir einen Helfer, da ich ihn am wenigsten erwartet. Ich fand nämlich im Hause meiner Pflegeeltern einen vertriebenen und geächteten protestantischen Geistlichen vor, einen Verwandten Frau Ulrique's. Herr Valery hatte unterwegs nur in dieser letzteren Eigenschaft seiner gegen mich erwähnt. Ich darf unbedingt sagen, daß die Bekanntschaft mit diesem

Manne das bedeutendste und segensreichste Ereigniß in meinem Leben ist. Als ich zuerst dieses edle Duldergesicht sah, denn Herr Benoit hat für seine Ueberzeugung viel Elend und Schmach erleiden müssen, schmerzte mich meine zweideutige Stellung ungemein, und ich fand nur Beruhigung in dem festen Vorsatz, diesem Manne mein volles Vertrauen zu schenken. Im Begriffe, aus seinem Vaterlande zu fliehen, wo man ihm nicht nur jede Wirksamkeit abgeschnitten hat, sondern wo auch sein Leben beständig bedroht war, ist er aus Guienne im Spätherbst nach Alais gekommen, von Mißhandlungen und langer Kerkerhaft gebrochen, um nach einigen Ruhetagen seinen Weg zu Wasser oder zu Lande, wie es sich am besten schicke, in's Ausland fortzusetzen. Er gab indessen den flehenden Bitten seiner Verwandten nach, die so lange der Belehrung hatten entbehren müssen, und blieb; es bot sich ihm ein Feld des Wirkens dar; er konnte Unterricht und Trost spenden. Der Gefahr, die ein solches Beginnen bringen müsse, achteten beide Theile nicht. Ihm nun wurde ich, als in der religiösen Erziehung vernachlässigt, übergeben. Und war ich es nicht wirklich? O, lieber Bruder, ich habe viel gelernt und viel erfahren! In dem kleinen freundlichen Zimmer, an der Seite meines Lehrers sitzend, lerne ich das Wesen der Menschheit und der Welt durchschauen, mein geistiges Auge übt sich, in das Getriebe des Alls zu blicken; mein Geist, von großen und edelen Gedanken genährt, beginnt sich der drückenden Fesseln des Vorurtheils und der Eitelkeit zu entledigen,

und mein Herz erwarmt an der milden Menschlichkeit, die den Maßstab meines Lehrers zur Beurtheilung der Erscheinungen abgibt. So bin ich denn allmählig da hingekommen, daß ich mich vor Gott und meinem Gewissen feierlich von der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche losgesagt habe und in der That und Wahrheit eine Hugenottin geworden bin. Du würdest mich nicht um diesen Schritt tadeln, wenn du gleich mir unter diesen reinen, frommen, edeln Menschen lebtest, und die einfachen, auf die Aussprüche des Evangeliums gegründeten Lehren ihres Glaubens kenntest. Man hat sich stets bemüht, uns und allen katholischen Kindern davon eine grundfalsche Vorstellung beizubringen. Es ist Alles anders. Auf dieser Seite steht Christus, hier ist seine hohe Tugend, hier seine göttliche Liebe; die Hugenotten sind seine wahren Bekenner, seine ächten Schüler. Ich will damit keineswegs behaupten, daß die katholische Kirche nicht auch ächte Nachfolger Christi erziehe, aber sie wandeln nicht in den vornehmen Kreisen zu Paris und Versailles. Dort bei euch ist Alles Gleisnerei, Heuchelei, übertünchtes Laster, Gotteslästerei und Schändung des Heiligen. O wie ekelt mir vor der Frömmigkeit dieser Maintenon und ihrer Kreaturen! Diese hochmüthigen, herrschsüchtigen Pharisäer in ihrer stolzen Demuth, in ihrer frechen Bescheidenheit, in ihrer lasterhaften Tugend! Wie verachte ich diese Menschen, die Gott und die Heiligen stets im Munde führen und nichts Göttliches, nichts Heiliges im Herzen haben. Sie würden Christum verfolgen und kreuzigen, wie sie jetzt

dessen treueste Schüler und Anhänger, die Hugenotten, verfolgen und morden. Ich bin mit vollster Ueberzeugung Hugenottin geworden, und erst seit dieser Zeit empfinde ich die gewünschte Seelenruhe vollkommen und bete mit einer Seligkeit zu Gott, von der ich früher keine Ahnung hatte. — Dies ist die innere Seite meiner Verwandlung: ich komme zur äußeren. In der ersten Zeit meines Hierseins quälte mich noch zuweilen der Gedanke, ich sei zu etwas Höherem berufen, als mein Leben hier still und in niederer Sphäre abzuspinnen, wie die Raupe am Blatte. Ich klagte in schwachen Stunden die Grausamkeit meiner Mutter an, daß sie mich so weit gebracht, mein Loos in unrühmliche Dunkelheit vergraben zu müssen, und konnte nicht umhin, meinen schimmernden Träumen zuweilen eine stille Thräne zu weihen. Sind wir vornehmen Leuten doch in Tausend Verkehrtheiten und Vorurtheilen aufgewachsen, und es hält so schwer, sich von Allen loszureißen! Es war der letzte Rest vornehmer Vorurtheile in meinem Herzen. Es gab sogar Augenblicke, wo ich mich auf die glänzende Bahn sehnte, zu der mich Geburt, Jugend und Talent berechtigten. Freilich wünschte ich sie unter anderen Verhältnissen zu betreten, als die unseres elterlichen Hauses waren, und nur der Gedanke an unsere tyrannische Mutter, an den Schattenmann, den wir Vater nannten, und an den verzärtelten Schwächling, der, weil er der Erstgeborne unserer Eltern war, das Recht hatte, alle Liebe derselben — wenn dies wirklich Liebe war — vorweg zu nehmen und uns da=

für grausam zu drangsalen, vertrieb mir mit seiner Bitterkeit die eiteln Wünsche meines momentan schwachen Herzens. Ja nur der Haß gegen diesen unseren Bruder und das herbe Gefühl unserer Eltern vermochten die hochmüthigen Gedanken in mir wieder zu ersticken, aber ich bereute zuweilen, nicht nach Versailles gegangen zu sein und mich denen entdeckt zu haben, die dem Könige nahe stehen. Ich machte zu manchen Zeiten noch glänzende Pläne für die Zukunft; ich hatte Stunden lang den festen Vorsatz, nicht in dieser beschränkten Lage zu bleiben, sondern die erste Gelegenheit zu ergreifen, um mit meinem angeborenen Rechte auf den höheren Wegen der Gesellschaft meinen Drängern mit Hohn und Trotz entgegenzutreten und glänzende Rache an ihnen zu nehmen. — Sieh, also düster war meine Seele oft bewegt. Ich war noch ein thörichtes Kind; nun bin ich mündig geworden. Das Alles ist vorbei, und ich bin gründlich geheilt. Aber jetzt — Gott sei gelobt! — weiß ich es der unmenschlichen Mutter Dank, daß sie die Veranlassung geworden, mich zur Vernunft zu führen. Diese Heilung verdanke ich zumeist dem edlen Dulder Benoit. Todt sein will ich für jene Leute, das soll meine einzige Genugthuung sein, und ach, es ist ein so süßheimisches und doch wieder schauerliches Gefühl, von seinen Peinigern für todt gehalten zu werden! Aber für mich will ich leben und für die treffliche Familie, deren Glied geworden zu sein ich so glücklich bin, und du, mein lieber Bruder, sollst stets davon wissen; ein Dasein reinen wahren Glückes soll für mich beginnen.

Ich werde hier bleiben und dereinst die Frau eines wackeren Bürgers, eines Seiden- oder Wollenfabrikanten werden und Kinder erziehen, welche in Gottesfurcht und Herzenseinfalt, unbekannt mit dem hohlen nichtigen Prunk, der die Wiege ihrer Mutter umgab, das Geschäft ihres Vaters mit reger Arbeitsamkeit fortsetzen, fleißige Bienen im Staate sind und nicht faule Drohnen und so des wahren und einzigen irdischen Glückes genießen.

Weißt du, daß ich in der Zeit meines Hierseins schon eine entschiedene Eroberung gemacht und sogar einen Heirathsantrag erhalten habe? Gott weiß, was ich für kühne gewaltige Dinge von dem träumte, den ich einst mit meiner Liebe belohnen wollte, wie eine wohlthätige Göttin! Ein Held sollte er sein, ein Wohlthäter der Menschheit, ein Schrecken feiger Tyrannenknechte, ein Beschützer der Tugend und Unschuld, ein Rächer jeder öffentlichen Unbill, ein zweiter Cid; dann sollte er in den schönen Künsten des Friedens nicht minder erfahren sein, wie in den rauhen des Krieges, einen Troubadour sah ich im Geiste an meiner Seite, einen ritterlichen galanten Herrn, der schöne Lieder dichtete zu meiner Verherrlichung, ähnlich unserem Ahn, dem berühmten Baron Savaric von Mauleon, dem liebenswürdigsten Troubadour. Ja auch einem alten adeligen und berühmten Hause mußte mein geträumter Gemahl entsprungen sein; ich wollte nicht nur stolz sein auf seine geistigen und körperlichen Vorzüge, nein auch auf seine Geburt, auf seinen Rang, auf seinen Reichthum.

So schwärmte ich und dann am tollsten und buntesten, wenn ich von unserer Mutter am grausamsten tyrannisirt wurde. Das Seitenstück zum Bayard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, war in meiner Phantasie fertig. Gott! welch' ein Abstand zwischen dem Mann meiner Träume und dem der Wirklichkeit!

Ich lernte im Hause meiner Pflegeeltern gleich am Tage meiner Ankunft Herrn Mercier, den Maire der Stadt, kennen. Obschon Katholik, ist er ein gern gesehener Hausfreund; ich glaube, seine nnd unsere Familie sind schon von alter Zeit her befreundet. Er ist mehr als tolerant und bis auf seine Narrheiten, welche man in der Stadt sogar als Ausbrüche seines Genies zu betrachten scheint, ein ganz ehrenwerther und ziemlich leidlicher Mann. Als ich ihn zuerst ins Gesicht bekam, fiel mir sogleich auf, daß ich diese kleine zierliche Figur schon irgendwo gesehen habe; allein mein Nachsinnen, wo dieß geschehen sei, oder wer von meiner früheren Bekanntschaft diese frappante Aehnlichkeit mit Herrn Mercier habe, war lange Zeit ohne Erfolg. Endlich kam eine Situation, in welcher ich diesen respektablen Herrn erblickte, meinem Gedächtnisse zu Hilfe. Der Maire gleicht auf ein Haar jener kleinen zierlich gearbeiteten Nippfigur im Glasschranke der Frau Marquise, welche, einen Strauß emporhaltend vor einer Schäferin kniet. Betrachtest du den kleinen Mann, so hast du ein treues Bild von dem Anbeter deiner Schwester. Denn er ist es, welcher mir die Ehre seiner Hand antrug. Ich war in der That aufs Höchste und, muß

ich hinzusetzen, aufs Lustigste überrascht. Letzteres, weil mir bei der komischen Scene plötzlich das Räthsel meiner früheren Bekanntschaft mit meinem Verehrer gelöst wurde; ersteres aus folgendem Grunde. Obschon der Maire eigentlich längst über die Jahre jugendlichen Leichtsinnes hinaus ist, gefällt er sich doch gar sehr darin, den flatternden Schmetterling zu spielen, freilich flattert er etwas schwerfällig; aber man wägt hier nicht mit der Goldwage und nimmt den guten Willen für die That. Die hübschen Töchter des Hauses hatten sich vor allen seiner galanten Aufmerksamkeiten und oft etwas läppischen Courtoisien zu erfreuen. Gegen mich benahm er sich ungemein artig und wenn ich so sagen darf würdevoller als gegen andere Mädchen. Er mochte wohl merken, daß seine Galanterien auf mich nicht den erwünschten Eindruck machten, und versuchte es, sich auf andere Weise beliebt und geachtet zu machen. Eines Tages zog er mich mit einer sehr wichtigen und geheimnißvollen Miene bei Seite, so daß ich in der That neugierig wurde, was da herauskommen solle. Nun fragte er mich: ich sei ja eine Pariserin, ob ich jemals von einem gewissen Racine gehört habe, welcher Trauerspiele verfertige? Ein Freund habe ihm unter unendlichem Rühmen des Mannes, welcher in ganz Europa bekannt sei, ein Stück zum Lesen zugesandt; es führe den Titel Phädra. Ich erwiederte ihm, daß ich den Herrn Racine einige Male gesehen habe, allein die fragliche Tragödie sei mir unbekannt; ich war wirklich begierig, das Urtheil des possierlichen Mannes zu hören.

Da gerieth er denn in einen heiligen Zorn; er meinte, es sei eine Schmach, daß ein solches unsittliches Stück gedruckt werde und seinem Verfasser noch obendrein Ruhm und Geld einbringe. Wer solche Schändlichkeiten mit ansehen solle? er sei beim Lesen schon roth geworden. Während solche Schandwerke Glück machten, bleibe bescheidenes Dichterverdienst unerkannt und ungewürdigt. In dem Tone ging es weiter. Um es kurz zu machen, ich lernte in Herrn Mercier, da er durch mein vorsichtiges Benehmen zutraulich wurde, mit der Zeit einen Dichter kennen. Die erste Probe seines Talentes, die mir in die Hand kam, war die Erklärung seiner Liebe; und sie war unwiderstehlich komisch.

Erst dieser Tage fiel es mir recht auf, wie das Schicksal in erhabener Ironie mir in dem werthen Herrn Mercier eine groteske Uebersetzung meiner phantastischen Träumereien in die nüchterne Wirklichkeit vorgeführt hat. Ich träumte von einem Helden, einem Wohlthäter der Menschheit, einem Schrecken der Bösen, einem Schirm der Schwachen, einem Rächer der gekränkten leidenden Unschuld. Wenn wir den Helden ausnehmen und den Begriff der Menschheit auf die Einwohnerschaft von Alais beschränken, so trifft alles Andere auf den Mann. Er ist schon von Amtswegen der Schrecken der Vagabunden und Diebe und verhilft nach Möglichkeit kraft des Gesetzes jedem Geschädigten zu seinem Rechte. Herr Mercier ist zwar kein Baron des Reiches, aber er ist unbestritten der vornehmste Mann in Alais; er ist ferner sehr reich und kann sich in dieser Beziehung

mit manchem Edelmann messen. Und damit ihm nichts von den glänzenden Eigenschaften meines geträumten Gemahls fehle, er ist Dichter in der süßen Sprache der Troubadours; er ist selbst ein Troubadour, wie ein solcher in dem nüchternen siebzehnten Jahrhundert möglich ist.

Und doch — gerade vielleicht, weil er eine so bizarre Karikatur zu meinem Ideale ist — habe ich verschmäht, seine Dame zu werden. Die Werbung des kleinen kecken Freiersmannes wird übrigens im Hause ganz ignorirt, und wenn ich es nicht von meiner Manon unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit erfahren hätte, wüßte ich gar nicht, daß Herr Mercier auch beim Vater Valery um mich angehalten hat. Es kömmt mir beinahe so vor, als nehme man es dem Maire übel, daß er nicht eine Tochter vom Hause begehrt hat. Es ist das eine bloße Vermuthung von mir; vielleicht täusche ich mich. Der Maire kömmt übrigens nach wie vor; ob er den Unbefangenen spielt, oder ob er es wirklich ist, kann ich nicht unterscheiden.

Die ganze Sache hat einen lustigen Anstrich. Aber die Enttäuschung mußte einmal kommen, und Herr Mercier ist mir immer noch lieber als die Cavaliere bei Hof. Giebt es denn unter diesen Erbärmlichen einen Mann, wie ich ihn träumte? Die Zeiten, wo die Tugend beim hohen Adel des Landes wohnte, ist längst vorüber; die Elenden haben sie hinausgejagt und statt ihrer die Gleisnerei, die Kriecherei, das Laster aufgenommen. Die vertriebene Tugend hat sich zu den hu=

genottischen Bürgern des südlichen Frankreichs geflüchtet und wird hier hoch verehrt. Und wo die Tugend weilt, da soll auch mein Haus stehen. Ich werde keine glänzende, prächtige Laufbahn haben, aber auch der Purpur der Schamröthe wird ihr erspart sein. Der Adel der Gesinnungen, die Heiligkeit der Sitten wird sich auch durch mich dereinst fortpflanzen, und meine späten Enkel, auf welche ich die Grundsätze der Tugend und Loyalität vererbt, werden mein Andenken segnen.

Du wunderst dich, daß ich in diesem Briefe noch mit keinem Worte des Grafen Carcasses gedachte. In meinem ersten Briefe so viel von ihm, in diesem nur ein paar Zeilen, bevor ich schließe. Hinsichtlich des Grafen lebte ich in einer Täuschung, wie in Betreff der meisten Dinge. Ich glaubte ihn zu lieben, und dieser Wahn entstand wahrlich nur aus dem Umstande, weil meine Mutter ihn haßte. Sie verbot mir mit der fürchterlichsten Strenge, auch nur an ihn zu denken, und ich setzte mein Leben dran, ihn heimlich zu sprechen. Trotz war es, nichts als Trotz gegen meine mütterliche Tyrannin. Da hast du meine ganze Liebe zum Grafen. Da der Widerstand aufgehört, hat auch die Liebe ihre Endschaft erreicht. Du nennst mich ja selbst dein Trotzköpfchen. Doch solltest du mich jetzt sehen. Keine Spur mehr meines alten Wesens; kein Widerstand, kein Auflehnen, kein Streit, keine Heimtücke, kein Trotz. Das macht, weil ich mit Liebe behandelt werde, und man mir nichts befiehlt. Hätte mir Mutter befohlen, den Grafen zu lieben, ich wäre noch im elterlichen Hause.

So wenig hat sie mich je zu behandeln verstanden. — Seit du mir nun geschrieben, wie leichtsinnig und gleichgiltig sich der Graf bei der Nachricht von meiner Selbstentleibung benommen, ist mir der Mensch zuwider. Daß ich all diesen Leuten den Gefallen gethan und mir das Leben genommen hätte! Nein, ich lebe noch, bin glücklich und will glücklich sein, so lange ich lebe.

Noch einer Person auf unserem Familientheater muß ich Erwähnung thun, welche die leider nur zu wichtige und einflußreiche Rolle des Beichtvaters spielt. Es ist dies der Inhaber der zweiten neugegründeten katholischen Pfarrerstelle; er ist uns allen sehr zuwider, da er ein düstrer Mensch ist, uns oft mit seltsamen mystischen Gesprächen langweilt und ängstigt und mit großer Strenge auf die Erfüllung der religiösen Pflichten sieht. Alle im Hause versichern übrigens, daß er sich seit meiner Ankunft viel milder und umgänglicher zeige. Was das Komischste ist, ich bemerkte gleich am ersten Tage und einige Male später, daß der wunderliche Heilige Beziehungen zu unserer Magd habe. Alles wie bei uns! Ich hielt dieser meine Beobachtung eines Tages vor; sie wurde todtenblaß, stammelte einige Worte, daß ich ihr nichts Unrechtes zutrauen solle, und bat mich dringend um Verschwiegenheit. Du siehest, auch dieses friedliche Haus hat seine Geheimnisse und dunkeln Verhältnisse; es ist dies kein Privilegium der Vornehmen.

Leb wohl, mein geliebter, mein e i n z i g e r Bruder! Schreibe mir bald, wie viel Bosheiten du an dem

nichtswürdigen Hilaire, den ich nun nie mehr Bruder nenne, verübt, wie viel Aerger du dem alten Spitzbuben, unserm Hofmeister, bereitet hast, und wie oft die Frau Marquise Ursache hatte, dich auszuschelten, und Papa, der Gute, sich vor dir in seine innersten Gemächer zurückzog, fürchtend, du möchtest ihn ärgern. Ich ergötze mich an deinen Schelmenstreichen und halte das Zerrbild der Unnatur aus dem Hause, dem ich entsprungen bin, gar gern gegen das erhabene Bild der Natur in dem Hause, in welchem ich aufgenommen worden bin. Tausend Küsse für dich! Mein Geheimniß sei dir heilig!"

10.

Eine Warnung.

Wurde die Werbung des Maires auch im Valery'schen Hause wie auf Verabredung mit Stillschweigen übergangen, so war die Sache doch keineswegs damit abgethan; sie hatte noch mehr Instanzen durchzulaufen, und eine solche bestand in jeder Familie, welche heirathsfähige Töchter zu ihren Gliedern zählte. Gott weiß, wie sich solche Dinge als Herzens- und Heirathsanträge verbreiten, wenn auch die Betheiligten sie mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses verhüllt zu

haben wähnen. Erklären läßt sich indeß das Bekanntwerden von derlei mysteriösen wichtigen Angelegenheiten, wenn man bedenkt, daß heirathsfähige Männer immer ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sind, und daß es überall alte Jungfern und Weiber gibt, welche, von einer krankhaften Sucht besessen, sich um anderer Leute Angelegenheiten, die ihnen nichts angehen, bekümmern und unter Umständen jene Aufmerksamkeit auf das junge Volk bis zur Controle steigern. Auf den Maire richteten sich schon wegen seiner gesellschaftlichen Stellung gern die Blicke. Möglicherweise hatte ihn auch seine Eitelkeit verleitet, einem vertrauten Freundesherzen seine Absichten auf Margot mitzutheilen; genug, der Freiersgang des Herrn Mercier wurde in allen nobeln Cirkeln von Alais gründlich besprochen. Da das Gerücht indessen durchaus nichts von der Aufnahme des Antrages, von einer Verlobung und anderen entschiedenen Schritten zur Anbahnung eines Verhältnisses berichtete, so wagten endlich einige erfahrene Leute kopfschüttelnd den Schluß, die Werbung des Mairs müsse nicht nach Wunsch aufgenommen worden sein. Diejenigen, welche diese Annahme glaubwürdig fanden, nahmen sogleich die Partie des Mairs, was im glücklichen Falle seiner Werbung schwerlich geschehen sein würde, und schmähten aus gekränktem Patriotismus auf die Fremde, welche es gewagt hatte, das Oberhaupt der Stadt abzuweisen. Am meisten thaten sich bei dieser landsmannschaftlichen Kundgebung diejenigen hervor, welche sich wegen eigener Absichten auf Herrn Mercier

innerlich am meisten über seine Verschmähung freuten. Andere nahmen Anstand, so unbedingt der Verwerfung ihres Stadthauptes Glauben zu schenken, da der Maire nach wie vor das Valery'sche Haus besuchte, welches er außerdem als ein tiefgekränkter Mann von Stund' an hätte meiden müssen. In der That war er das gar nicht, da er als einer von den Glücklichen, welche sich nicht so leicht entmuthigen lassen, Margots Weigerung auf seinen Antrag für weiter nichts als jungfräuliche Ziererei hielt, die seiner Unwiderstehlichkeit bald genug weichen würde.

An der Werbung des Maires sollte sich übrigens zeigen, wie öfters Handlungen, welche wir rein in unserem eigenen Interesse unternehmen, einen Erfolg und eine Wirkung nach einer Seite hin haben, wo wir es am wenigsten erwarten.

Die Neuigkeit drang durch Vermittelung seiner Magd auch in die einsame, abgelegene Wohnung des Vikars Jerome Berger, welche derselbe seit mehreren Wochen fast nur verließ, um den Dienst in der Kirche zu versehen. Der junge Geistliche fühlte sich seit einiger Zeit von einer Zerstreutheit, Unruhe und Aufregung heimgesucht, die eine große Veränderung in seinem Wesen bewirkten. Er, der unverdrossen und mit fanatischem Eifer die Pflichten seines schweren Amtes zu erfüllen pflegte, war jetzt matt und mißmuthig, mied die Gesellschaft der Menschen so viel wie möglich und brachte seine Zeit am liebsten in seinem düsteren Zimmer zu. Da saß er, bald mit verzückten Augen das dickleibige

Werk eines frommen Kirchenheiligen anstarrend, in welchem er keine Zeile las, ja nicht einmal sah, bald kniete er vor dem ungeheueren Crucifix und suchte vergeblich im Gebete die alte Freudigkeit und Kraft. Was ihm fehlte? Ach, er selbst wußte es nicht, durfte und wollte es nicht wissen! Er vermied es, über sich selbst nachzudenken, waren doch schon die Träume, welche er wachend hatte, die Bilder, welche seine erhitzte Phantasie ihn sehen ließ, sein fieberisch kochendes Blut, Sünde.

Er war lange nicht in das Valerysche Haus gekommen. Er hatte eine instinktartige Abneigung vor der Familie, namentlich vor den Frauen, da er fühlte, daß man ihn trotz aller anscheinenden Höflichkeit und Freundlichkeit mit Empfindungen der Furcht und Feindseligkeit empfange. Trotz seinem Widerwillen, der durch den nahe liegenden Verdacht, ihr Uebertritt zur Staatskirche sei wie bei den anderen Neubekehrten eine Folge äußeren Zwanges, nicht wirklicher Ueberzeugung, noch gesteigert wurde, und vielleicht gerade wegen des geheimen Hasses, den er im Herzen trug, quälte er sich selbst und die Leute durch häufige Besuche und eifrige Bemühungen um ihr Seelenheil. Durch diese Sorge war er in ein eigenthümliches Verhältniß zur Magd des Hauses getreten, auf dessen Spur Margot durch Zufall kam, und dessen Natur sie, wie zur Ehre des Geistlichen gesagt werden muß, verkannte.

Dieser hatte, wie bemerkt, das Haus des reichen Fabrikanten seit einigen Wochen nicht besucht; er fürchtete mit einer wahren Gewissensangst die Begegnung

mit dem fremden schönen Mädchen, welches eine so unheilvolle Veränderung auf ihn hervorbrachte. Denn ihr verlockendes Bild umgaukelte ihn am Hochaltare, beim Meßopfer, trat zu ihm, wenn er in sein einsames Zimmer zurückkehrte. An sie nur dachte er, nur von ihr träumte er. Er fühlte nicht die Kraft in sich, dem Urbilde zu begegnen.

In diesem Zustande traf ihn die Nachricht von der Bewerbung des Maires um Margot, und die Angst, sie im Besitz eines anderen Mannes zu sehen, reifte wie glühender Sonnenstrahl die Gefühle des Geistlichen für das Mädchen zur furchtbaren Leidenschaft. Der Kampf zwischen ihr und seiner Pflicht, zwischen Todsünde und priesterlicher Heiligkeit zehrte ihm an Mark und Leben, rieb ihn fast auf. Dunkele Erinnerungen von Verhältnissen und Beichtstuhlgeheimnissen sehr weltlicher Natur stiegen in verlockenden Bildern in seiner Seele auf. Aber dagegen erhoben sich drohende und finstere Gestalten; es waren die ehrwürdigen seiner Vorgesetzten, die ihn einst zum Priester geweiht, zum reinen Gefäß des heiligen Geistes, die ihn am Altare seine Gelübde hatten ablegen lassen und ihn jetzt daran mahnten; es waren die Verklärten der Heiligen und Märtyrer und der frommen Kirchenväter, welche die sündige Fleischeslust als das ärgste Verbrechen am heiligen Geist aufgestellt und mit nachdrücklicher Stimme vor dem Fall auf dem apostolischen Wege priesterlicher Enthaltsamkeit und Tugend gewarnt hatten.

Eines Abends trat ein junger gewandter Kerl in

das einsame Zimmer des Vikars, der wie gewöhnlich beim trüben Schein einer Lampe vor einem Buche saß und träumte. Ein Schein von Freude überflog sein finsteres Gesicht bei der Erscheinung des Menschen und er fragte hastig:

„Was bringst du, Blanchard?"

„Eine Masse guter Neuigkeiten," erwiederte der Tabuletkrämer in keckem Tone, der etwas gegen seine ehrfurchtsvolle Begrüßung abstach und eine enge Vertraulichkeit zwischen ihm und dem Geistlichen bekundete. „Aber," setzte er mit einem frechen Lachen hinzu, „bei allen Heiligen im Himmel! ich habe sie theuer genug erkaufen müssen. Denkt, es kostet mich nicht weniger als ein Eheversprechen und einige recht schwere Sünden, für die ich euch um Absolution bitten muß, nämlich auch für das Eheversprechen. Mein Gewissen fängt an mich sehr zu peinigen wegen der Rolle, die ich bei dem Mädchen spielen muß. Ich habe es gern für die heilige Kirche, die mich reuigen Sohn wieder angenommen hat, und für euch gethan, und ich denke, ich habe ihr redlich und treu gedient. Aber jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Hat sich noch nichts für mich gefunden, keine passende Stelle? mag sein, was es will; ich bin geschickt, wie ihr wißt und finde mich in Alles."

„Wähne nicht, Blanchard, daß meine Vorgesetzten oder ich deiner Dienste vergessen; um so weniger, da du einer von den wenigen Treuergebenen bist. Vor kurzem erst habe ich in meinem Bericht an den Bischof deiner wiederholt rühmend erwähnt und bei der innigen

Harmonie, welche zwischen ihm und dem Herrn Intendanten herrscht, darfst du einer glänzenden Belohnung entgegensehen."

„Am liebsten wäre es mir, wenn ich ganz aus der hiesigen Gegend fort könnte."

„Man wird auf deine billigen Wünsche unfehlbar Rücksicht nehmen. Doch nun sag' an, was hast du erkundet? Hat sich mein Verdacht bestätigt?"

„Vollkommen. Die gute Louison hat mir in schönen Stunden, welche ich bei ihr zubrachte, erzählt, was ich nur wissen wollte. Valery's sind heimliche Hugenotten; in der Stube oben, wo der fremde Vetter wohnt, halten sie mit einigen befreundeten Familien wie Blancs, Levaillants und andere religiöse Versammlungen. Die Frau Valery liest fast täglich in einer Bibel, die ihr Gatte ihr zum Geschenk von Paris mitgebracht hat. Beständig werden in der Familie, so bald sie sich sicher glaubt, Gespräche gehalten, welche auf Schmähung und Verspottung der heiligen katholischen Religion hingehen. Was die Arbeiter betrifft, so herrscht unter ihnen ein ganz ruchloser Geist. Das Mädchen glaubt, einige betheiligten sich an den Versammlungen, welche von verdorbenen Menschen zum Hohn gegen das Gesetz, zur Nachtzeit an abgelegenen Orten abgehalten werden, und in denen man die Heiligen verspottet. Ja es ist mir von anderer Seite ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß selbst vornehme und angesehene Leute, welche Buße gethan und sich bekehrt haben, an diesen Greueln Theil genommen haben."

Eine düstere Glut loderte bei diesem Berichte im Antlitz des Vikars auf. „Wir wissen wohl," sagte er, „daß die Neubekehrten uns, ja Gott selbst zu täuschen suchen, aber er sieht in das Verborgene und wird die Schuldigen schrecklich züchtigen."

„Nicht alle sind so," wandte der Krämer in heuchlerischem Tone ein; „es gibt manchen Wackeren, der die Irrthümer seines vergangenen Lebens aufrichtig bereuet und Alles, was in seinen Kräften steht, aufbietet, um auch seine verblendeten Brüder auf den Weg des Heils hinzuführen."

Der Vikar erwiederte nichts auf diese Worte. „Hast du nichts über den fremden Vetter gehört, der seit einiger Zeit so zurückgezogen bei Valery's lebt?"

„Auch über ihn kann ich die besten Aufschlüsse geben. Er scheint allerdings ein Verwandter der Frau vom Hause zu sein, aber er ist kein Kaufmann, für welchen ihn die Familie ausgibt, sondern ein verkappter hugenottischer Geistlicher, der aus seiner Heimath geflüchtet ist, um der Strafe für seine Irrlehren zu entgehen. Er ist lange krank gewesen, da ihm die treuen Diener des Königs übel mitgespielt haben mögen. Jetzt hat er sich so ziemlich wieder erholt, doch verläßt er sein Zimmer nur selten, wahrscheinlich um nicht mit gewissen ungern gesehenen Besuchern des Hauses zusammenzutreffen. Er leitet die schon erwähnten Conventikel auf seinem Zimmer und ertheilt außerdem den Töchtern des Hauses Unterricht, das heißt, er vernichtet, was ihr, hochwürdiger Herr, gut macht und streuet

den Samen des Irrglaubens in die Herzen der armen Lämmer."

Der Vikar war hastig von seinem Stuhle aufgesprungen. Eine Röthe war in sein blasses Gesicht gestiegen, auf welchem eine wilde Freude glänzte und seine Augen funkelten von fanatischer Glut. „Hast du Beweise," stammelte er, „daß es wirklich einer von diesen verfluchten Irrlehrern ist? Dann wehe ihm! er ist einem schmählichen Tode verfallen."

„Welcher Beweise bedarf es da noch?" erwiederte Blanchard ruhig. „Ihr laßt ihn verhaften; man fragt ihn, wer er ist, und er wird nicht läugnen. Ihr kennt diese Leute nicht, welche sich gern die Bekenner der Wahrheit nennen. Am Ende thut ihr ihm noch gar einen Liebesdienst damit, denn diese gottverlassenen Menschen bilden sich oft etwas darauf ein, ihrem Könige ungehorsam zu sein und in ihren Sünden dahinzufahren, als reuig die Irrthümer ihres Lebens abzubüßen."

Der Geistliche war wieder kraftlos auf seinen Stuhl zurückgesunken; ein Gedankengang schien die plötzlich in ihm aufflackernde Energie erstickt zu haben.

„Und hast du mir nichts über das junge Mädchen in Valery's Hause zu berichten? wer sie ist? wie heißt sie doch?" fragte er leise und mit stockender Stimme.

„Ach, ihr meint die schöne Fremde; Margot Duclos ist ihr Name. Louison wußte nicht viel, und ich gestehe offen, daß ich nicht recht klug aus ihr werden kann. Für eine Verwandte des Hauses sieht sie mir zu vornehm aus, allein mit ihrer Religion scheint es

auch schlecht zu stehen, da Louison öfter gehört haben will, als habe sich das schöne Kind der Aufnahme in ein Kloster durch die Flucht entzogen. Für ihre Ketzerei scheint mir der Umstand zu sprechen, daß sie die Hand des sehr achtbaren Herrn Maire zurückgewiesen hat. Denn welcher andere Grund könnte ein fremdes Mädchen ohne Vermögen dazu bewegt haben, als der daß sie als Sektirerin keinen Rechtgläubigen heirathen will."

„Wie! sie hat die Bewerbung des Maires zurückgewiesen!" rief der Vikar gleichsam, als sei ihm diese Nachricht neu, in aufflammender Freude, welche dem lauernden Blicke des Krämers keineswegs entging.

„Ihr wißt es nicht, daß sie ihn mit einem Korbe heimgeschickt hat? Freilich hat er sich sehr gesträubt, ihn anzunehmen, oder vielmehr er thut als habe er gar keinen bekommen und fängt seine Freiersbemühungen unverdrossen von vorn an. Man suchte die Sache nach Möglichkeit zu vertuschen, aber das wahre Bild von ihr ist nach und nach dennoch hervorgetreten."

„Blanchard," sagte der Vikar, „ich kann dich von deinem Späherdienste im Valery'schen Hause noch nicht lossprechen. Noch sind deine Bemühungen an diesem Orte von der höchsten Nothwendigkeit. Behalte namentlich das junge Mädchen im Auge. Bedenke, welches Verdienst wir uns um ihre unsterbliche Seele erwerben, wenn wir sie vor den verderblichen Einflüssen ihrer verruchten Umgebung bewahren. Ich habe hier von frommer Hand eine Spende erhalten, die zum Lohne treuer

Dienste für die Mutter Kirche dienen sollte. Wer wäre einer solchen Anerkennung würdiger, als du, mein treuer Diener? Nimm dieses Gold. Es sei eine Ermunterung für dich zu fernerem unverdrossenen Dienste."

„Schönen Dank dem hochwürdigen Geber," sagte der Krämer mit einem bedeutungsvollen Lächeln und steckte das Geld ein. „Ich werde mich bemühen, der Bedingung zu genügen, welche an das Geschenk geknüpft ist. Aber für diesen Fall habe ich eine dringende Bitte, Auf euere Veranlassung habe ich mit dem Mädchen angebunden; da die Religion ihr die Zunge nicht allein zu lösen vermochte, haben wir die Liebe mit zur Hülfe genommen. Allein ich kann eueres priesterlichen Beistandes bei dem Unternehmen nicht entbehren. Louison leidet an einer Schwachheit, welche meine Zärtlichkeit für sie durchaus nicht heilen kann, und welche beweist, daß noch immer Wurzeln des alten Irrglaubens in ihrer Seele haften: sie hat nämlich häufig Gewissensbisse über ihre Handlungsweise gegen ihre Herrschaft. Sie nennt das in bösen Stunden Verrath und ist in den letzten Zusammenkünften, welche ich mit ihr hatte, so schwermüthig gewesen, daß ich fast allen Geschmack an ihr verloren habe. Mein Versprechen, sie zu heirathen, von dem ihr die Güte haben werdet, mich loszusprechen, wie ihr bereits in früheren ähnlichen Fällen gethan, hat sie nur wenig beruhigt. Unter diesen Umständen würde es sich nöthig machen, daß ihr sie durch religiösen Zuspruch und durch Vergebung einiger kleinen Sünden stärktet und ihr das Verhalten gegen ihre Herr-

schaft unter dem richtigen Lichte darstelltet. Sie soll zu euch in den Beichtstuhl kommen."

„Gut, schick' sie mir zu. Die Kirche hat einen reichlichen Vorrath von Heilmitteln für kranke und schwache Seelen. Wir brauchen das Mädchen noch, wie? weiß ich selbst noch nicht; ich bin krank und mein Kopf braucht Zeit, die Masse von Stoff, die du mir heute zugeführt, zu verarbeiten. Doch gehab' dich wohl! Schon schlägt die Stunde Mitternacht, und mein müder Leib bedarf der Ruhe, welche die Sorge für das Heil so vieler unglücklicher, in Nacht befangener Seelen mir immer und immer raubt."

Der Krämer hörte diese Worte mit einem ironischen Lächeln an und ging. Als er über den weiten Vorsaal hinschritt und die enge Stiege hinabging, glaubte er ein Athmen zu hören, als sei Jemand hinter ihm. Von der großen Thurmuhr schallte es zwölf. Es wurde dem starken Manne unheimlich in dem alten düsteren Gebäude, und er beeilte sich aus seinem Bereiche zu kommen. Unmittelbar nach ihm huschte eine zweite Gestalt aus der Pforte, welche den entgegengesetzten Weg einschlug; die Thür des Hauses wurde hinter ihr verriegelt.

Der Schlaf, dieser milde Tröster und Freund Aller, die reines Herzens sind, floh das Lager des Vikars. Er konnte vor Freude nicht schlafen. Aber es war die wilde Freude eines Raubthieres, welches nach langem Umhersuchen seine Beute endlich ruhig gelagert und unfähig zum Widerstand gegen einen unerwarteten mörde-

rischen Angriff findet. Endlich war es ihm gelungen, die verhaßte Familie Valery in seinem Netze zu fangen, und es stand nur bei ihm, sie dem Verderben zu weihen. Wie weidete er sich an der Vorstellung, diese vornehmen und geachteten Leute die schrecklichen und entehrenden Strafen erleiden zu sehen, welche barbarische Verordnungen jenes als human vielgerühmten Zeitalters für das schwere Verbrechen des Rückfalles zur Ketzerei bestimmten! Das stolze Haus dem Erdboden gleich gemacht, die Männer hingerichtet, deportirt oder auf die Galeere geschmiedet, die Frauen — der Vikar erschrak; er erbebte vor dem Bilde Margots, welche im Armensündergewande vor ihm stand, den Blick vorwurfsvoll auf ihn gerichtet, der sie in Schande und frühen Tod gestürzt. Der wüste Phantast preßte die Hände vor das Gesicht, um dieses entsetzliche Bild zu verdrängen. Es gelang ihm nach langer Zeit, während er keuchend und seufzend auf dem Lager saß, sie in ihrem vollen Liebreiz, als ein Bild strotzender Lebenslust vor seinen Blick zu zaubern. Wiederum wurde das Herz des wach träumenden Mannes mit Freude erfüllt; auch diese Gefühle waren nicht von edler Natur, aber doch nicht tigerartig wie die früheren. Er triumphirte, daß Margot Herrn Merciers Hand zurückgewiesen hatte — den Maire, welchen er zu hassen angefangen, weil er es gewagt, die Hand nach diesem Kleinod auszustrecken. Und warum diese Freude? Was konnte ihm, dem geweihten Priester, für den die Liebe des Weibes Todsünde war, daran gelegen sein, ob das schöne Kind diesem oder einem

anderen seine Hand reichte? Doch die Leidenschaft hat keine Vernunft. Freilich marterte sich der Geist des Vikars in einem furchtbaren hoffnungslosen Kampfe ab. Die Liebe zu diesem Mädchen, selbst schon eine schwere Sünde, trieb ihn wieder zu einer anderen noch größeren, zu einer Verletzung seiner Pflicht als Seelsorger, zu einem Verrath an der heiligen Kirche und Religion, an Gott und den Heiligen selbst. War es nicht seine Pflicht, den ruchlosen Frevel mit der Religion, welchen die Familie Valery trieb, zur Anzeige und zur Strafe bei den Wächtern der königlichen Verordnungen zu bringen? und war es nicht einzig die Rücksicht auf jenes Glied des verdammenswerthen Hauses, welches ihn daran hinderte? und wer war sie selbst, die einen so dämonischen Einfluß auf ihn ausübte? Schien sie nicht blos Gott weiß woher gekommen zu sein, um ihn krank, elend, pflichtvergessen zu machen? War sie nicht selbst eine Ketzerin, oder hatte sich dem heiligen Dienste der Religion hinter Klostermauern entzogen? Und eine solche Frevlerin — Todsünde, ihrer zu schonen — Wahnsinn, an sie zu denken! Und doch dachte er an sie, doch stand sie vor ihm, liebreizend, unschuldig, schalkhaft, lächelnd!

Margot saß gegen Abend mit einer Arbeit an ihrem Lieblingsplatze oben im Berggarten allein. Oft sank ihre Hand in den Schoß; sie blickte nachsinnend vor sich hin, und ein trüber Schatten flog über ihr feines edles

Gesicht. War doch so Manches im Laufe der letzten Wochen geschehen, das sie zum Nachdenken reizte; und diese Gedanken selbst waren von ernster Art. Seit jenem Tage, wo der muntere Maire um ihre Hand an dieser Stelle gebeten, glaubte sie bei den Gliedern des Hauses eine gewisse Zurückhaltung wahrzunehmen, welche sie sehr unglücklich machte. Sie bemerkte häufig, daß bei ihrem plötzlichen Eintritt in das Zimmer das Gespräch verstummte, ein deutlicher Beweis, daß man sich von ihr unterhalten; die Glieder der Familie waren öfters in den Zimmern des oberen Stockes versammelt, was vorher nie geschehen war, und zwar bemühte man sich ihr diese Vereinigung geheim zu halten; man schien es gern zu sehen, wenn sie das Haus verließ und in den Garten ging, wo sie dann wie eben jetzt lange Zeit allein blieb; höchstens kamen einmal die beiden jüngsten Töchter und schauten nach ihr aus. Uebrigens behandelten Herr und Frau Valery sie noch mit derselben Liebe und Zärtlichkeit und machten keinen Unterschied zwischen ihr und den eigenen Kindern; diese selbst verkehrten mit Margot ganz wie mit ihres Gleichen. Und doch war eben eine Kluft, wenn auch eine schmale und verdeckte, wie sie vielleicht nur ein sehr feines Gefühl oder ein argwöhnischer Sinn merken konnte. Am meisten fiel ihr Manons, des sonst so zutraulichen und offenen Mädchens, Benehmen auf. Die Kleine war noch eben so zärtlich, und doch hatte sie etwas im Rückhalt, was oft schalkhaft rührend aus ihren treuen guten Augen blitzte. Was ihre Brüder betraf, so kamen sie

ihr nicht mehr so treuherzig gutmüthig vor, sondern höflicher, rücksichtsvoller. Margot fühlte sich durch diese Wahrnehmungen tief verletzt, aber gerade deshalb konnte sie es nicht über sich gewinnen, Jemanden zum Vertrauten ihres Kummers zu machen. Dazu kam noch die Besorgniß, welche sie ungemein beunruhigte, ob vielleicht ihr Geheimniß auf irgend eine Weise enthüllt worden und diese Entdeckung die Veränderung im Benehmen der Familie Valery bewirkt habe.

Als sie wieder einmal die Augen von ihrem Nadelwerke aufschlug, sah sie zu ihrer Bestürzung wenige Schritte von ihrem Sitze einen fremden Mann in demüthiger Haltung stehen, der sie mit einer achtungsvollen Aufmerksamkeit anblickte. Sobald er gewahr wurde, daß sie seine Erscheinung bemerkt hatte, zog er seine Mütze vom Kopfe, welche wie seine übrige Kleidung den Mann aus dem Volke anzeigte, und trat einen Schritt näher.

„Ich bitt' euch, erschreckt nicht über meine unvermuthete Gegenwart an diesem Orte,“ sagte er. „Ich komme in der besten Absicht von der Welt hierher. Schon den ganzen Nachmittag hab' ich auf der Lauer gelegen, um euch allein zu treffen, da ich euch etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Ich weiß nicht, ob ihr euch meiner noch erinnert?“

Das scharfmarkirte kühne Gesicht des Mannes, der etwa dreißig Jahre sein mochte, kam Margot bekannt vor, die beruhigt von der freundlichen Anrede ihn genau musterte, allein sie konnte sich in dem Augenblicke

nicht erinnern, wo sie den Menschen schon gesehen hatte. Sie äußerte das.

„Es war auf euerer Herreise in den Sevennen, Nachts in der Herberge und in der anderen Nacht in der Höhle“, sagte der Mann mit halblauter Stimme, indem er sich vorsichtig umschaute und dabei wiederum einen Schritt näher rückte.

„Ach, ihr seid Laporte!“ erwiederte Margot, der jene bunten lebendigen Gebirgsscenen mit einem Male vor die Erinnerung traten. Sie blickte den verwegenen Sprecher und Rädelsführer jener Nächte mit wohlwollender Theilnahme an und fragte: „Was habt ihr mir Wichtiges zu sagen, Meister Schmied?“

„Mademoiselle“, nahm der Schmied mit einer Art roher Galanterie wieder das Wort: „Ihr habt in jenen beiden Nächten Worte der Güte an mich gerichtet, die einen um so tiefern Eindruck auf mich gemacht haben, je seltener ich deren, so lange ich ein Mann bin, zu hören bekam; ich werde sie nie vergessen, aber ich bin euch außerdem tief verpflichtet, da ihr mich und meine Freunde von einem tollen Streiche zurückhieltet — ihr erinnert euch dessen, was wir vorhatten — der ausgeführt, uns unfehlbar Alle ins Verderben gestürzt hätte. Schon längst hätte ich gern gewünscht, euch zu sehen und zu danken, aber es will sich nicht schicken, daß Leute meines Schlages euch nahen, wenn sie ihre Gegenwart nicht durch eine Dienstleistung rechtfertigen können. Das ist, Gott sei Dank, jetzt der Fall.“

„Nun!“ fragte Margot gespannt.

„Ich muß ein bischen weit ausholen“, fuhr Laporte fort, „damit ihr in den Zusammenhang kommt; ich will mich so kurz wie möglich fassen. Ihr müßt wissen, daß seitdem der Intendant in Nimes und der Bischof dahin trachten, alle ordentlichen Leute von ihrem richtigen Glauben abzubringen, eine heillose Wirthschaft im ganzen Lande ist. Ihr werdet während eueres Aufenthalts hier schon so manches gemerkt haben. Die Edelleute und das vornehme Volk in den Städten ist denn gleich nach seiner Art zu Kreuze gekrochen; ich glaube, sie würden Türken, wenn es der Intendant verlangte; nur der gemeine Mann, der noch Ambition im Leibe hat, fügt sich nicht und läßt sich lieber todtschlagen, als daß er dem Evangelium untreu würde. Das ist den Herren in Nimes nun freilich nicht recht. Sie können wohl die Pfarrer fortjagen, die Kirchen einreißen, den Leuten verbieten, Psalmen zusammen zu singen, sie können sie aber nicht zwingen zu glauben, wozu sie keine Lust haben, und können sie auch nicht auf Schritt und Tritt verfolgen, wenn sie an einem einsamen Orte Gott verehren oder gar das Land meiden wollen; und wenn sie noch mehr Soldaten und Aufpasser hätten, das geht nicht. Hierher setzte der Bischof für die Neubekehrten einen Vikar — nun ihr kennt ihn ja; das ist einer nach ihrem Herzen, ein Erzpfaff, der am liebsten Alle, die den Papst verabscheuen, auf den Scheiterhaufen setzte. Der Vikar muß, wie die anderen Geistlichen, welche neu eingerichtete Stellen besitzen, ein wachsames Auge auf seine neuen Beicht-

kinder haben, damit sie nicht etwa rückfällig werden, dabei muß er aber auch den paar verstockten und verirrten Schafen, die sich nicht bekehrt haben, seine Aufmerksamkeit zuwenden, damit sie nicht etwa in der Stille einen Psalm singen oder sich gegenseitig mit Gottes Wort trösten und somit den Katholiken ein Aergerniß bereiten. Nun hatte ich vor Jahren einen guten Freund; er war mein Schul- und Spielkamerad, ein gescheidter, munterer Bursche, mit dem ich stets einig war und manchen tollen Jugendstreich ausgeführt habe. Die Zeit der allgemeinen Bekehrung kam und mit ihr das Elend. Blanchard, so hieß mein Freund —"

„Blanchard, der Tabuletkrämer?" fragte Margot.

„Ihr kennt ihn, wie ich höre."

„Er stieß auf uns im Gebirge an demselben Abend, wo ich euch einige Stunden später in der Herberge kennen lernte."

„Er war also auch dort bei Wege! Ich bin ihm auf die Sprünge gekommen. Er treibt sich als guter Hugenot in den Bergen herum und kundschaftet, ob die armen Leute eine Versammlung halten, die er verrathen kann."

„Da ihr das wißt, Laporte, so brauch' ich euch auch kein Geheimniß daraus zu machen, daß es Blanchard war, der in der Herberge heranschlich, um euch zu behorchen und mich in der Dunkelheit für die Schänkmagd hielt, mit der er jedenfalls auf vertrautem Fuße steht."

„Nun ja doch, die Mägde weiß er zu gewinnen;

er schenkt den eitlen Dingern etwas von seinem Kram. Es fiel oft auf, daß alle geheimen Versammlungen, alle Fluchten, von denen Blanchard gewußt hatte, verrathen und überfallen wurden; er entkam jedes Mal. Ich beobachtete ihn genau und fand, daß er sich sehr verändert hatte; er war nicht mehr so offen, lustig und rücksichtslos. In meiner Seele stieg der schreckliche Verdacht auf, welcher sich später bestätigen sollte: Blanchard war heimlich katholisch geworden und verrieth uns, seine Freunde und Glaubensgenossen. Lange Zeit zerbrach ich mir den Kopf, wie wir der Verrätherei Blanchards sicher begegnen könnten, ohne ihn selbst argwöhnisch zu machen. Ein glücklicher Zufall kam mir zu Hülfe; er selbst sollte mir den Weg anzeigen, ihn zu überlisten. Ich bin mit dem Pathen von Meister Valery, einem guten, fleißigen Jungen, bekannt, der mich so lange plagte, bis ich ihn mit in die Wüste nahm. Das war, bevor der Meister so gescheidt war, ihn an den Betstunden, welche Herr Benoit hielt, Theil nehmen zu lassen."

„Wie? ihr wißt?" wollte Margot erstaunt fragen.

„Ah", unterbrach sie Laporte errathend mit einem stolzen Tone. „Herr Benoit und ich kennen uns; er weiß, daß er sich auf mich verlassen kann. Also Antoine theilt mir eine Entdeckung mit, die er gemacht hat. Die Magd nämlich hier habe ein Verhältniß mit Blanchard, der öfters in der Nacht zu ihr komme. Er wollte Lärm machen; ich bat ihn, das zu verschieben, weil ich eine Ahnung hatte, als würde mir die Sache

zum Vortheil ausschlagen. Richtig; gleich darauf erfahre ich aus sicherer Quelle, daß Blanchard mehrere Male noch spät Abends zum Vikar gegangen war. Ich nahm meine Einrichtungen und war so glücklich, die Anschläge unserer Feinde mit meinen eigenen Ohren zu hören."

„Wie ist das möglich?"

Laporte erwiederte mit einem schlauen selbstgefälligen Lächeln: „Es ist zwar nicht üblich, daß ein Feldherr seine Kriegslisten bloß legt, aber bei euch kann man das schon wagen. Ich befolgte nur Blanchards Beispiel. Der Vikar hat eine Magd, die er ganz übersieht, weil seine Augen nur auf ein schönes, junges Mädchen gerichtet sind, das erst vor Kurzem nach Alais gekommen ist und im Hause eines reichen Seidenfabrikanten wohnt."

„Was sagt ihr?" fuhr Margot überrascht auf.

„Ich machte Bekanntschaft mit der Pfaffenköchin; sie erzählt mir, wer bei ihrem finsteren, griesgrämigen Herrn war und was man gesprochen hat; zuweilen höre ich auch selbst zu. So belauschte ich denn ein Gespräch Blanchards mit dem Vikar, das gestern Abend stattfand. Dank der Verrätherei Louisons weiß der Pfaff Alles; er kennt Herrn Benoits Stand, er weiß, daß ihr Betstunden haltet, daß Frau Valery Trost in einer Bibel sucht; daß ihr, mit einem Worte, heimliche Hugenotten seid, und daß ihr selbst euch durch die Flucht der Einsperrung im Kloster entzogen habt."

„Das ist ja entsetzlich!" rief Margot, vor Schrecken

bleich. „Jeder Augenblick kann uns in's Verderben stürzen. Was fangen wir an?“

„Die Sache ist allerdings gefährlich“, erwiederte Laporte mit einer Ruhe, welche in starkem Widerspruche mit seiner Mittheilung stand. „Doch wird der Vikar auf der anderen Seite durch gewisse zärtliche Rücksichten gegen eine Bewohnerin dieses Hauses, welche ich schon vorhin andeutete, zurückgehalten, von den Mittheilungen Blanchards Gebrauch zu machen. Ihr gewinnt durch diesen günstigen Umstand Zeit zur Ueberlegung, was zu thun sei.“

„Was sollen euere Anspielungen?“ fragte Margot, „sprecht offen!“

„Ich meine, daß der Vikar vor Liebe zu euch ein Narr geworden ist“, erwiederte Laporte trocken. „Seine Magd fürchtet sich schon lange vor ihm; er sitzt zu Hause und starrt vor sich hin, genießt kaum ein Weniges den Tag über, lispelt eueren Namen, kniet vor seiner hölzernen Jungfrau, die er zuweilen für euch zu halten scheint, und schleicht wie ein Gespenst umher.“

„Ist's möglich!“ stammelte Margot in Verwirrung. „Aber dennoch dürfen wir keinen Augenblick zögern. Mein theurer Lehrer, meine guten Eltern in so schrecklicher Gefahr! Mein wackerer Laporte, ich danke euch aus tiefem Herzen für euere Warnung; wir werden sie benutzen; und ich werde euch meinen Dank sogleich thätlich beweisen.“

„O laßt das! davon ist keine Rede, ich habe mehr Geld als ich brauche. Nur eines bitt' ich euch. Saget

Herrn Valery nicht, von wem ihr die Warnung erhalten habt; denn wenn er erfährt, von mir, wird sie wohl vergeblich ergangen sein."

„Und was berechtigt euch zu dieser Annahme?"

„Seht", erwiederte der Schmied mit einem verlegenen Lächeln, „Herr Valery ist mir, seitdem er ein Katholik geworden ist, und ich unserem Glauben treu geblieben bin, nicht mehr so recht gewogen. Ich glaube, es verdrießt ihn, daß ich, der arme Teufel, mich unterstanden habe, dem Könige ungehorsam zu sein. Wenigstens hat er mich seit der Zeit oft schlecht genug behandelt, nicht grob mein' ich, aber ihr versteht mich schon. Man kann Jemand in aller Liebe und Güte zum Tollwerden bringen. Ich habe in der Beziehung von anderen reichen und vornehmen Leuten viel erdulden müssen; man hat mich in meinem Geschäft als Grobschmied und Eisenhändler und in meinem Credit geschädigt, weil ich nicht eben auch zu Kreuze gekrochen bin. Freilich, sie schämen sich, und das Gewissen rührt sie, wenn sie einen Menschen noch umherlaufen sehen, der der Versuchung widerstanden hat."

„Gewiß thut ihr meinem Vater Unrecht. Ihr dürft nicht vergessen, daß ein Fabrikant ein Arbeitgeber ist, der nicht allein an sich denken darf, sondern auch das Wohl und Wehe vieler Familien berücksichtigen muß, welche ihren Unterhalt von ihm beziehen."

„Das ist sehr richtig. Aber glaubt ihr nicht, daß, wenn alle reichen Leute, wie Herr Valery, sich von Anfang an einstimmig und bis zum Aeußersten entschlossen

den Eingriffen in ihre Rechte widersetzt hätten, von der anderen Seite ihnen keine entehrenden Zumuthungen gestellt worden wären? Früher bin ich in dem Hause viel ein- und ausgegangen, jetzt muß ich den Weg durch den Zaun nehmen. Frau Ulrique hat mir viel Wohlwollen gezeigt, das ich mir zu erhalten bemüht gewesen bin; sie hat mich oft in Tagen des Unglücks mit milder Hand unterstützt und mir selbst ihr Wohlgefallen zu erkennen gegeben, daß ich der Religion meiner Väter treu geblieben bin. Mein Herz weiß ihr das immer Dank. Um ihret- und euretwillen bin ich gekommen und um den wackern Herrn Benoit zu retten. Die Anderen — sie kennen mich nicht mehr, sie gehen mir aus dem Wege. Was hab' ich mich also um sie zu kümmern? Ich nehme nur Theil an ihnen, weil die edle Frau Ulrique, ihr und Herr Benoit mit ihnen durch die Bande der Liebe und Neigung verbunden seid."

„Ihr seid ein wilder Mensch, Laporte", sagte Margot.

„Glaubt das nicht, Mademoiselle. Ich bin ein Lamm gegen die, welche mich mit Güte behandeln. Doch ihr wollt gehen, und ich nehme meinen Rückzug. Ersucht, wenn es euch gefällig ist, Herrn Benoit in meinem Namen, sich heraufzubemühen, damit ich mit ihm Abrede treffen kann; er ist doch am Ende diejenige Person, um welche es sich am meisten handelt. Ich werde ihn hier erwarten. Und vergeßt doch nicht meinen Rath hinsichtlich meiner Mittheilungen."

Margot sah sich durch die rücksichtslosen Mittheilungen Laporte's aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt, dem Phantasiebilde von einem paradiesischen Aufenthalte im Valery'schen Hause, wo sie in Unschuld und Freude, nicht berührt von den Unannehmlichkeiten des Lebens ihre Tage in Arbeit und harmlosem Genuß hinbringen könne. Mit großem Mißbehagen mußte sie jetzt zugestehen, wie richtig die Bemerkung ihres Lehrers Benoit gewesen war, daß eben die Thorheit und Leidenschaftlichkeit der Menschen kein Paradies auf Erden aufkommen lassen. Mit Entsetzen sah sie, wie der Lustgarten, in welchem sie seither gewandelt war, auf einem Vulkane ruhte, der sie selbst, ihre Freunde und das ganze Paradies jeden Augenblick durch einen unvermutheten Ausbruch zerstören konnte. Die Leidenschaft des Vikars für sie war nun schon die zweite Flamme, die ihr entgegenloderte und ihrem Glücke, ihrem schönen häuslichen Verhältniß Verderben drohte, denn war nicht bereits durch die Liebe des Maires ein Mißton in die reine Harmonie der Familie Valery gekommen? Hatte sie der Antrag des Herrn Mercier erheitert, so grauste ihr vor der düsteren frevelhaften Glut des Priesters; und sie wußte es Laporte wenig Dank, daß er ihr das unselige Geheimniß mitgetheilt hatte.

Sie glaubte den guten Rath des Schmieds im Betreff seiner Urheberschaft zu diesen Entdeckungen nicht befolgen zu dürfen. Nachdem sie sich etwas gesammelt, eilte sie ins Haus und theilte ihrem Vater Valery mit, was sie erfahren hatte. Dazu trieb sie das Gefühl,

sie dürfe vor dem wackeren Manne in all diesen Dingen kein Geheimniß haben, gerade weil sie in Bezug auf ihren Stand und Herkommen nicht offen gegen ihn sein durfte. Sie war erstaunt über die Ruhe, mit welcher der sonst so ängstliche Mann diese Schreckenskunde anhörte.

„Also Laporte hat dir das Alles gesagt?“ fragte er, nachdem das Mädchen ihren Bericht geendigt. „Nun will ich dir etwas sagen. Nimm dir das Geschwätz ja nicht zu Herzen, denn daran ist kein wahres Wort. Du bist erstaunt, doch du magst es nur glauben: Laporte ist ein Kerl, dem es auf ein paar gut oder schlecht erfundene Lügen nicht ankömmt, wenn er einen Zweck damit zu erreichen glaubt. Und den verfolgt er jetzt. Du mußt wissen, daß der Schmied sonst viel in unser Haus kam, und mehrere seiner Verwandten für uns arbeiteten. Aber die ganze Sippschaft taugt nichts. Wir hatten ihn gern, und ich habe ihm oft kleine Summen zu seinem Eisenkram vorgeschossen, ohne sie in meine Bücher zu notiren. In der Folge änderte sich das. Laporte wurde wild und trotzig, fügte sich nicht in Gesetz und Ordnung, er kam in übeln Ruf, so daß die Bekanntschaft mit ihm keine Ehre machte, und ich genöthigt war, ihm das zu verstehen zu geben. Nun du hast ja selbst gehört und gesehen, was der unbändige Mensch für gottlose Pläne schmiedet; sie laufen auf Mord und Todtschlag. Als ich damals nach Hause kam, erfuhr ich, daß er mir meinen Pathen Antoine, einen guten treuen Jungen, auch schon zum Auflehnen

gegen das Gebot der Obrigkeit verlockt und damit uns Alle großer Gefahr ausgesetzt hat. Dadurch hat er nun unser Wohlwollen ganz eingebüßt. Aber ihm liegt viel daran, es wieder zu gewinnen, und darum bietet er Alles auf, was ihm eine Wichtigkeit in unseren Augen geben kann. Da hat er denn das alberne Märchen ausgesonnen und macht sich auch kein Gewissen daraus, unschuldige Leute zu verdächtigen und zu verläumden. Unsere Louison ist eine fromme, treue Magd, die schier von Kindesbeinen an in unserem Hause lebt, mit meinen Mädchen aufgewachsen und eines solchen Verraths durchaus gar nicht fähig ist. Ich weiß nicht, ob sie einen Umgang oder eine Bekanntschaft mit dem Tabuletkrämer hat; ich glaub' es aber auch nicht. Wir können uns ja erkundigen. Was man selbst nicht weiß, darüber berichten einen Andere. Ich kann mir aber auch nicht vorstellen, daß dieser Mann eine so schändliche Rolle spielen sollte. Du wirst mir deine eigenen Beobachtungen aus der Gebirgsherberge gegen ihn anführen. Aber war das auch wirklich Blanchard? Und spielte dir deine Aufregung nicht einen Possen. Gott weiß wie das zusammen hing. Man muß von guten Hugenotten nie das Schlimmste glauben. Nur die Katholiken sind Ungeheuer, von welchen man Alles zu fürchten Ursache hat. Nein, nein, Margot. Alle diese entsetzlichen Dinge existiren nur in Laporte's Kopf; und er hat sie ins Dasein gerufen, weil er jedenfalls Geld braucht. Doch wir wollen der Mutter die Sache mittheilen; sie wird uns ihre Meinung sagen, und ich

denke, dieselbe wird mit meiner Ansicht übereinstimmen. Herrn Benoit und meinen Kindern gegenüber laß uns schweigen, damit sie sich nicht unnöthige Sorge machen."

Margot fiel bei Erwähnung Benoits der Auftrag Laporte's ein, und sie begab sich in das Zimmer ihres Lehrers, um denselben auszurichten. Benoit hörte die Erzählung ihrer Unterredung mit Laporte mit einer Bestürzung an, welche er sich vergeblich mühte vor seiner jungen Freundin zu verbergen, und die einen auffallenden Gegensatz zu der gleichgiltigen Ruhe Valery's bei derselben Gelegenheit bildete. Er stammelte einige unzusammenhängende Worte und verließ hastig das Zimmer, um der ergangenen Aufforderung zu genügen. Margots Besorgnisse, welche durch die Sicherheit ihres Pflegevaters eingeschläfert worden waren, regten sich zufolge dieses Benehmens aufs neue. Sie zog in Erwägung, daß Laporte im voraus sie auf die zwischen Herrn Valery und ihm bestehende Entfremdung aufmerksam gemacht und die Erfolglosigkeit seiner Warnung in Aussicht gestellt, sobald er selbst Herrn Valery als Urheber genannt werde. Das konnte möglicher Weise eine arglistige Vorsicht sein, ein Versuch, Margots Vertrauen zu beirren. Aber die Frage mußte sich ihr sogleich aufdrängen: zu welchem Zwecke sollte der Mann ein Gewebe von Lügen und Verläumdungen gesponnen und so viele Täuschungen gewagt haben, da Valery's Verdacht, er spekulire auf Geld, sich in der That als falsch erwiesen; er hatte ja Margots Anerbieten einer Belohnung zurückgewiesen. Margot traute ihm wilde ver-

wegene Handlungen, listige Streiche zu, aber Falschheit hatte sie in seinem Benehmen nicht gefunden. Und, das fiel schwer bei ihr ins Gewicht, würde sich Herr Benoit wohl in nähere Verbindung, wie sie nach Laporte's Aeußerungen und seinem Benehmen bestand, mit einem Menschen eingelassen haben, der so ruchlos handeln könnte? Und endlich sprach der Umstand nicht stark zu des Schmieds Gunsten, daß er, alle weltlichen Vortheile verachtend, den Glauben seiner Väter und seinen eigenen Ueberzeugungen, trotz aller Versuchung von der einen und Verfolgungen von der anderen Seite unerschütterlich treu geblieben war und sich gegen Andere, die das nicht gethan, erbittert zeigte? Konnte das ein schlechter Charakter sein?

Margot hatte diesen Betrachtungen nachgehangen, während sie im oberen Stocke auf dem Vorsaale an einem Fenster stand, welches die Aussicht auf den Berggarten gewährte. Sie sah ihren würdigen Lehrer mit einer ungewohnten Hast die Terrassen erklimmen. Sobald er oben angelangt war, erschien Laporte wieder, allein diesmal nicht allein; es war noch ein anderer Mann bei ihm. Alle drei verschwanden bald in den Anpflanzungen auf der obersten Terrasse des Gartens. Gedankenvoll starrte Margot noch einige Augenblicke auf den Punkt, wo sie zuletzt sichtbar waren. Dann begab sie sich wieder hinab.

Herr Valery hatte seine Gattin mittlerweile von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt. Nahm auch Frau Ulrique die Sache nicht ganz so leicht, wie ihr Ehe-

herr, so legte sie doch auch nicht dasjenige Gewicht auf die Warnung Laporte's, welche diese nach Margots Ansicht verdiente. Sie sah darin weiter nichts als eine Wiederholung früherer Redereien und Gerüchte. Auf ihre Veranlassung nahm man wenigstens die Magd insgeheim vor und hielt ihr die Anschuldigungen gegen ihre Treue vor. Louison betheuerte mit hellen Thränen und vielen Schwüren ihre gänzliche Unschuld. Da man die Untersuchung, wenn der Ausdruck für dieses gutmüthige Verfahren erlaubt ist, mit dem besten Vorurtheil gegen die Beklagte angefangen, so führte sie natürlicher Weise zu keinem Erfolge. Man glaubte den Thränen und Schwüren der Dienerin, weil man ihnen von vorn herein glauben wollte, und der Hausherr dachte wunders etwas gethan zu haben, da er dem Mädchen bei dem geringsten neuen Verdachte mit augenblicklicher Verstoßung drohte.

Margot wurde durch den Vorgang, bei welchem sie allein von den Kindern zugegen war, sehr wenig gerührt. Das Benehmen Louisons, welcher sie eigentlich nie hatte Gefallen abgewinnen können, schien ihr bei der Gelegenheit von der Art gewesen zu sein, daß es nur so harmlosen und gutmüthigen Menschen wie Valery's nicht auffällig sein konnte. Margots Verdacht fand frische Nahrung, und sie nahm sich vor, das Mädchen genau zu beobachten und ihre Geschwister zu gleicher Vorsicht zu ermuntern.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Storch, Ludwig,

Die Königin Historischer Roman

Bd.: 1

Leipzig 1858